HEIDELBERG

Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 2020

Jahrgang 24

Herausgegeben vom
Heidelberger Geschichtsverein

Redaktion:
Frank Engehausen, Norbert Giovannini, Carola Hoécker,
Ingrid Moraw, Petra Nellen, Reinhard Riese,
Florian Schmidgall, Matthias Wermke

Für den Vorstand:
Hans-Martin Mumm und Claudia Rink

KURPFÄLZISCHER VERLAG

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Heidelberg: Jahrbuch zur Geschichte der Stadt / hg. vom
Heidelberger Geschichtsverein. – Heidelberg: Kurpfälzischer Verl.
Erscheint jährl. – Aufnahme nach Jg. 1. 1996
Jg. 1. 1996–

2019
© Urheberrechte der Texte bei den Autorinnen und Autoren
Copyright der grafischen Gestaltung beim Herausgeber

Bestellungen über den Herausgeber:
Heidelberger Geschichtsverein e.V.

c/o Hans-Martin Mumm
Kaiserstraße 10
69115 Heidelberg

c/o Hansjoachim Räther
Klingentorstraße 6
69117 Heidelberg

Kurpfälzischer Verlag – Heidelberg
Gestaltung und Herstellung: Claudia Rink, Heidelberg
Umschlag: Bettina Bank, Heidelberg
Druckerei: Neumann Druck, Heidelberg

ISBN 978-3-924566-82-1
ISSN 1432-6116

Inhalt

9 Vorwort

11 Hermann Wiegand
Historische Vereine in der Region – Geschichte und Aufgaben. Vortrag zum 25-jährigen Jubiläum des Heidelberger Geschichtsvereins

I. Aufsätze zur Stadtgeschichte

21 Ulrich Wagner
Deutscher Orden, Kurpfalz und das Heidelberger Ordenshaus im Mittelalter

39 Johan Lange
Sperrstunde um 22 Uhr und keine eigenen Haustürschlüssel. Versuche von Universität und Stadt zur Disziplinierung der Heidelberger Studenten um 1800

57 Marcel Krings
Burschen, Schloss und Vaterland. Heidelberg als Nationalsymbol in der deutschen Literatur zwischen 1870 und 1945

71 Petra Nellen
Bürgerliche Frauenbewegung, 100 Jahre Frauenwahlrecht und weibliche Repräsentanz in der Heidelberger Politik

89 Dörte Kaufmann
„Heidelbergs Verbundenheit mit der Saar“. Saarpropaganda in Heidelberg zwischen 1919 und 1935

111 Frank Engehausen
Tatort Heidelberg. Sondergerichtsakten als Quellen zur Alltagsgeschichte im Nationalsozialismus

121 Viktor Fichtenau
Fritz Ernst und das Heidelberger Historische Seminar

135 Jörg Tröger
„Diese Werke sind in ihrer Art unübertrefflich – sie bedeuten eine geschichtliche Wende“. Vor 70 Jahren kam die Neue Musik nach Heidelberg

143 Reinhard Riese
Bewegte Zeiten. Das Bunsen-Gymnasium 1968–1975

II. Topografie, Bau- und Kunstgeschichte

159 Renate Marzolff
Hans Thoma: „Petrus auf dem Meer“ in der Heidelberger Peterskirche. Zur Geschichte dieses Bildmotivs

173 Christmut Präger
Ein öffentliches Kleinod der 1950er Jahre: Die Wasserspiele der Kurfürstenanlage. Von „Heidelbergs schönster Visitenkarte“ zum Aussteiger-Treff

III. Miszellen

179 Johannes Valentin Korff
„It is twenty years of research“. Alfred Abraham Strauß – ein Pionier in der Erforschung von Lernschwäche. Ein Beitrag zur Verfolgung jüdischer Mediziner im Dritten Reich

187 Christoph Beckmann, Maike Rotzoll
„Das Doctordiplom der überall im Auslande berühmten Universität Heidelberg“. Die Aushändigung von Promotionsurkunden an jüdische Absolvent*innen des Medizinstudiums in Heidelberg zwischen 1933 und 1939

203 Anette Hettinger
Ludwig Marum und die jüdische Studentenverbindung Badenia

215 Armin Schlechter
Reinhard Düchting (1936–2018) und der Heidelberger Donnerstags-Club

219 Michael Buselmeier
„Traum Finsterlins“. Der Heidelberger Architekt und Künstler Molli Stichs (1938−2018)

IV. Quellen und Berichte

223 Dietrich Dancker, Jörn Fuchs
1250 Jahre Kirchheim

233 Hansjoachim Räther
180 Jahre Gasthaus „Zum Roten Ochsen“

235 Walter Petschan
Wieblinger Ortsmuseum eröffnet

241 Ingo Runde
Digitalisierung, Erschließung und Onlinestellung der Urkunden des Universitätsarchivs Heidelberg

247 Enno Krüger
Die Wiederentdeckung der Heidelberger Maler der Romantik

253 Simon Stewner
Zur Emil Julius Gumbel-Tagung im Universitätsarchiv Heidelberg am 22. Juli 2019

V. Rezensionen

259 Alexander Heinzmann: Die Ringwälle auf dem Heiligenberg bei Heidelberg. Keltischer Fürstensitz oder Keltenstadt? (Hansjoachim Räther)

260 Karl Wilhelm Beichert, Wilhelm Kühlmann, Herrmann Wiegand (Hgg.): Der Jurist Nikolaus Kistner (Cisnerus) 1529–1583 und sein literarisches Werk im Kontext des pfälzischen Späthumanismus (Hansjoachim Räther)

262 Benjamin Müsegades, Ingo Runde (Hgg.): Universitäten und ihr Umfeld. Südwesten und Reich in Mittelalter und früher Neuzeit (Martin Krauß)

263 Johannes Ehmann: Geschichte der Evangelischen Kirche in Baden. Bd. 1, Reformatorische Bewegungen im Südwesten des Reichs (1518−1557). (Hans-Martin Mumm)

264 **Gudrun Perrey: Johann Georg Zimmer (1777–1853).** Die Geschichte des Heidelberger Verlegers Perrey (Hans-Martin Mumm)
265 **Thilo Winterberg (Hg): Gebrüder Ernst und Bernhard Fries.** Leben, Einordnung, Werk (Claudia Rink)
266 **Klaus-Peter Schroeder: „Sie haben kaum Chancen, auf einen Lehrstuhl berufen zu werden“.** Die Heidelberger Juristische Fakultät und ihre Mitglieder jüdischer Herkunft (Christian Jansen)
267 **Ingrid von Beyme, Sabine Hohnholz: Vergissmeinnicht – Psychiatriepatienten und Anstaltsleben um 1900.** Aus Werken der Sammlung Prinzhorn (Maike Rotzoll)
269 **Thomas Hatry, Hans-Martin Mumm: „Wer je die Flamme umschritt ..“** Stefan George im Kreis seiner Heidelberger Trabanten. Eine Ausstellung zur Erinnerung an den 150. Geburtstag des Dichters (Michael Buselmeier)
271 **Frank Engehausen, Reinhold Weber (Hgg.): Baden und Württemberg 1918/19.** Kriegsende – Revolution – Demokratie (Reinhard Riese)
273 **Wolf Dieter Straub: Beat-Fieber zwischen Rhein und Neckar.** Ein Streifzug durch die Szene der Rock’n’Roll- und Beat-Bands der 1960er Jahre im Raum Heidelberg-Mannheim (Martin Krauß)
273 **Behar Heinemann: Romani Rose.** Ein Leben für die Menschenrechte (Florian Schmidgall)
274 **Michael Braun, Ralph Schock (Hgg.): Michael Buselmeier.** Nichts soll sich ändern, Festschrift zum 80. Geburtstag (Ingrid Moraw)
276 **Jo-Hannes Bauer, Hans-Martin Mumm (Hgg.): 1250 Jahre Bergheim. 769–2019** (Florian Schmidgall)

277 **Neue Veröffentlichungen zur Stadtgeschichte**
287 **Verzeichnis der Autorinnen und Autoren**
289 **Über den Heidelberger Geschichtsverein**

Vorwort

Im Dezember des vorigen Jahres feierte der Heidelberger Geschichtsverein sein 25-jähriges Gründungsjubiläum. Der Blaue Salon im Kurpfälzischen Museum war gedrängt voll. Zugleich wurde der 23. Jahrgang des Jahrbuchs von Prof. Frieder Hepp vorgestellt. Das Grußwort des Oberbürgermeisters Prof. Eckart Würzner und der Festvortrag von Prof. Hermann Wiegand, Vorsitzender des Mannheimer Altertumsvereins, vertraten die Außensicht: Der Geschichtsverein ist in Heidelberg zu einer bekannten Größe geworden; und auch in der Region und darüber hinaus finden seine Forschungen und Veranstaltungen Interesse und Anerkennung. Das hatten sich 1993 die Gründungsmütter und -väter vielleicht erträumt, aber sicher nicht erwartet: Die Arbeit des Vereins findet Anklang bei der Universität, bei der Stadt und in den Stadtteilen. Die Tabula gratulatoria im letzten Jahrbuch kann das gut dokumentieren. Ohne sein Profil zu verkürzen, ist der Geschichtsverein in der Stadt angekommen. Für diesen Erfolg zu danken ist einem großen Kreis von Mitwirkenden: Autorinnen und Autoren, Redaktionsmitgliedern, Rechnungsprüfern und Vorständen. Diese Würdigungen sind für uns ein Ansporn für das nächste Vierteljahrhundert.

Eine Sorge 1993 war, dass die Organisationsform „Verein" zu eng sei. Dieser Einwand hat sich seither widerlegt: Von Anfang an veröffentlichen wir Beiträge, die zur Hälfte von Nicht-Mitgliedern stammen; das gilt auch für den vorliegenden Band. Uns erreichen inzwischen mehr Anfragen, als wir berücksichtigen können. Da gilt es Qualitätsstandards einzuhalten und Überarbeitungen oder Verschiebungen in kommende Ausgaben zu vereinbaren. Jedes Inhaltsverzeichnis ist im Grunde ein redaktionelles Kunstwerk. Das gilt auch für die vorliegende Ausgabe.

Am Anfang steht Hermann Wiegands Vortrag zur Geschichte der historischen Vereine in Baden. Ulrich Wagner stellt die Geschichte des Deutschen Ordens in Heidelberg und in seiner Beziehung zur Pfalzgrafschaft im Mittelalter dar. Johan Lange berichtet über disziplinarische Maßnahmen gegen Studenten um 1800. Renate Marzolff hat sich Hans Thomas Gemälde „Petrus auf dem Meer" in der Peterskirche vorgenommen. Marcel Krings untersucht Heidelberg als Nationalsymbol in der deutschen Literatur zwischen 1870 und 1945. Den Umbruch der Novemberrevolution 1918/19 stellt Petra Nellen mit ihrem Beitrag zum Frauenwahlrecht heraus. Dörte Kaufmann verfolgt die Saarfrage von der Weimarer Zeit bis zur Entscheidung von 1935.

Die jüdische Geschichte ist wie so oft zugleich eine Geschichte der Wissenschaften und der Universität. Anette Hettinger behandelt die Studienzeit Ludwig Marums und seine Mitgliedschaft in der Verbindung Bavaria. Christoph Beckmann und Maike Rotzoll untersuchen die Promotionsverfahren jüdischer Absolvent*innen zwischen 1933 und 1939. Johannes Valentin Korff würdigt Alfred Abraham Strauß als Pionier der Erforschung von Lernschwäche. Von der Zeit des Nationalsozialismus handelt auch Frank Engehausens Untersuchung der Sondergerichtsakten. Für die Zeit nach 1945 stehen die Beiträge von Viktor Fichtenau über den Historiker Fritz Ernst, von Jörg Tröger zur Musikgeschichte, von Christmut Präger zu den Wasserspielen an der Kurfürstenanlage und von Reinhard Riese zum Bunsengymnasium 1968–1975. Porträts des Architekten Molli Stichs von Michael Buselmeier und des Philologen Reinhard Düchting von Armin Schlechter vervollkommnen das Panorama.

In der Abteilung „Berichte" folgen Darstellungen aus den Stadtteilen Kirchheim und Wieblingen, vom Universitätsarchiv, von der Wiederentdeckung der Malerei der Romantik und über eine Tagung zu Emil Gumbel. Die Besprechungen der neuen Literatur zur Stadtgeschichte zeichnen sich wie seit vielen Jahren durch ihren Umfang aus, ohne Vollständigkeit zu beanspruchen. Auch die Liste der Veröffentlichungen des Vorjahres wurde mit großer Sorgfalt erstellt, ohne alle Titel erfassen zu können.

Unser Dank richtet sich an die Redaktion, an die Autorinnen und Autoren, an die Herstellerin und Verlegerin, an den Buchhandel, an die Berichterstattung in der Presse, an den Vertrieb durch Hansjoachim Räther und an die Anzeigenkunden. Den Vereinsmitgliedern, die das Jahrbuch gratis erhalten, und allen weiteren Leser*innen wünschen wir anregende Lektüre. Empfehlen Sie uns weiter.

Heidelberg, im September 2019
Hans-Martin Mumm
Claudia Rink

Hermann Wiegand

Historische Vereine in der Region – Geschichte und Aufgaben

Vortrag zum 25-jährigen Jubiläum des Heidelberger Geschichtsvereins

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Mitglieder des Heidelberger Geschichtsvereins,

gerne bin ich der Einladung gefolgt, als amtierender Vorsitzender des wohl ältesten bestehenden historischen Vereins der Kurpfalz über eben solche Vereine und ihre gegenwärtigen Aufgaben zu sprechen.

Die historischen Vereine[1] sind im Wesentlichen ein Kind des 19. Jahrhunderts. Die Romantik hatte stärker das Interesse an der Geschichte des eigenen Volkes geweckt und sich vor allem dem deutschen Mittelalter zugewandt, nachdem im 18. Jahrhundert – ausgelöst durch den Deutschen Johann Joachim Winckelmann – das Interesse an archäologischen Funden, freilich nicht so sehr der Heimat, neu belebt worden war.

Schon im Humanismus war indessen die Anteilnahme für archäologische Bodenfunde unserer Region geweckt worden. In Ladenburg hat sich der Wormser Bischof und Heidelberger Universitätskanzler Johann von Dalberg (1455–1503) bereits für die wenigen damals sichtbaren Überreste aus der Römerzeit interessiert und seinen humanistischen Freundeszirkel, darunter Johannes Reuchlin, für dieses Interesse gewonnen. Ähnlich gerichtete Bestrebungen, materielle Überreste des Altertums wie Inschriften und Münzen zu sammeln, gab es z.B. in Augsburg, wo der humanistisch gesinnte Patrizier Konrad Peutinger schon 1506 systematisch römische Inschriftensteine aufnahm – seine Sammlung wurde vor kurzem bibliophil ediert[2] – und in seinen Sermones convivales Gegenstände der eigenen Heimatgeschichte behandelte. Der Elsässer Beatus Rhenanus widmete sich in seinen Germanicarum Rerum Libri Tres von 1531[3] intensiv der Erforschung auch der lokalen und regionalen Vor- und Frühgeschichte. In unserer Region stützte sich zu Beginn des 17. Jahrhundert der Jurist und Historiker Marquard Freher in seinen Origines Palatinae (zuerst 1599) vor allem auf schriftliche Zeugnisse, zog aber auch schon Inschriftensteine zur Rekonstruktion der römischen Geschichte unseres Raumes heran. Er kannte schon sehr viele antike und frühmittelalterliche Quellen für unsere Gegend und verfasste den ersten Bericht über das antike Lopodunum, den der Vortragende mit Übersetzung und Erläuterungen 1998 neu herausgeben konnte.[4]

Im 18. Jahrhundert war es dann vor allem die 1763 in Mannheim gegründete „Kurpfälzische Akademie der Wissenschaften"[5], die sich im Auftrag Kurfürst Carl Theodors um die systematische Erschließung nicht nur der die Kurpfalz betreffenden mittelalterlichen und neuzeitlichen Urkunden kümmerte, sondern auch Funde aus der Römerzeit in unserer Region systematisch zu erschließen versuchte. Hintergrund war schon ein gleichsam regionales, dynastisch grundiertes Anliegen: Die kurfürstliche Pfalz am Rhein sollte möglichst umfassend historisch-topographisch dokumentiert werden. Mit dem Weggang Kurfürst Carl Theodors 1778 nach München ließen freilich die z.T. mit sehr modernen Methoden wie systematischen Erhe-

bungen mit Hilfe von Fragebogen operierenden Aktivitäten der Kurpfälzischen Akademie zunehmend nach, um Anfang des 19. Jahrhunderts ganz zum Erliegen zu kommen.

Das durch die Romantik gesteigerte Interesse an der Vergangenheit des eigenen Volkes zeitigte zu Beginn desselben 19. Jahrhunderts vielfältige Aktivitäten. Dabei sind vor allem zwei Tendenzen zu beobachten: Einmal bemühte sich ein Kreis von Forschern um den Reichsfreiherrn vom Stein angesichts der Misere des untergegangenen Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, die Erinnerung an die mittelalterliche und frühneuzeitliche Größe des Alten Reiches wachzuhalten. Dies geschah nicht zuletzt 1819 durch die Gründung der Monumenta Germaniae Historica. Dieses zunächst in Frankfurt am Main, der alten Krönungsstadt des Reiches, begründete Unternehmen, das heute seinen Sitz in München hat, setzte sich das ehrgeizige Ziel, die mittelalterlichen deutschen Geschichtsquellen wie Chroniken, Urkunden, Briefe und Gedichte möglichst vollständig zu erschließen und zunächst im zumeist lateinischen Original zu publizieren. Erst sehr viel später kamen in der Reihe „Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit" deutsche Übersetzungen wichtiger Texte hinzu.

Fast zeitgleich setzte eine weitere Entwicklung ein, die ebenfalls mit ihren Wurzeln in das 18. Jahrhundert zurückreicht: Als Zusammenschluss historisch interessierter Bürger entstanden zu Beginn des 19. Jahrhunderts erste historische Vereine, die sich der lokalen und regionalen Geschichte zuwandten, wogegen die Monumenta viel stärker das Gesamtreich im Blick hatten. Vorformen dieser lokalen historischen Vereine waren bürgerliche Lesegesellschaften, die sich darum bemühten, ein aufklärerisches Geschichtsbild zu vermitteln. Trugen die Monumenta anfänglich ein durchaus aristokratisches Gepräge, wie sie ja auch von Metternichs Deutschem Bund unterstützt wurden, waren dagegen die historischen Vereine eben typisch bürgerliche Zusammenschlüsse, deren Ziel es war, die lokalen und regionalen Geschichtsdokumente aller Art, vor allem auch archäologische, zu sammeln und zu bewahren. Diese historischen Vereine trugen in der Gründerzeit vielfach Namen wie „Die Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier", die 1801 von Johann Hugo Wyttenbach[6] gegründet wurde, dem Gymnasialdirektor von Karl Marx, oder „Altertumsverein" wie etwa der 1844 endgültig gegründete „Mainzer Altertumsverein",[7] weil man sich zum Ziel setzte, die „vaterländischen Altertümer" seit der Frühgeschichte durch die Vereinsaktivitäten im lokalen und regionalen Rahmen systematisch zu sammeln und zu erschließen. Überhaupt hatte das Bürgertum im 19. Jahrhundert eine starke Neigung zur Vereinsbildung: Man denke nur an die zahlreichen Gesangs- Naturkunde- Kunst- und Turnvereine, schließlich auch die Vorformen politischer Parteien, die in den ersten zwei Dritteln des 19. Jahrhunderts entstanden. Dazu gehören etwa in Heidelberg der am 19. März 1867 mit Genehmigung der Großherzoglichen Domänendirektion gegründete bzw. bestätigte Heidelberger Schlossverein, dessen erste Reihe von „Mittheilungen" 1868 erschienen und mit dieser Nummer auch schon wieder bis 1885 eingestellt wurden, um bis 1936 als „Mitteilungen zur Geschichte des Heidelberger Schlosses" fortgesetzt zu werden, oder der 1869 gegründete Kunstverein, einer der ältesten seiner Art in ganz Deutschland. Kennzeichen dieses neuen Typs von Vereinen war im Unterschied etwa zu Zünften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit die unbedingte Freiwilligkeit des Zusammenschlusses mit einem oft kulturellen Zweck, dazu als nicht minder wichti-

ges Element die Pflege der Geselligkeit, die ja bis heute ein wesentlicher Teil der Aktivitäten mancher dieser Vereine geblieben ist. Hinzu trat oft eine rege Vortrags- und Publikationstätigkeit – nicht zuletzt auf Grund der aus der Aufklärung stammenden Idee, volksbildend zu wirken.

In gewissem Sinn hatte dabei Baden eine Vorreiterrolle: Der Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar e.V. mit Sitz in Donaueschingen wurde im Jahr 1805 gegründet und ist damit wohl die älteste noch bestehende landeskundliche regionale Vereinigung Deutschlands.[8] Dass ausgerechnet auf der Baar ein erster solcher Verein gegründet wurde, ist wohl kein Zufall. Das neue Kurfürstentum bzw. Großherzogtum Baden war ja bekanntlich politisch ein reiner Flickenteppich von Gebieten, die kulturell, konfessionell und sprachlich keine Einheit bildeten. So muss es nicht verwundern, dass gerade dort solche regionalen Vereine entstanden, wo man sich angesichts der unsicheren, kaum absehbaren Entwicklung der eigenen historischen Identität versichern wollte. Die Baar war Teil des nun mediatisierten Fürstentums Fürstenberg bzw. des katholischen Vorderösterreich.

Die Metropolen wie Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe oder in geringerem Maß Freiburg dagegen unterlagen stärker der Kontrolle der Regierung in Karlsruhe und waren weniger in der Lage, regionale Eigenidentitäten auszubilden bzw. zu bewahren. Immerhin wurde 1826 in Freiburg auf Initiative des Historikers Ernst Münch die „Vereinigung der Gesellschaft für Beförderung der Geschichtskunde Freiburgs und des Breisgaus" gegründet (1866 erneuert),[9] in der Angehörige der Universität vor allem mit höheren Beamten zusammen wirkten – übrigens war eines der Vereinsziele die Erforschung auch der Gesamtgeschichte des neuen badischen Großherzogtums.

Die zuständigen Behörden der Regierung wie in Baden das Großherzogliche Generallandesarchiv waren angehalten, dem noch jungen badischen Gesamtstaat eine historische Fundierung zu geben, was etwa Franz Josef Mone mit seiner noch nicht ersetzten „Quellensammlung zur badischen Landesgeschichte" in vier Bänden, Karlsruhe 1845–67 oder Josef Bader mit seiner historischen Zeitschrift Badenia (1839–1864) oder seiner Badischen Landesgeschichte (Freiburg 1834), die nicht zuletzt für die Schule bestimmt war, auch taten.

1909 wurde schließlich in Baden als überregionale Vereinigung der „Landesverein Badische Heimat"[10] gegründet. Seine Ziele waren wie folgt definiert: Volkstum und Heimat zu erhalten, zu hüten und zu erforschen, für den Schutz der heimischen Landschaft, ihrer Kunst- und Naturdenkmale, ihrer Tier- und Pflanzenwelt zu sorgen, die Volks- und Heimatkunde auszubreiten und seelisch zu fördern, die Familienforschung anzuregen und zu pflegen und so die Heimatliebe zu wecken und die Heimatkultur zu vertiefen – insgesamt zu wirken für Heimat und Volkstum.

Die Zeitgebundenheit der Formulierung der Ziele ist nicht zu verkennen, immerhin aber verfolgte man weitgespannte Interessen, die den Landschafts- und Naturschutz miteinschlossen. Regelmäßige Publikationen wie „Mein Heimatland", und „Ekkehard" später „Badische Heimat" versuchten, ein Heimatgefühl für den Badischen Gesamtstaat zu wecken bzw. zu stärken. Dass die großherzogliche Regierung der Gründung sehr wohlwollend gegenüberstand, ja sie entschieden förderte, stieß bei den lokalen und regionalen Vereinigungen keineswegs nur auf ungeteilte Zustimmung, da man befürchtete, dadurch werde die eigene Identität und Eigenständigkeit eher eingeebnet. In Mannheim z. B. wehrte sich der Altertumsverein Anfang

der zwanziger Jahre entschieden gegen die Gründung eines Ortsvereins der „Badischen Heimat", da man der Meinung war, der MAV decke alle Aufgabengebiete der „Badischen Heimat" hinreichend selbst ab. Offensichtlich fürchtete man auch unliebsame Konkurrenz. Heute ist daraus ein friedliches Miteinander geworden; ich muss zugeben: Das hat auch damit zu tun, dass die Mannheimer Ortsgruppe der „Badischen Heimat" vor allem in den Vororten wie Feudenheim verankert ist. Überhaupt scheint es so zu sein, dass dort, wo es starke Ortsgruppen der „Badischen Heimat" wie in unserer Region in Schwetzingen gibt, eigenständige lokale Vereine dieses Typs nicht aufkommen.

Aus dem Ausgeführten ergibt sich, dass die historischen Vereine in erster Linie von Privatleuten getragen wurden. Sie entsprangen bürgerschaftlichem Engagement und agierten abseits der Zentralarchive mit Regierungseinfluss oder universitärer Einrichtungen. Dies erklärt auch, warum in Universitätsstädten und Hochschulstädten wie Heidelberg es solche Vereinigungen schwerer hatten als in Städten ohne universitäre Institutionen: Die Fachhistoriker der Universitäten bedienten oft das Publikumsinteresse mit und hatten gar kein Interesse daran, dass unabhängig von der Universität ein von der Bürgerschaft getragener Geschichtsverein entstand. Ein gutes Beispiel ist Heidelberg, wo es nach Vorstufen im 19. Jahrhundert eben erst seit 1993 einen kontinuierlich arbeitenden Geschichtsverein gibt, der auch ein hoch interessantes Jahrbuch herausgibt.

Immerhin gab der Haßmersheimer Pfarrer Hermann Wirth – wohl ohne Rückhalt eines Vereins – seit 1868 drei Bände des „Archivs für die Geschichte der Stadt Heidelberg" mit wertvollen Beiträgen heraus, die 1890 – diesmal im Auftrag des Stadtrates – ihre Fortsetzung im „Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg" in fünfzehn Bänden bis 1936 fanden – durch den Untertitel auch in eine gewisse Konkurrenz zum „Mannheimer Altertumsverein" von 1859 trat, nahm man doch auch die gesamte Kurpfalz betreffende Beiträge auf.

Nehmen wir als Beispiel für nicht-universitäres bürgerschaftliches Engagement meinen eigenen Verein.

Als der Mannheimer Altertumsverein am 2. April 1859 gegründet wurde,[11] gab es weder die Reiss-Engelhorn-Museen noch das Institut für Stadtgeschichte, heute Marchivum, noch das Landesmuseum für Technik und Arbeit. Die Gründungsmitglieder stammten bis auf den ersten Vorsitzenden – ein etwas verbummeltes Genie,[12] das privatisierte – zum größten Teil aus dem Handwerker- und Kaufmannsstand. Sie setzten sich zum Ziel, ihren Mitbürgern die Geschichte ihrer Vaterstadt und der Kurpfalz nahezubringen und Zeugnisse der historischen Vergangenheit zu sammeln. Angeregt wurden sie durch archäologische Funde nach dem Brand der Bettfedernfabrik Kahn in den T-Quadraten. Die später dominierenden akademisch Gebildeten fehlten am Beginn der Vereinsgeschichte unter dem ehemaligen Lyzeumsschüler Johann Philipp Zeller als Vorsitzendem, dem zweiten Mannheimer Mundartdichter, fast völlig, ebenso fehlte der Adel. Nicht wenige der etwa 30 ersten Vereinsmitglieder waren offensichtlich Anhänger der 48er Revolution. Deren Andenken wurde im Verein auch später sehr intensiv gepflegt, besitzt er doch bis heute neben zahlreichen anderen historischen Objekten eine sehr beachtliche Sammlung von Karikaturen zu dieser Zeit. Unser leider unlängst verstorbenes Vereinsmitglied Dr. Grit Arnscheidt hat sie anlässlich einer Ausstellung zum 150-jährigen Gedenken an die Revolution von 1848/49 vortrefflich dokumentiert.

Man traf sich im Gasthaus „Silberner Anker" in T 1, wo man – so ein frühes Zeugnis – reichlich dem Weingott Bacchus opferte. Dass man sich lateinisch als Academia Palatina subterranea bezeichnete, als „unterirdische pfälzische Akademie", knüpft wohl nicht ohne Selbstironie an die Kurfürstliche Akademie der Wissenschaften an, zugleich ist ein wesentliches Vereinsziel bezeichnet, nämlich Ausgrabungen vorzunehmen, um die Vor- und Frühgeschichte unserer Region zu erhellen und nach Möglichkeit alle erhaltenen oder neu gefundenen Objekte zu sammeln und zu bewahren. Aus den Sammlungsbeständen des Altertumsvereins erwuchsen nach einigen Zwischenstufen etwa des Schlossmuseums zusammen mit den Großherzoglichen Sammlungen die heutigen Reiss-Engelhorn-Museen.

Die Verwendung des Pfalznamens macht zugleich deutlich, dass man an die historische alte Kurpfalz anzuknüpfen gedachte, sich also einerseits nicht auf Mannheim beschränken wollte, zum anderen aber nicht den badischen Gesamtstaat im Auge hatte.

Zunächst dominierte in der Tat die – akademisch noch nicht nobilitierte – archäologische Ausgrabungstätigkeit zur Ur- und Frühgeschichte sogar über das Gebiet der alten Kurpfalz hinaus. Als sich die Vor- und Frühgeschichtliche Forschung zu Beginn des 20. Jahrhunderts als akademische Disziplin zu etablieren begann, richtete sich ein besonderer Fokus des Altertumsvereins auf Ladenburg. Es war das langjährige prominente Vorstandsmitglied des Altertumsvereins Prof. Dr. Hermann Gropengießer, Archäologe, Klassischer Philologe, Lehrer und von 1943 bis zu seinem frühen Tod 1946 Direktor des humanistischen Karl-Friedrich-Gymnasiums in Mannheim, das sich stark für das römische Ladenburg interessierte und hier die römische Basilika erstmals untersuchte, nachdem ein anderes Vereinsmitglied Karl Baumann, ebenfalls Professor des Mannheimer Gymnasiums, die römischen Steindenkmäler wissenschaftlich bearbeitet hatte. Persönlichkeiten des Mannheimer Altertumsvereins gruben unter dem Vorsitzenden Ludwig Gerlach bereits seit dem Ende der 1860er Jahre in Ladenburg, erneut 1898/99, 1902–04 und 1908–1914.

Ab den 1870er Jahren wurde dieses Interesse für die Vor- und Frühgeschichte ergänzt durch eine intensive Vortrags- und bald auch Publikationstätigkeit zur mittelalterlichen, vor allem aber neuzeitlichen Geschichte Mannheims und der alten Kurpfalz.

Im Fokus des Interesses stand bald die Carl-Theodor-Zeit. Sie war im 19. Jahrhundert etwa von Historikern wie Ludwig Häusser 1845 in seiner nicht völlig ersetzten „Geschichte der Kurpfalz" diskreditiert worden, nicht zuletzt, um den Übergang der Kurpfalz und damit auch Mannheims an Baden gleichsam historisch zu legitimieren. Mitglieder des Altertumsvereins – seit etwa 1875 bestimmte dann das akademisch sozialisierte Bildungsbürgertum die Richtung – versuchten mit Erfolg, der einseitigen Verdammung des letzten Jahrhunderts der kurpfälzischen Zeit ein differenziertes Bild entgegenzusetzen. Dieses Bemühen zieht sich durch die ganze Vereinsgeschichte und gipfelt noch 1998 in der großen Carl-Theodor-Ausstellung, die der Verein in enger Zusammenarbeit mit dem damaligen Reiss-Museum ausrichtete. Schon 1924 war ein großes Carl-Theodor-Fest gefeiert worden, zu dem das Vereinsmitglied, der spätere Mannheimer Ehrenbürger Prof. Franz Schnabel einen Epochemachenden Vortrag über die kulturelle Bedeutung der Carl-Theodor-Zeit gehalten hatte.[13] Der Altertumsverein verstand – und versteht – sich als eigentlicher Sachwalter der Mannheimer und kurpfälzischen politischen, Kultur- Literatur- und Kunst-

geschichte, durch eine neue großzügige Stiftung auch der Musikgeschichte. Er brachte dies – außer in einer ausgedehnten Ausgrabungs- und Vortragstätigkeit – in einer intensiven Pflege von Sammlungen historischen Kultur-Gutes zum Ausdruck, vor allem aber schlug sich dies nieder in einer regen wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Publikationstätigkeit. Die alten Mannheimer Geschichtsblätter, die von 1900 bis 1941 erschienen, wurden bald zu einem führenden Organ der regionalen Geschichtsforschung. Daran konnte mein Vorgänger Hansjörg Probst anknüpfen, als er in den 1990er Jahren des vergangenen Jahrhunderts die Mannheimer Geschichtsblätter mit viel Engagement und beträchtlichem persönlichen Arbeitseinsatz als Jahresbände wiederbelebte und rasch zu großer Akzeptanz in den historischen Wissenschaften brachte. Seit mehr als zehn Jahren erscheinen sie als neu gestaltete Halbjahresbände in enger und vertrauensvoller Zusammenarbeit mit den Reiss-Engelhorn-Museen, deren Publikationsorgan als rem-Magazin sie zugleich bilden, dem Marchivum und neuerdings dem Förderkreis der Reiss-Engelhorn-Museen.

Charakteristisch für den Verein war und ist das Bemühen, die Mannheimer Bürgerschaft über die Parteigrenzen hinweg zu repräsentieren und zu integrieren – Angehörige des liberalen Bürgertums wie die Familie Bassermann gehörten und gehören traditionell ebenso zu ihm wie Sozialdemokraten vom Rang etwa eines Dr. Ludwig Frank oder Oberbürgermeister Dr. Hermann Heimerich, der bei der Wiedergründung des Vereins nach 1945 eine große Rolle spielte. Die tolerante Gesinnung der Gründergenerationen ist Verpflichtung und Erbe – vorausgesetzt diese Überzeugungen verfallen nicht intolerantem Extremismus. Die Geschichte unserer Heimat als die einer weltoffenen Region, die Migranten aus vielen Ländern seit der Frühen Neuzeit Entscheidendes zu verdanken hatte, war und ist wichtiger Forschungsgegenstand in der wissenschaftlichen Vereinstätigkeit. Nach wie vor ist die Geschichte der gesamten ehemaligen Kurpfalz, wie sich dies auch im zweiten Vereinsnamen, nämlich „Verein der Freunde Mannheims und der ehemaligen Kurpfalz", ausdrückt, ein wesentliches Anliegen.

Seine Geschichte verpflichtet den Verein, die große Leistung der zahlreichen jüdischen Mitglieder zu würdigen, die wie der zum Protestantismus konvertierte Florian Waldeck eine wesentliche Rolle in der Vereinsgeschichte gespielt haben – bereits in der Zeit des Kaiserreiches und der Weimarer Republik, zu der sich der Verein 1929 eindrucksvoll bekannte, aber auch bei der Wiederbegründung nach dem 2. Weltkrieg. Dass in einer dunklen Zeit der Vereinsgeschichte nach 1933 über 200 sogenannte „rassejüdische" Mitglieder von den braunen Machthabern aus dem Verein gedrängt wurden, der eine regelrechte „Machtübernahme" hinnehmen musste, spricht für sich und zugleich in der hohen Zahl für das Engagement des Mannheimer jüdischen Bürgertums. Dazu kamen überzeugte Demokraten wie der bedeutende Stadthistoriker Friedrich Walter,[14] der nicht zuletzt auch wegen seiner jüdischen Gattin im dritten Reich zur persona non grata wurde, oder Franz Schnabel, den die Nazis von seinem Karlsruher historischen Lehrstuhl entfernten, der aber dank dem Vorstandsmitglied Hermann Gropengießer[15] im nicht völlig gleichgeschalteten Verein, dem er eng verbunden war, noch immer vorzügliche Vorträge bis in die Kriegszeit hinein halten konnte. Alle diese Persönlichkeiten und ihre Überzeugungen sind, ich wiederhole es, Erbe und Verpflichtung.

Gegenüber der Gründerzeit, deren Intentionen nicht veraltet sind, hat sich freilich die Situation des Vereines grundlegend gewandelt – und dies trifft für nicht we-

nige historische Vereine der Region zu: Nachdem wesentlich aus seinen Beständen nach einigen Vorstufen in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts das Schlossmuseum hervorgegangen war, der Vorgänger der heutigen Reiss-Engelhorn-Museen, die ebenso wie das Institut für Stadtgeschichte, jetzt Marchivum, und nicht zuletzt das Landesmuseum für Technik und Arbeit vorzügliche wissenschaftliche Arbeit leisten, könnte man versucht sein, den Verein für überflüssig zu halten. Andere Institutionen haben ja Teile seiner Aufgaben übernommen und ausgebaut – und dies, wie niemandem verborgen bleibt, mit großem Erfolg.

Hier stoßen wir auf ein Problem, das historische Vereine gerade in unserer Region in der Gegenwart beschäftigt: Hatten sie lange Zeit als Hüter der historischen Überlieferung in ehrenamtlicher Tätigkeit gleichsam ein Alleinstellungsmerkmal, ist seit der Professionalisierung des Archiv- und Museumswesens auch in kleineren Städten oft eine Art Konkurrenzsituation entstanden – ob die beteiligten Institutionen das nun wollen oder nicht: Die akademisch als Historiker, Archäologen oder Kunsthistoriker ausgebildeten, fest angestellten Archivare oder Museumsleiter- und mitarbeiter könnten versucht sein, die Arbeit der historischen Vereine als eine Art lästiger Konkurrenz mit manchmal ungebetener Einmischung zu empfinden. Dies – man muss es offen gestehen – kann mitunter zu Reibungsflächen führen, die nur mit Takt und gegenseitiger Rücksichtnahme und mit ständiger Gesprächsbereitschaft entschärft werden können. Eine Folge dieser Entwicklung ist anderseits, dass vielfach in den Vereinen in den Vorständen professionelle Historiker, Philologen, Archäologen oder Kunsthistoriker sitzen, die ehrenamtlich für den Verein tätig sind. So ist es z.B. auch in Mannheim der Fall. Alle Mitglieder des engeren Vorstandes unterrichten Geisteswissenschaften an Universitäten der Region.

Trotz der festgestellten Problematik halte ich historische Vereine keineswegs für überflüssig. Sonst wäre ich auch kaum Vorsitzender eines solchen. In ihnen versammelt sich oft großer Sachverstand – ob nun von professionellen Fachleuten oder sehr engagierten Laien, die über enorme Kenntnisse verfügen – auf den keine Kommune eigentlich verzichten sollte – gerade in Zeiten knapper Kassen, in denen ehrenamtliches Engagement besonders gefragt ist. Als Stadtführer, Herausgeber und Autoren von Publikationen oder ehrenamtliche Mitarbeiter sind sie in aller Regel völlig unverzichtbar.

Vielleicht noch wichtiger ist die Rolle der historischen Vereine als Integrationsforum für kulturell und historisch Interessierte, bilden sie doch einen wesentlichen Teil jener Öffentlichkeit, an die sich die Kulturinstitutionen wenden. Hier eine sachkundige Vermittler- und Brückenfunktion wahrzunehmen, etwa mit regelmäßigen Vorträgen auf hohem Niveau oder auch mit den Untersuchungen und Studien, die in den jeweiligen Vereinsorganen publiziert werden, ist nach wie vor eine zentrale Aufgabe. – Allein in unserer engeren Region gibt es mit den historischen Jahrbüchern oder Heften etwa von Eberbach, Mosbach, Heidelberg, Ladenburg oder auch den „Mannheimer Geschichtsblättern", im weiteren Umkreis etwa den Jahresbänden des Kraichgau-Vereins, Publikationsorgane, in denen einer breiteren interessierten Öffentlichkeit in gut lesbarer Form wichtige Ereignisse oder Personen der Region in solide erarbeiteter Information nahegebracht werden.

Nicht zuletzt aber kann und sollen Geschichtsvereine beispielgebend wirken: In einer Zeit knapper öffentlicher Kassen wird es für die Kulturinstitutionen zunehmend schwieriger, der interessierten Öffentlichkeit ein differenziertes kulturelles An-

gebot zu unterbreiten und dem Bedürfnis nach solider Information über Geschichte und Kultur der Städte und der Region zu entsprechen. Hier sind die historischen Vereine gefordert, durch ehrenamtliches Wirken zu zeigen, dass es Sache jeder kundigen Bürgerin und jedes Bürgers ist, ihr und sein Wissen und Können zum Wohl der Allgemeinheit einzusetzen und sich nicht nur darauf zu verlassen, dass dies andere für einen tun.

Erfreulicherweise erfahren wir in Mannheim dabei nicht nur die tatkräftige Unterstützung der Institutionen und ihrer Leiter und Mitarbeiter, von denen ich gesprochen habe – ich selbst habe in dieser Zusammenarbeit nicht wenige Freunde gefunden. Wichtig ist für uns auch die Unterstützung der Kommunen und ihrer politischen Organe. Bürgermeister, Verwaltungen und Stadträte sollten sich – so meine ich – für die Arbeit der historischen und Heimatvereine schon deshalb interessieren, weil diese Vereine eine wichtige Arbeit zur Identitätsstiftung der Bürgerinnen und Bürger leisten. Nur wer mit den kulturellen und historischen Gegebenheiten seiner Gemeinde vertraut ist, kann auch ein Identitätsgefühl entwickeln. Gerade für Menschen mit Migrationshintergrund ergibt sich für die historischen Vereine dabei eine wichtige Aufgabe: Integrieren kann sich nur, wer überhaupt weiß, in welche historischen, politischen und kulturellen Gegebenheiten er sich integrieren soll.

Dabei spielt – wie ich aus eigener Erfahrung wohl weiß – die Schule eine wichtige Rolle. Leider konzentriert sich der Geschichtsunterricht zunehmend – vor allem in der Oberstufe der Gymnasien – auf die neueste Geschichte – lokale und regionale Bezüge sind möglich, werden aber oft schon deshalb wenig genutzt, weil vor allem jüngere Historiker manchmal nur geringe Kenntnisse der regionalen und lokalen historischen Gegebenheiten besitzen, da sie in ihrem Studium zwar mit zahlreichen globalpolitischen Themen konfrontiert werden, seltener aber – wenn sie nicht selbst die Initiative ergreifen – mit regionaler oder sogar lokaler Geschichte. Die Lokal- und Regionalgeschichte steht manchmal völlig unverdient im Geruch, etwas provinziell zu sein. Hier fällt den historischen Vereinen in enger Zusammenarbeit mit den Museen wie hier dem Kurpfälzischen Museum, das exzellente historische und kunsthistorische Ausstellungen bietet, und Archiven wie dem Heidelberger Stadtarchiv mit vorzüglichen Publikationsreihen die sehr wichtige Aufgabe zu, die Geschichtslehrer aller Schularten anzusprechen und sie auf die reichen vor Ort vorhandenen Möglichkeiten hinzuweisen, die Ereignisse der „großen" Geschichte in sehr anschaulicher Weise gleichsam vor Ort zu studieren und damit zugleich auch einen persönlichen Bezug dazu entwickeln zu können. Um nur ein augenfälliges Beispiel zu nennen: In Heidelberg etwa über die römische Kaiserzeit oder die Frühe Neuzeit zu sprechen, ohne auf die reichen baulichen Zeugnisse, die Museumsbestände, die reichen Sammlungen der Universitätsbibliothek oder die Archivalien im Stadt- und Universitätsarchiv zurückzugreifen, erschiene mir völlig widersinnig.

Zugleich gewinnt der Geschichtsunterricht dadurch eine zeitliche Tiefendimension, die dem Eindruck entgegenwirken kann, die für uns relevante Geschichte beginne erst mit der Französischen Revolution oder gar noch später.

Sie sehen also, meine Damen und Herren, dass historische Vereine in meinen Augen noch immer wichtige Aufgaben haben, ja vielleicht sogar wichtigere noch als in der Vergangenheit, als man schon durch die mündliche Überlieferung in den Familien in die Tradition der Heimat eingebunden war. Zur Resignation besteht nicht der geringste Anlass. Der Heidelberger Geschichtsverein bietet in seinen Jahrbü-

chern, wie man ihm bescheinigen darf, seit seiner Gründung ein hervorragendes Organ für die Stadtgeschichtsforschung vieler Disziplinen und einen exzellenten Publikatonsbesprechungsteil, den man nur bewundern kann. Bewunderungswürdig sind auch die ausführlichen Tabellen zur Stadtgeschichte und die Biographien von Heidelberger Persönlichkeiten, die – betreut vom Geschichtsverein – im Internet zugänglich sind.

Wenn ich eine Anregung geben dürfte: Sehe ich richtig, fehlt in Heidelberg eine umfassende, wissenschaftlich verantwortete Stadtgeschichte wie sie etwa Mannheim in sieben Bänden besitzt, vier davon vom Altertumsverein verantwortet. Richard Benz' „Schicksal und Geist" von 1961 bzw. 1975 ist zwar gut zu lesen, durch die essayistische Anlage des Buches für wissenschaftliche Zwecke aber kaum brauchbar und auch der von Elmar Mittler herausgegebene Band: „Heidelberg. Geschichte und Gestalt". Heidelberg 1996, umfasst zwar viele Aspekte, bietet aber keine durchgängige Geschichte der Stadt, so dass man dafür auf die beiden kleineren Stadtgeschichten von Andreas Cser: „Kleine Geschichte der Stadt Heidelberg und ihrer Universität." Karlsruhe 2007 und Oliver Fink: „Heidelberg – Kleine Stadtgeschichte": Regensburg 2. Aufl. 2015, zurückgreifen muss – beide sind sehr anregend geschrieben, erheben aber nicht den Anspruch, wissenschaftliche Stadtgeschichten als handbuchartige Grundlagen für weitere Forschungen zu sein.

Angesichts des geballten Sachverstandes im Heidelberger Geschichtsverein, dem Institut für Fränkisch-Pfälzische Landesgeschichte und dem Heidelberger Stadtarchiv sollte die Erarbeitung einer wissenschaftlich verantworteten, handbuchartigen Heidelberger Stadtgeschichte als Grundlage für weitere Forschungen doch möglich sein – wie ich anhand eigener Arbeiten feststellen konnte, ist sie jedenfalls ein dringendes Desiderat, wenn auch für die Frühe Neuzeit in dem bibliographisch sehr gut dokumentierten Band von Volker Hartmann und Wilhelm Kühlmann „Heidelberg als kulturelles Zentrum der Frühen Neuzeit. Grundriß und Bibliographie." von 2012, ein knappes, aber für weiterführende Arbeiten bestens geeignetes Kompendium vorliegt. Aber auch in ihm geht es nicht um die eigentliche Stadtgeschichte.

Wünschenswert wäre es, wenn die historischen Vereine wenigstens der heute so genannten „Kurpfalz" – also des rechtsrheinischen Teiles der alten „unteren Pfalz" stärker kooperierten und gemeinsame Projekte und Kolloquien veranstalten könnten, wie der Mannheimer Altertumsverein dies etwa seit längerem mit dem Kreisarchiv des Rhein-Neckar-Kreises unter der Leitung von Dr. Jörg Kreutz und dem Ladenburger Heimatbund tut – gerade haben wir in Ladenburg gemeinsam ein zweitägiges Kolloquium über die „Kurpfalz im Dreißigjährigen Krieg" ausgerichtet, beteiligt war auch der Direktor des Kurpfälzischen Museums Prof. Hepp; die 14 Beiträge sollen im nächsten Jahr in Buchform erscheinen. Gemeinsam können wir darauf hinwirken, dass das Interesse für die Geschichte unserer Region gerade auch in der jüngeren Generation wachgehalten oder auch erst geweckt wird.

Ich wünsche dem 1993 gegründeten Heidelberger Geschichtsverein alles erdenklich Gute zur Erfüllung seiner wichtigen Aufgaben. Wir verfolgen mit großem Interesse seine vielfältigen Aktivitäten und Publikationen und meinen, dass Sie allen Anlass haben, darauf stolz zu sein.

Anmerkungen

1 Allgemein vgl. Dieter Langewiesche: Vereine und Feste im 19. Jahrhundert, in: Mannheimer Geschichtsblätter 18, 2009, S. 15–23.
2 Vgl. Augsburger Humanist und seine römischen Inschriften. Konrad Peutingers Romanae vetustatis fragmenta in Augusta Vindelicorum et eius dioecesi. In Verbindung mit zwölf Schülerinnen und Schülern des Gymnasiums bei St. Stephan in Augsburg hg. von Matthias Ferber und Gernot Michael Müller, Lindenberg 2014, (Faksimile-Edition der Ausgabe von 1505 mit Übersetzung, epigraphischem Kommentar und kulturgeschichtlichen Essays).
3 Felix Mundt (Hg.): Beatus Rhenanus. Rerum Germanicarum libri tres (1531). Ausgabe, Übersetzung. Studien, Tübingen 2008.
4 Marquard Freher: De Lvpodvno. Die erste Beschreibung des alten Ladenburg von 1618. Übertragen und erläutert von Hermann Wiegand (Bausteine zur Kreisgeschichte 3), Heidelberg 1998. Über Freher vgl. Freher. Der Vater der pfälzischen Geschichtsschreibung (Förderkreis Lebendige Antike, Schriftenreihe 23), Ludwigshafen 2015. Jörg Kreutz, Hermann Wiegand (Hgg.): Marquard Freher: Jurist, Historiker und Dichter der Kurpfalz in der Frühen Neuzeit (Bausteine zur Kreisgeschichte 16), Heidelberg 2016.
5 Vgl. Jörg Kreutz, Wilhelm Kreutz und Hermann Wiegand (Hgg.): In omnibus veritas: 250 Jahre Kurpfälzische Akademie der Wissenschaften in Mannheim (1763–1806), Mannheim 2014.
6 Über ihn vgl. Tina Klupsch: Johann Hugo Wyttenbach. Eine historische Biographie (Trierer Historische Forschungen 2), Trier 2012.
7 Vgl. dessen Homepage unter der Rubrik „Geschichte".
8 Vgl. die Homepage des „Baarvereins Donaueschingen".
9 Vgl. die Homepage des Geschichtsvereins Breisgau „Schau-ins-Land".
10 Vgl. Sven von Ungern-Sternberg, Kurt Hochstuhl (Hgg.): 100 Jahre für Baden. Chronik des Landesvereins Badische Heimat 1909–2009 (Schriftenreihe der Badischen Heimat 1), Leinfelden-Echterdingen 2009.
11 Kurz zu seiner Geschichte Hermann Wiegand: Chronologie zur Geschichte des Mannheimer Altertumsvereins, in: Mannheimer Geschichtsblätter 18, 2009 (erschienen 2010), S. 8–12.
12 Vgl. zu ihm Hermann Wiegand: Johann Philipp Zeller. Gründer des Altertumsvereins und Mannheimer Mundartdichter. In: Mannheimer Geschichtsblätter 18, 2009 (erschienen 2010), S. 24–28.
13 Vgl. Franz Schnabel: Die kulturelle Bedeutung der Carl-Theodor-Zeit. Festvortrag bei der Carl-Theodor-Feier des Mannheimer Altertumsvereins von 1859 am 19. Oktober 1924, in: Mannheimer Geschichtsblätter, Jg. 25, Nr. 12, 1924, Sp. 236–252.
14 Vgl. über ihn den Wikipedia-Artikel mit Literatur.
15 Der studierte Klassische Philologe und Archäologe war Gymnasiallehrer am Mannheimer Karl-Friedrich-Gymnasium, daneben Kustos des Schlossmuseums und als Wissenschaftler Frühgeschichtsforscher. Vgl. etwa Hermann Gropengiesser: Die römische Basilika in Ladenburg. Ein Berichtm, Mannheim (Altertumsverein) 1914.

Ulrich Wagner

Deutscher Orden, Kurpfalz und das Heidelberger Ordenshaus im Mittelalter

Auf dem 3. Kreuzzug wurde 1190 im Heiligen Land vor Akkon die Bruderschaft vom „Hospital St. Mariens der Deutschen zu Jerusalem"[1] gegründet und bereits 1198 zum Ritterorden erhoben. Über Schenkungen, Stiftungen, Kauf und Tausch wuchs ihr Besitz nicht nur im Mittelmeerraum, sondern auch im römisch-deutschen Reich rasch an. Bereits im 13. Jahrhundert bildete sich eine Verwaltungsstruktur aus, die sich mit ihren Provinzen an der Administration der älteren Orden der Johanniter (um 1080) und der Templer (1120) orientierte. Für Ritter und Priester übernahm man die Templerregel, für die Armen- und Krankenpflege jene der Johanniter.[2] Weltliche Personen konnten als Familiare oder Pfründner aufgenommen werden.

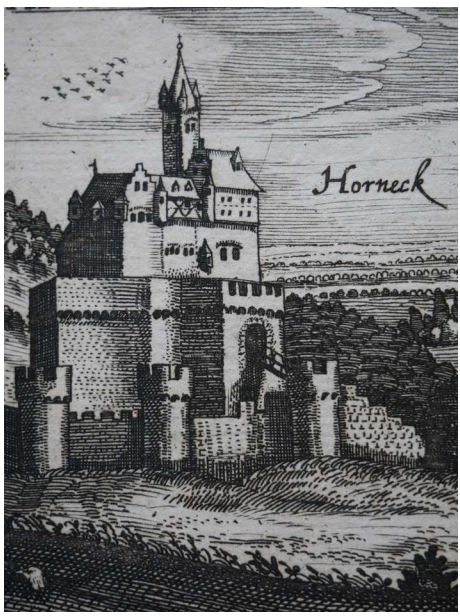
Als unterste Verwaltungsebene richtete der Orden sogenannte Kommenden ein, regionale Ordenshäuser, die von einem Komtur geleitet wurden, dem ein Konvent von 12 Mitgliedern assistierte. Die Kommenden wurden in sogenannten Balleien, den Provinzen, räumlich zusammengefasst. Der Komtur hatte die Ordensdisziplin zu überwachen, er beaufsichtigte die Seelsorge, die Krankenpflege, den Waffendienst und nicht zuletzt die Vermögensverwaltung. Jährlich hatte er dem Provinzkapitel Rechenschaft abzulegen. Seine Amtszeit erstreckte sich auf ein Jahr, wurde aber in der Regel verlängert. Bei großen Ordenshäusern unterstützten ihn weitere Amtspersonen.

Deutschmeister

Im Reich unterstanden die Balleien dem Deutschmeister.[3] Dessen Funktion formierte sich aus dem Amt des Landmeisters des deutschen Gebietes, erstmals erwähnt in einer Urkunde Friedrichs II. vom 23. Januar 1216.[4] Mitte des 13. Jahrhunderts gewann das Amt des Deutschmeisters an Bedeutung, nach dem Hochmeister, dem gewählten Oberhaupt und Vertreter des Ordens nach außen, wurde er zu einer der wichtigsten Personen.[5] Er stützte sich auf den Kernbereich des Ordensbesitzes im deutschen Reich, nämlich die Gebiete am Rhein, Main und Neckar. Hier in der Ballei Franken lag das Zentrum seiner Hausmacht, sein Territorialstaat waren die hier befindlichen Kammerkommenden.[6] Unter den Wählern des Hochmeisters nahm er seit Beginn des 14. Jahrhundert den ersten Rang ein.[7] Das Recht zur Einsetzung eines Deutschmeisters stand ursprünglich dem Hochmeister zu, dem zwei Kandidaten vorgeschlagen wurden. Wie der Hochmeister verfügte auch der Deutschmeister über ein eigenes Kapitel, das sich aus den Landkomturen seiner Balleien zusammensetzte. Im späten Mittelalter wählten und besetzten diese das Spitzenamt allein.[8] Ursprünglich sollten die Ämter nur zeitweise bekleidet werden, in der Praxis wurden längere Amtszeiten üblich.

Im 14. Jahrhundert gewann der Deutschmeister politisches Gewicht. Er erschien als königlicher Rat, begleitete den Herrscher auf Rom- und Reichsfahrten und fungierte verschiedentlich als Vertreter des Königs. So nahm Konrad von Gundelfingen

(1324–1329) am Romzug Heinrichs VII. teil.[9] Auf den Reichstagen war er seit der Zeit Ludwigs des Bayern persönlich anwesend oder ließ sich durch Bevollmächtigte vertreten. Mit den sogenannten Orselnschen Statuten von 1329, von Hochmeister Werner von Orseln erlassene Anleitungen zur Verbesserung der internen Verwaltungsorganisation und der religiösen Praxis der Ordensbrüder, erweiterten sich seine Kompetenzen beträchtlich. Er verstärkte seinen Einfluss auf die Wahl des Hochmeisters, übernahm bei Sedisvakanz dessen Vertretung und kontrollierte dessen Amtshandlungen.



Burg Horneck über Gundelsheim am Neckar, Sitz des Deutschmeisters bis zur Zerstörung im Bauernkrieg 1525 (Quelle: Daniel Meisner: Thesaurus philopoliticus (Politisches Schatzkästlein), 1623–1638)

Anfangs hatte der Deutschmeister keine feste Residenz. Er reiste mit seinem Gefolge umher, begüterte Häuser und Kommenden wurden bevorzugt. Laut Sonthofen kamen als ständige Aufenthaltsorte Breitbach in der Ballei Koblenz, Frankfurt-Sachsenhausen, Heidelberg, Weinheim oder Speyer in Frage.[10] Frankfurt, Weinheim und Heidelberg lagen in der Ballei Franken, Speyer indes zählte zur Ballei Elsass-Burgund, zu der auch das heutige Baden-Württemberg und die Schweiz gehörten. Mit der Verknüpfung seines Amtes mit der reichen Ballei Franken, seinem Territorium, und der engen Anlehnung an Kaiser und Reich emanzipierte er sich endgültig vom Hochmeister.

Spätestens gegen Mitte des 15. Jahrhunderts, wohl 1444, nahm er dauerhaft seinen Sitz auf Schloss Horneck, der hoch aufragenden Burg über der Stadt Gundelsheim am Neckar. Bei dem am Fuße der Burg liegenden Ort handelte es sich um eine planmäßige Gründung des Ordens, die vermutlich ins 13. Jahrhundert zurückreicht.[11] 1494 wurde Deutschmeister Andreas von Grumbach (1489–1499) von Kaiser Maximilian in Löwen mit den Regalien belehnt und trat somit ein in den Kreis der Reichsfürsten. Im Rang stand er nach allen Bischöfen und dem gefürsteten Abt von Fulda vor dem Herzog von Bayern als erstem weltlichen Reichsfürsten.[12] Im Vertrag vom 29. Dezember 1524 erkannte Hochmeister Albrecht von Brandenburg offiziell die Unabhängigkeit des Deutschmeisters an.[13]

Das Deutsche Haus Heidelberg

Zwar errichtete der Orden in vielen Städten des Deutschen Reiches Häuser und Kommenden, doch war er kein städtischer Orden. Ursprünglich als Spitalorden von Bürgern gegründet, stieg mit zunehmenden Schenkungen des Adels auch dessen

Einfluss. Im 13. Jahrhundert dominierten die Ministerialen, Bürgerliche waren stets in der Minderheit.[14] Die Mitglieder unterteilten sich in Ritter- und Priesterbrüder; daneben hatte der Orden mit den Familiaren auch locker angeschlossene Mitglieder. Häufig, wie in Frankfurt, Würzburg oder Nürnberg, gehen Niederlassungen des Ordens auf Schenkungen des staufischen Herrscherhauses zurück.

Das Herrenhaus des Deutschen Ordens am Ende der Kettengasse links vor dem Markbronner Tor. Vor dem Gebäude befand sich ein öffentlich zugänglicher Brunnen. (Ausschnitt aus Matthäus Merian, Heidelberg, 1620)

Die Anfänge des Heidelberger Deutschordenshauses sind bereits 1228 nachweisbar, als ein Bürger der Stadt namens Folpert dem Orden einen Weinberg schenkte.[15] 1262 ist Besitz der Deutschherren in der Stadt selbst, eine Schenkung der Witwe Volperts mit dem Namen Libtach, belegt.[16] Ein Deutschordenshof in der Heidelberger Kettengasse ist 1280 nachweisbar. Er stammte von Heinrich von Walldorf, Angehöriger einer in Walldorf ansässigen ministerialen Familie, die dort die Ortsherrschaft ausübte.[17] Gegenüber dem Pfalzgrafen musste sich indes der Deutschmeister Konrad von Nürnberg verpflichten, den innerstädtischen Besitz innerhalb eines Jahres zu verkaufen.[18] Dies ist offensichtlich nicht geschehen. War der Landesfürst einflussreich und stark, hatte der Orden nur beschränkte Erwerbsmöglichkeiten, dies gilt auch für Heidelberg. Der Orden kam hier weder zu einem Kirchenpatronat noch zu einem Spital. Allerdings erwarb er beträchtliche Flächen in den Gemarkungen um Heidelberg. Der größte Teil der Bergheimer Güter gelangte vor 1350 an den Orden. Die Weingärten wurden verpachtet, wobei als Pachtzins ein Drittel des Weines abzugeben war.[19] Der Umfang der Güter dürfte bei 260 bis 270 Morgen Ackerland, 15 Morgen Wiesen in Sandhäuser Gemarkung und 20 Morgen

Weingärten gelegen haben.[20] Hinzu kamen Nutzflächen in Wieblinger und Nußlocher Gemarkung sowie in weiteren benachbarten Dörfern. Eine Konzentration von Gütern erfolgte im Raum um die Stadt Wiesloch. Der Orden hatte herrschaftliche Rechte in Baiertal. 1371 verkaufte Peter Storre, Vogt zu Heidelberg, für 579 fl. sein Viertel des Dorfes Baiertal mit Vogtei, Gewässern, Weiden, Wäldern, Feldern, Wiesen, Holz und Gericht sowie seinen Hof mit 150 Morgen Ackerland dem Deutschordenskomtur von Weinheim, Siegfried von Venningen.[21] Im Ort saßen auch Eigenleute des Ordens; offensichtlich wurde ursprünglich dem Orden gehuldigt.[22]

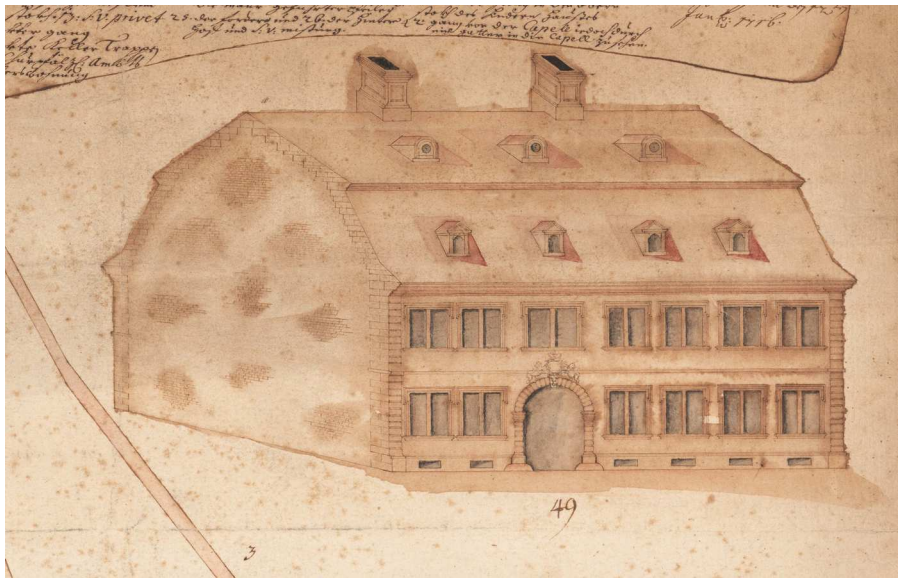
Mehrfach gab es Häuser, die als Filialen von einer größeren Kommende abhängig waren; hierzu zählte auch das Heidelberger Haus. Bei Tumler ist Heidelberg im Mittelalter nicht als eigene Kommende geführt.[23] Engere Verwaltungsbeziehungen bestanden zu den Kommenden Horneck am Neckar, Weinheim und Frankfurt-Sachsenhausen. Als der Deutschmeister Johann Adelmann von Adelmannsfelden (1510–1515) im Jahre 1510 das Deutschmeistertum beschreiben ließ, rechnete man zum Meistertum die Kommenden Horneck, Sachsenhausen, Weißenburg im Elsaß, Speyer, Mainz, Waldbreitbach und Weinheim.

Nicht immer konfliktfrei war die Position des Ordens in fremdherrischen Städten. Landesherr und Städte betrachteten ihn häufig als Gegner. Ziel des Ordens war ja die Erwirtschaftung von Kapital für die Unternehmungen in Palästina, Preußen und Livland.[24] Mehrfach gab es Auseinandersetzungen zwischen Orden und Ratsgremium. Der Orden versuchte, seine Immunitätsrechte, die ihm durch kaiserliche und päpstliche Privilegien zugesprochen waren, durchzusetzen. Die Räte der größeren Städte wollten jedoch ihre obrigkeitliche Stellung nicht gefährdet sehen. So kam es in den Reichsstädten Heilbronn im 15. Jahrhundert zum Streit um Zoll, Gebühren und Akzise, in Speyer über vom Orden selbstständig durchgeführte Verhaftungen.[25] Weitere Streitpunkte waren der Erwerb von städtischem Grundbesitz und das Asylrecht. In Frankfurt verbot 1291 der Rat Güterübertragungen an den Deutschen Orden.[26] Theoretisch unterstanden auch in Heidelberg dem Orden zugehörige Einwohner bzw. Grundbesitzer, die nicht das Bürgerrecht hatten, der Ordensvogtei und nicht der pfälzischen und städtischen Gerichtsbarkeit. Wurde die Kommende hingegen, wie in Ulm, in die Bürgerschaft aufgenommen, war der Orden an die landesherrlichen und städtischen Satzungen gebunden.

Hofmann geht davon aus, dass die Ordenshäuser Heidelberg und Weinheim, Gründungen aus dem sechsten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts, zum ersten Ausstattungsgut des Deutschmeisters gehörten. 1472 wurden sie der Frankfurter Kommende, einem Großkomplex des Deutschmeisters, inkorporiert. Er unterstreicht, dass es den Deutschherren nicht gelang, die Herrschaftsansprüche der in der Pfalz gelegenen Besitzungen gegen die Pfälzer Kurfürsten durchzusetzen. Wie die Edition des Heidelberger Deutschordensurbars von 1487 zeigt, war der grundherrliche Besitz um Heidelberg beträchtlich.[27] In die Heidelberger Zentrale erfolgten Abgaben aus über einem Dutzend Außenbesitzungen, von Äckern, Wiesen und Weinbergen in Leimen, Plankstadt, Eppelheim, Bammental, Gaiberg, Handschuhsheim, Neuenheim, Nußloch, Reilsheim, Rohrbach, Sandhausen, St. Ilgen und Wiesloch. Die Einkünfte bestanden vorwiegend aus Naturalabgaben, Zinsen und Zehnten. Gegenüber dem pfälzischen Landesherrn vermochte der Orden für Heidelberg und Weinheim bei den Abgaben weder Steuer- noch Lastenfreiheit sicher zu behaupten. Die Mergentheimer Zentrale setzte daher für Heidelberg um die Mitte des 16. Jahrhunderts

weltliche Verwalter ein, die von Kurpfalz – trotz Protest – zur Huldigung gezwungen wurden. Spätestens ab 1603 vergab man daher die Heidelberger Kellereigefälle fast regelmäßig an einen Bürger der Stadt in Zeitpacht.[28]

Neben seinem Ordenshaus, dem sogenannten Herrenhaus in der Kettengasse, verfügte der Orden in der kurpfälzischen Residenz über eine Hofanlage. Das Herrenhaus, nahe bei der Unteren Badestube und gegenüber dem Markbronner Tor gelegen, die Verwaltungszentrale, wird 1407 erwähnt. Es handelte sich um das Eckgebäude am Ende der Kettengasse (Nr. 23), das um zwei Nachbargrundstücke erweitert wurde. Nach der Zerstörung 1693 wurde 1716 ein Neubau errichtet.[29] Der Wirt-



Fassade des Deutschordenshauses zur Kettengasse hin nach dem Wiederaufbau 1716. Im Hof befand sich ein Brunnen, im 1. Stock eine Kapelle. (Quelle: Generallandesarchiv Karlsruhe, G Heidelberg 61)

schaftshof, Zentrale für den umfassenden Güterbesitz, wurde spätestens bis 1392 zwischen dem ältesten Teil der Stadt und dem westlich vorgelagerten Bergheim, d.h. etwa im heutigen Bereich der Abzweigung der Akademiestraße von der Hauptstraße, angesiedelt.[30] Nach Derwein lag dieser Komplex, der seit dem 16. Jahrhundert durch eine Scheidemauer in zwei unabhängige Höfe geteilt war, im Bereich der heutigen Hauptstraße 42–44.[31]

Aufschlussreich sind verschiedene urkundliche Hinweise. So verliehen Siegfried von Venningen, Komtur des Deutschen Hauses zu Weinheim, und die dortigen Brüder am 21. März 1368 dem Hennel Swindekauf, Ratsherr zu Heidelberg, und dessen Kindern 17 Morgen Äcker in Bergheimer Gemarkung zu einem Leibgeding,[32] einer Rentenzahlung auf Lebenszeit. Am 17. Januar 1380 bestätigte Hennel Freitag, Bürger zu Heidelberg, dem Deutschen Orden in Weinheim die Verleihung eines halben Weinbergs beim Steinernen Kreuz. Relativ hoch war die jährliche Abgabe, nämlich ein Drittel des Ertrages, der auf eigene Kosten an den Orden zu liefern war. Im Detail geregelt war die Pflege des Weinbergs, unter anderem war regelmäßige Dün-

gung vorgeschrieben. Besiegelt und damit bekräftigt wurde der Vertrag mit dem städtischen Typar durch die Heidelberger Bürgermeister Sigfried Hengmantel und Hans Vogeler.[33] 1404 erhielt das Nonnenkloster Neuburg bei Ziegelhausen Zinsen von Gütern des Deutschen Hauses in Heidelberg und Weinheim.[34] Hans Mageler zu Eppelheim reversierte mit Urkunde vom 2. Januar 1409 gegenüber Johann von Franckenstein, Komtur des Deutschordenshauses Horneck, wegen Äckern in Eppelheim, die dieser ihm mit Zustimmung des Ordensmeisters Konrad von Egloffstein zu Erblehen verliehen hatte.[35] Am 8. Juni 1420 betätigte der Heidelberger Bürger Drudel Wegener dem Deutschen Orden in Horneck die Verleihung von Äckern und Wiesen in Bergheimer und Sandhausener Gemarkung, die zu dem Hof des Ordenshauses in der Heidelberger Neustadt gehörten. Es handelt sich um jenes Areal, das nach der Eingliederung von Bergheim 1392 westlich der Heidelberger Altstadt aufgesiedelt worden war.

Aus dieser wichtigen Urkunde lassen sich weitere Details entnehmen. Hof und Güter wurden im Erbbestand verliehen, wobei dem Orden im nunmehr aufgelassenen Dorf Bergheim bereits eine größere Hofanlage gehört hatte. Gegenüber dem Hof in der sogenannten Neustadt, der von den Anwesen eines Salmenstein, eines Hans Kreydel und eines Lenhart Roßdeutscher begrenzt wurde, lag ein Brunnen. Zum Hof selbst zählten beträchtliche Bewirtschaftungsflächen, nämlich 265 ½ Morgen Äcker und 15 Morgen Wiesen. Als jährliche Abgaben waren auf den 8. September bzw. innerhalb der folgenden vier Wochen in den Speicher („kasten") des Ordens in Heidelberg 40 Malter gut getrockneter Roggen und 36 Malter gut getrockneter Hafer auf eigene Kosten zu liefern. Weiter war die Abgabe von Hennen und Gänsen vereinbart. Auch dieser Vertrag von 1420 wurde von Heidelberger Bürgermeistern, nämlich von Klaus Marsteller und Hanmann Buerlin mit dem (kleinen) Stadtsiegel bekräftigt.[36]

Verwaltungsmäßig war das Heidelberger Ordenshaus bereits im 13. Jahrhundert mit der Kommende Horneck, dem spätmittelalterlichen Sitz des Deutschmeisters, und der Kommende Weinheim verbunden. In beiden Häusern saß ein Komtur. In Heidelberg ist weder ein Komtur noch ein Konvent nachweisbar. Der 13. Artikel der Ordensregel bestimmte, dass ein Haus erst dann ein Konvent ist, wenn in diesem 12 Ordensbrüder unter einem Komtur zusammenleben.[37] 1496 ist in Heidelberg ein Deutschordenskeller namens Caspar Lechler belegt.[38] Offensichtlich fungierte Heidelberg eher als Unterverwaltung im Rang einer Kellerei. Eine solche ist 1525 genannt. Köllenberger vermutet, dass die Funktion des Hauses in jener Zeit die einer Sammelstelle für die Zinseinnahmen sowie Absteigequartier für reisende Ordensbrüder gewesen war.[39] Im 16. Jahrhundert zog die Kommende Horneck zeitweise auch Weinheim und Heidelberg an sich.[40] Seit 1627 kam das Heidelberger Haus wieder unter eigene Verwaltung, 1797 wurde es mit der Kommendeverwalterei Weinheim vereinigt. Sämtliche Jurisdiktionalia wurden durchgehend von Kurpfalz in Anspruch genommen.[41] In Karte 1 „Meistertum und Ballei Franken des Deutschen Ordens am Ende des Alten Reiches" von Hofmann ist Heidelberg als Kommende parallel zu Weißenburg, Speyer und Weinheim innerhalb der „Auswärtigen Verwaltereien" dem Mergentheimer Meister, d.h. der Verwaltungszentrale unter dem Hoch- und Deutschmeister zugeordnet. Am 12. Januar 1806 wurde der Heidelberger Ordenskomplex insgesamt vom Haus Baden in Besitz genommen.[42] Das Herrenhaus in der Kettengasse wurde im August 1809 versteigert, die Äcker und Weinberge verkaufte

man an Privatpersonen.[43] Zu konstatieren bleibt, dass der Deutsche Orden bei beträchtlichem außerstädtischem Grundbesitz in der mittelalterlichen Stadt Heidelberg wirtschaftlich nicht unbedeutend war, politisch jedoch keine wesentliche Rolle auszuüben vermochte.

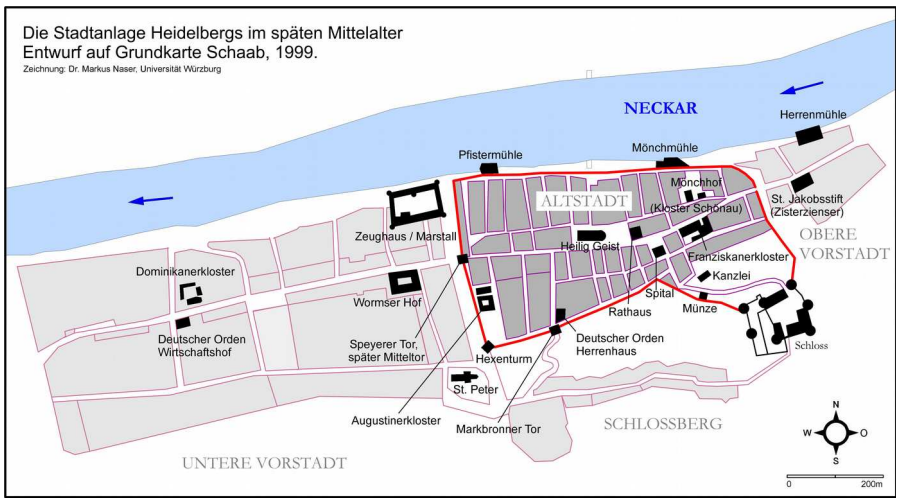
Weinheim

Innerhalb des Ordens hat Weinheim neben dem Meistersitz Horneck eine gewisse Bedeutung erlangt. Die erste Weinheimer Niederlassung der Deutschherren befand sich im sogenannten „Kapelhof" außerhalb der Stadt. Wojtecki weist darauf hin, dass 1262 die Kommende Weinheim zum Rückzug aus Heidelberg gezwungen worden sei.[44] 1270 werden Nußloch und Lichtenau, letzteres eine Wüstung zwischen Nußloch und Leimen, im Kopialbuch des Ordens genannt. 1273 gestattete Pfalzgraf Ludwig II. dem Deutschen Haus zu Weinheim einen eigenen Viehhirten; dies die erste urkundliche Erwähnung des Ordens in der Stadt. 1277 verkauften die Komture von Horneck und Weinheim alle ihre Güter in Sandhofen, Edigheim und Oppau an das Kloster Schönau, die Grablege der Pfalzgrafen.[45] Erst 1308 wurden die Ordensbrüder durch die Pfalzgrafen Rudolf I. und Ludwig in die Stadt Weinheim aufgenommen.[46] Der Kern der Liegenschaften war in Weinheim selbst, der übrige Besitz verteilte sich auf den östlichen Teil der Rheinebene, im Odenwald, im Heidelberger Raum und im Kraichgau; genannt werden u.a. Feudenheim, Heddesheim, Hemsbach, Ladenburg oder Leimen. Nur vereinzelt gab es Besitzkomplexe westlich des Rheins, so in Mutterstadt, Oppau und Studerhein.[47]

Horneck

Die Besetzung mit Ordensbrüdern in Weinheim und wohl auch in Heidelberg vollzog sich von Horneck aus. Auf der Burg Horneck, am Rand des Odenwaldes nicht weit vom pfälzischen Mosbach neckaraufwärts gelegen, ist schon früh die Präsenz des Deutschmeisters nachzuweisen. 1277 traten der Hornecker Komtur Werner sowie der Komtur des Ordenshauses Weinheim bei Deutschmeister Gerhard von Hirschberg (1272–1279) als Zeugen auf, als dieser dem Kloster Schönau bei Heidelberg Einkünfte von Gütern in der Rheinebene bei Edigheim und Oppau, östlich bzw. südöstlich von Frankenthal, für 214 Pfund Heller verkaufte. Ansatzweise zeigt sich hier, dass zu einem Zeitpunkt, zu dem die Bildung der Balleien im Reich bereits abgeschlossen war, Horneck größere Bedeutung erhielt, bzw. in die direkte Zuständigkeit des Deutschmeisters fiel. Weitere Beispiele belegen, dass die Hornecker Komture in unmittelbarer Nähe zum Deutschmeister standen. Dies erhellt nicht zuletzt aus der Tatsache, dass der 1279 aus dem Amt geschiedene Deutschmeister Gerhard von Hirschberg (1272–1279) mit dem Kommende Horneck versorgt wurde.[48] Indes wurde das Haus erst unter Eberhard von Seinsheim (1422–1443) offiziell zur Residenz dieser Gebietiger.[49] In Horneck hielt der Deutschmeister Hofgericht, ein juristisch gelehrter Kanzler führte die Verwaltung.[50] Die stark befestigte Burg war einkunftsstarke Kammerkommende und blieb Deutschmeisterresidenz bis zum Bauernkrieg 1525. Als sich der aufständische Odenwälder-Neckartaler Haufen im Frühjahr 1525 näherte, floh im April der Deutschmeister Dietrich von Cleen (1515–1526)

neckarabwärts auf das Heidelberger Schloß, um sich in den Schutz des Pfälzer Kurfürsten Ludwigs V. zu begeben. Vom Heidelberger Schloss aus forderte er seine Untertanen in Gundelsheim auf, insbesondere Kanzlei und Gewölbe der Burg Horneck zu schützen. Dies geschah nicht, das Schloss wurde auf Befehl des in Amorbach verweilenden Götz von Berlichingen durch die vereinten Haufen niedergebrannt und das Archiv fast komplett vernichtet.[51] Die enormen Schäden ließ Deutschmeister Walter von Cronberg (1526–1543) durch Fronarbeit beseitigen, bereits 1527 ist er mehrfach wieder auf Horneck nachweisbar. Die Burg hatte allerdings ihre Bedeutung als Sitz des Deutschmeisters verloren.[52] Die Verwaltungszentrale wurde in das weitläufigere Mergentheim verlegt.



Stadtplan Heidelbergs im späten Mittelalter (Zeichnung: Dr. Markus Naser, Universität Würzburg)

Beziehungen zwischen Orden und Pfalz

Wie eng die Verbindungen aus Heidelberg zum Sitz des Deutschmeisters auf Burg Horneck und nach Weinheim waren, zeigen verschiedene Urkunden des 13., 14. und 15. Jahrhunderts. Sie geben fallweise Auskunft über das Verhältnis der Deutschmeister bzw. des Ordens zum König, zur Pfalz, zu Bürgern der Stadt Heidelberg. Peter Moraw geht davon aus, dass der Pfalzgraf aufgrund seiner überfürstlichen Position in einer besonderen Schutzfunktion gegenüber dem Deutschen Orden mit seinen binnendeutschen Balleien stand.[53]

Die Beziehungen zwischen dem pfalzgräflichen Haus und dem Deutschen Orden beschränkten sich nicht auf Zollprivilegien und Schenkungen. Am 22. Juli 1258 betätigten in Ingolstadt Johannes, Dekan zu St. Florenz, und Engelbert, Dekan zu St. Kastor zu Koblenz, ein Privileg Pfalzgraf Ludwigs II., wonach dem Deutschordenshaus, soweit die pfalzgräfliche Jurisdiktion reichte, Zollfreiheit auf dem Rhein gewährt wurde (siehe Anhang Nr. 1).[54] 1262 geht aus einer Urkunde hervor, dass sich Pfalzgraf Ludwig II. keine Besitzungen des Ordens in der Stadt Heidelberg wünschte.[55] Am 10. Oktober 1277 trat er in Wien in einer Urkunde König Rudolfs von Habsburg für den Deutschen Orden als Zeuge auf.[56] 1391 verpfändete der

Pfalzgraf der Kommende Frankfurt eine Gült von 5 Fuder und 11 Eimer Wein gegen 1.000 fl. und befreite bis zur Wiederauslösung die Ordensgüter in Oppau, Mutterstadt, Bergheim, Heidelberg, Weinheim und Leimen von Dienst und Bethe (Grundsteuer).[57]

Mehrere Urkunden aus der Königsherrschaft Ruprechts belegen eine intensive Förderung und diplomatische Nutzung dieser geistlichen Korporation durch den pfälzischen Herrscher, nicht jedoch hinsichtlich des Ausbaus des Deutschordenshauses in Heidelberg selbst. Eine besondere Vertrauensstellung nahm offensichtlich Deutschmeister Konrad von Egloffstein (1396–1416), der Bruder des Würzburger Fürstbischofs Johann von Egloffstein (1400–1411),[58] ein, der von Beginn an im unmittelbaren Umfeld des Königs aktiv war. Mehrfach trat er als königlicher Gesandter und heimlicher Rat sowie als Hauptmann in Erscheinung. Bereits im Oktober 1400, also kurz nach seiner Wahl zum römischen König, sandte Ruprecht Konrad von Egloffstein und Hans von Hirschhorn nach Nürnberg, um zusammen mit Burggraf Friedrich von Nürnberg mit den Vertretern der Reichsstadt über seine Anerkennung als König zu verhandeln.[59] Als Anfang Mai 1401 König Ruprecht und sein Sohn Pfalzgraf Ludwig (III.) unter anderen Graf Joffred von Leiningen, Tilman von Schmalenburg und Dr. Nikolaus Burgmann bevollmächtigten, über die Mitgift der englischen Königstochter Blanca zu verhandeln, war Konrad von Egloffstein als Zeuge auf der Nürnberger Burg anwesend.[60] Bei der Anerkennung König Ruprechts durch Regensburg Ende August 1401 ist er mit Landgraf Johann von Leuchtenberg, dem Hofmeister Graf Emicho von Leiningen sowie dem Marschall Rudolf als Mitglied des königlichen Rates belegt.[61] Am 18. September 1401 belehnte König Ruprecht die Burggrafen Johann und Friedrich von Nürnberg in Schongau mit ihrer Herrschaft, mit Land und Leuten sowie unter anderem den Deutschen Häusern.[62] Am 7. Oktober 1401 teilte Ruprecht den Reichsangehörigen in Italien, insbesondere in der Lombardei, mit, dass er Franz von Carrara und Konrad von Egloffstein als seine Wegbereiter nach Italien sende mit der Vollmacht, das Reichsbanner aufzupflanzen, Verträge abzuschließen und Treueeide entgegenzunehmen.[63]

Im April 1402 verhandelten in Venedig Burggraf Friedrich von Nürnberg und der Deutschmeister im Auftrag des Königs über die Rückzahlungsmodalitäten von 5.000 Dukaten, die Franz von Carrara selbst aufgebracht bzw. vermittelt hatte und die wohl nun von der Lagunenstadt finanziert werden sollten.[64] In Nürnberg privilegierte der König am 3. November 1402 den Deutschmeister Konrad von Egloffstein. Er nennt ihn hier seinen heimlichen Rat und beurkundet, dass alle während seiner Königsherrschaft erlassenen Diplome, die den Freiheiten des Ordens widersprechen, nichtig sind.[65] Am 13. Juni 1403 widerrief er in Weinheim das dem Hans Truchsess verliehene Schirmamt über das Deutschordenshaus Altshausen, da er den Orden unter seinen und des Reiches Schutz nehmen will.[66] In Alzey stellte er am 15. August 1403 an König Ladislaus von Neapel eine Urkunde aus mit der Bitte, der verwitweten Fürstin von Achaia zu befehlen, den dortigen Deutschen Orden von ihrem Türkentribut zu verschonen.[67]

Für den Orden wichtig wurde das königliche, in Heidelberg ausgestellte Privileg vom 19. August 1403. Hierin bestätigte König Ruprecht dem Deutschmeister alle bisher von Päpsten, Kaisern und Königen verliehenen Besitzungen und Rechte. Neue Belastungen wurden für nichtig erklärt. Der Orden erhielt, ein ungewöhnlicher Gunsterweis, für seine Dörfer das Befestigungsrecht mit Gräben, Zinnen, Palisaden

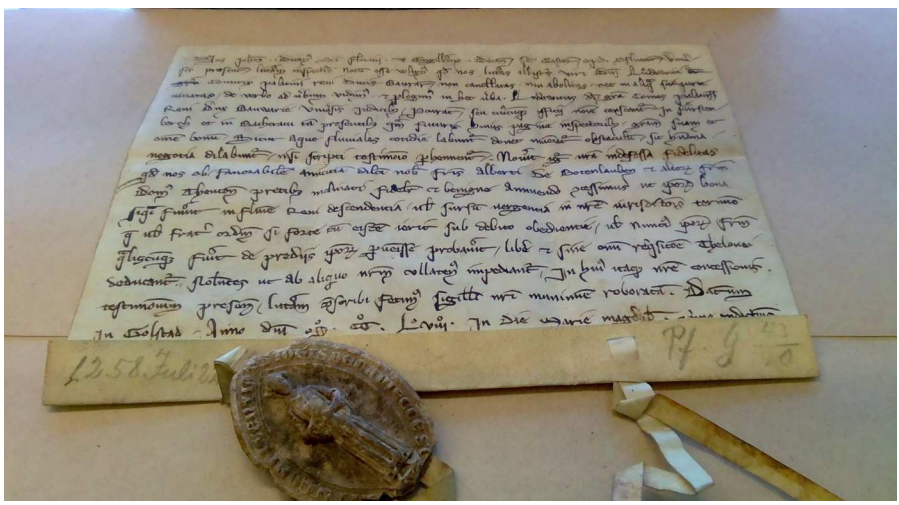
und Erkern. Fremde Gerichtszuständigkeiten wurden ausgeschlossen, die Ordensangehörigen konnten nur vor den Deutschmeister oder ihren Komtur geladen werden.[68] Schließlich wurde Egloffstein am 29. September 1403 wiederum vom König ermächtigt, in seinem Namen mit den Reichsangehörigen in Italien zu verhandeln, Verträge zu schließen, Unterwerfungen und Treueeide anzunehmen.[69] Am 23. Februar 1404 bekräftigte Ruprecht das von Kaiser Friedrich II. für den Orden in Tarent ausgestellte Privileg, in dem dieser den Hochmeister Hermann von Salza und den Orden in seinen Schutz genommen und ihm die Reichslehen übertragen hatte.[70] Zusammen mit Graf Günther von Schwarzburg bevollmächtigte König Ruprecht am 31. Mai 1404 in Heidelberg den Deutschmeister, Verona für das Reich in Besitz zu nehmen, die Stadt zu verwalten sowie alle Reichsgeschäfte in Italien und der Lombardei auszuführen.[71] Im Herbst 1404 ernannte Ruprecht den Burggrafen Friedrich von Nürnberg und den Deutschmeister zu seinen Räten mit dem Auftrag, die Streitigkeiten zwischen den Grafen Friedrich und Ludwig von Öttingen und der Reichsstadt Dinkelsbühl zu schlichten.[72] Zusammen mit seinem Bruder, dem Würzburger Bischof Johann von Egloffstein, besiegelte der Deutschmeister in Heidelberg am 27. April 1405 eine Urkunde, in der sich der Würzburger Domherr Otto von Egloffstein verpflichtete, persönlich König Ruprecht auf seinem römischen Krönungszug mit Truppen zu begleiten, falls ihm Ruprecht zum Patriarchat von Aquileja verhülfe.[73]

Am 25. September 1405 beurkundete Ruprechts Hofrichter Engelhart von Weinsberg den Verzicht Johanns von Hohenlohe auf die an den Deutschen Orden verkauften Burg, Veste und Amt Gelchsheim in Franken.[74] Am 14. November 1407 forderte Bischof Raban von Speyer im Auftrag König Ruprechts die Stadt Nürnberg auf, die auf Martini fällige Reichssteuer von 2.000 fl. dem Deutschmeister oder dem Deutschordenskomtur zu Nürnberg zu übergeben.[75] Mit Urkunde vom 8. März 1409 befreite Ruprecht in Heidelberg auf Bitte des Deutschmeisters Konrad von Egloffstein den Ordenshof zu Cloppheim in der Wetterau und dessen Bewohner von Steuer, Bethe, Diensten, Atzung und anderen unbilligen Beschwernissen. Es handelte sich um eine Bestätigung bisheriger Rechte.[76] Schließlich teilte am 26. Januar 1410 König Ruprecht von Heidelberg aus dem Hochmeister Ulrich von Jungingen mit, es sei ein Ritter bei ihm gewesen, der den Orden in Sachen des Königs von Polen verklagt habe.[77]

Wie die Urkunden zeigen, war Konrad von Egloffstein auch unter König Sigismund noch aktiv. In einem Schreiben vom 28. März 1412 bekundete der neu gewählte Herrscher dem Bischof von Passau seine Absicht, den Deutschen Orden und den König von Polen an Pfingsten zu Ofen auszusöhnen; danach werde er zur Krönung nach Deutschland aufbrechen. Eine Abschrift dieses Schreibens sandte Egloffstein an den Komtur zu Frankfurt.[78] Beim Fürstentag zu Koblenz im August 1414 sind der Deutschmeister und Kurfürst Ludwig III. im Umfeld des Königs belegt; in der Liste der Fürsten, Grafen und Herren erscheint der Deutschmeister nach dem Bischof Anselm von Augsburg.[79] 1427 nahm der Deutschmeister im Heer des Pfalzgrafen Otto am Reichskrieg gegen die Hussiten teil, seit 1431 wurde er über die Reichsmatrikel veranschlagt, wo seine Leistungen durchschnittlich denen des Bischofs von Speyer entsprachen.[80] Am 1. Januar 1431 dankte Kurfürst Ludwig III. von Neuenburg aus dem Hochmeister Paul von Rusdorf für die Übersendung neuer Nachrichten nach dem Tod des Großfürsten Witold sowie für sechs ihm übersandte Falken und erbat ebenso viele für das nächste Jahr.[81] 1431 bis 1436 liegen mehrere

Urkunden vor, in denen die Dekane der Heidelberger Heiliggeistkirche von Papst Eugen III. bzw. vom Baseler Konzil zu Konservatoren des Deutschen Ordens ernannt werden. Mit den Dekanen zu Würzburg erhielt der Orden am 18. Februar 1431 das Recht, flüchtige, auswärts festgesetzte Untertanen des Ordens innerhalb Jahresfrist zurück zu holen.[82] Am 28. Februar 1436 erließen der Erzbischof Raban von Trier und Deutschmeister Eberhard von Seinsheim (1422–1443) eine Ordnung für die vormundschaftliche Regierung der Pfalz. Der schwer kranke Kurfürst Ludwig bestätigte diese mit seinem an der Hand getragenen Sekretsiegel[83] und zeigte damit an, dass die Übertragung der Regierungsgewalt auf seinen Bruder Otto und vier Räte nicht gegen seinen Willen erfolgt war. In Mosbach fällte schließlich Kurfürst Philipp am 29. März 1487 als Schiedsmann, der von beiden Parteien angerufen worden war, ein Urteil über die Streitigkeiten, die zwischen Pfalzgrafen Otto von Mosbach und dem Deutschmeister Reinhard von Neipperg (1479–1489) wegen des Wildbanns und der Jagd im Hochwald im Gelbacher Hölzlein entstanden waren.[84]

Prinzipiell groß war im Deutschen Reich der Druck der Landesherren auf die Balleien. Wie erwähnt waren für den Orden in der Pfalz Steuerbefreiungen nicht durchsetzbar. Für das Heidelberger Ordenshaus galt der Kurfürst nach wie vor – trotz der neuen reichsfürstlichen Stellung des Deutschmeisters – als dessen Schirmherr. Demnach hatte dieser wie andere Prälaten, Räte oder Schirmverwandte der Pfalz jährlich ein sogenanntes Opfergeld zu leisten. 1503 bot sich im bayerischen Erbfolgekrieg dem Deutschmeister die Chance, aus pfälzischem Schutz und Schirm, der ja Dienst und Hilfe nach sich zog, auszuscheiden. Trotz königlichem Mandat für eine Parteinahme gegen die Pfalz verweigerte er eine Teilnahme am Krieg auf Seiten Württembergs, kündigte jedoch seinerseits die Ratspflicht gegen Kurpfalz auf. Dies wurde ihm im süddeutschen Adel als Treuebruch gegenüber dem Heidelberger Hof gewertet.[85]



Vidimus einer Urkunde vom 22. Juli 1258, in der Kurfürst Ludwig II. dem Deutschen Orden die Zollfreiheit auf dem Rhein genehmigt (Quelle: Generallandesarchiv Karlsruhe, 43 Nr. 847)

Anhang

Im Folgenden werden zwei für das Verhältnis von Deutschem Orden und Kurpfalz aufschlussreiche Urkunden, nämlich die Zollfreiheit auf dem Rhein von 1258 und der Vertrag zum Schutz des Landfriedens von 1426, als Regest wiedergegeben. Die in der ersten Urkunde erwähnte, ehemals kurkölnische Burg Fürstenberg war seit 1243 Lehen der Pfalzgrafen, gleichsam Vorwerk zu deren Burg Stahleck, und Pfälzer Zollstätte. In der zweiten Urkunde sind im Bündnis des Kurfürsten Ludwig III. mit dem Deutschordensmeister Eberhard von Seinsheim (1422–1443) auch der Bruder, Pfalzgraf Otto von Mosbach, Albrecht von Hohenlohe und Reichserbkämmerer Konrad von Weinsberg inbegriffen.

Nr. 1
1258 Juli 22

Die Koblenzer Dekane Johannes von St. Florin[a)] und Engelbert von St. Kastor[b)] bestätigen eine Urkunde des Pfalzgrafen Ludwig, in der dieser aufgrund der Freundschaft mit dem Deutschordensbruder Albert von Botenlauben und den anderen Brüdern des Deutschen Hauses diesen Zollfreiheit auf dem Rhein auf und ab, zu Fürstenberg[c)], zu Bacharach[d)] und allenthalben, soweit die Pfalzgrafschaft Gebiet hat, verleiht. Pfalzgraf Ludwig bestätigt das Privileg mit seinem Siegel, die Urkunde ist datiert auf Maria Magdalene im Jahre 1258.

Siegelankündigung: Johannes von St. Florin und Engelbert von St. Kastor, Siegel 1 anhängend, spitzoval, 5 cm hoch, 3,5 cm breit, Siegel 2 fehlt.
Datierung: „Datum anno domini M CC LVIII an sant Marien Magdalenen tag."
Rückvermerk: „Vidimus exemptionis a telonio, quam Ludewig comes palatinus concedit fratribus teutonici ordinis". Rechts darunter „zollbrieff vff dem Ryn."
Ausfertigung, Pergament, Text in Latein.
GLA Karlsruhe, 43 Nr. 874.

a) St. Florentz, Chorherrnstift in Koblenz.
b) Kollegiatstift St. Kastor.
c) Burgruine am Rhein im Landkreis Mainz-Bingen.
d) Stadt am Rhein im Landkreis Mainz-Bingen.

Nr. 2
1426 März 5

Aufgrund zahlreicher verderblicher Vorgänge in diesen Landen werden Kaufleute, Pilger und Untertanen auf den Straßen vielfältig beraubt, gefangen und geschädigt. Pfalzgraf Ludwig, Pfalzgraf Otto, Deutschmeister Eberhard von Seinsheim, Albrecht von Hohenlohe und Erbkämmerer Konrad von Weinsberg schließen sich daher in einem Bündnis zur gegenseitigen Hilfe zusammen. Die Übeltäter sollen auf deren Schlössern und Gebieten weder geherbergt noch unterstützt, noch soll ihnen Geleitschutz gewährt werden. Friede und Schirm werden ihnen untersagt, sie sollen weder an Leib noch an Gut sicher sein. Werden sie ergriffen, sind sie zu richten und zu bestrafen. Unterstützen Edelleute die Übeltäter, soll mit ihnen verhandelt werden, dass sie dies unterlassen. Tun sie dies nicht, sollen auch sie nicht mehr sicher sein an Leib und Gut. Jeder der Bündnispartner soll vier gewappnete Knechte, gerüstet mit Pferd und Harnisch, bereithalten: Herzog Ludwig zu Offenheim[a)], Herzog Otto zu Lauda[b)], Deutschmeister Eberhard zu Mergentheim, Albrecht von Hohenlohe zu

Niedernhall[c], Konrad zu Weinsberg zu Weikersheim[d]. Über die Amtsleute soll bei Bedarf schriftlich oder über Boten gegenseitige Hilfe angefordert werden. Knechte werden dann unverzüglich auf die angegebenen Schlösser geschickt, um dort zu bleiben, solange es nötig ist. Für Kosten und Schaden hat jeder selbst aufzukommen. Es soll getreu beraten, Hilfe gewährt und auch auf Streife gegangen werden. Streitfälle unter den Teilnehmern sind freundlich abzuklären, verbriefte Schulden nach Urkundenlage zu lösen. Weitere Personen können in die Einung aufgenommen werden, wobei besiegelte Briefe einzureichen sind, dass alle diesbezüglichen Bestimmungen eingehalten werden. Die Einung soll fünf Jahre gelten, sie umfasst Land und Leute von Herzog Ludwig, nämlich Offenheim[e], Breitheim[f], Heidelsheim[g], Heidelberg, Schwetzingen[h] und Lindenfels[i] mit Zubehör, sie umfasst jene von Herzog Otto, jene des Deutschmeisters Eberhard, nämlich Mergentheim und was zur Ballei Franken gehört, Horneck[j], das Haus zu Heilbronn, Prozelten[k] und jene Häuser, die zu des Meisters Kammer zählen, dann jene des Albrecht von Hohenlohe und des Konrad von Weinsberg. Bei Feindschaft oder Krieg sollen gegenseitige Beratung und Unterstützung stattfinden. Ausgenommen von dieser Einung werden von Herzog Ludwig folgende Personen: Erzbischof Konrad von Mainz, Markgraf Friedrich von Brandenburg, Erzkämmerer und Burggraf von Nürnberg, die Pfalzgrafenbrüder Johann und Stephan, Bischof Johann von Würzburg, „vnsern besundern frundt", sowie die Städte Heilbronn und Wimpfen[l], mit denen eine Einung besteht. Herzog Otto nimmt von dieser Einung aus Erzbischof Konrad von Mainz, Markgraf Friedrich von Brandenburg, die Pfalzgrafenbrüder Johann und Stephan, Bischof Johann von Würzburg, mit dem er in Einung steht, aber nur so lange, wie diese währt. Eberhard von Seinsheim nimmt von dieser Einung Erzbischof Konrad von Mainz, Markgraf Friedrich von Brandenburg und Bischof Johann von Würzburg aus, Albrecht von Hohenlohe und Konrad von Weinsberg den römischen König Sigismund, die Bischöfe von Mainz, Würzburg und Speyer sowie Markgraf Friedrich von Brandenburg, dem sie aufgrund ihrer Lehen verbunden sind, dann die Einung zu Franken. Alle geloben, sämtliche Punkte dieser Vereinbarung einzuhalten und bekräftigen dies mit ihren Siegeln.

Siegelankündigung: Alle Aussteller.
Datierung: „Der geben ist in dem jare als man schreib nach Cristi geburte vierczehenhundert zwenczig vnd sechs jahre vff den dienstag nach dem santage als man singet in der heiligen [kirche] Oculi."
Abschrift, Papierlibell, 4 Blatt, 5 Seiten Text in Deutsch.
Vermerk, erst Seite oben: „Eynung zuschen mynem herren, herzog Otten, dem dutschenmeister, dem von Hoenloch vnd dem von Winsperg."
GLA Karlsruhe, 43 Nr. 28.

[a] Gemeinde im Landkreis Alzey-Worms.
[b] Stadt Lauda-Königshofen im Main-Tauber-Kreis.
[c] Stadt im Hohenlohe-Kreis.
[d] Stadt im Main-Tauber-Kreis.
[e] Gemeinde im Landkreis Alzey-Worms.
[f] Stadt Bretten im Landkreis Karlsruhe.
[g] Stadtteil von Bruchsal.
[h] Stadt im Rhein-Neckar-Kreis.
[i] Burg und Stadt im Kreis Bergstraße.
[j] Burg Horneck über der Stadt Gundelsheim, Landkreis Heilbronn.
[k] Stadtprozelten im Landkreis Miltenberg.
[l] Stadt am Neckar im Landkreis Heilbronn.

Anmerkungen

1 Für die kritische Durchsicht des Textes danke ich Dr. Gabriele Geibig-Wagner und Barbara Heiß M.A.
Marjan Tumler: Der Deutsche Orden im Werden, Wachsen und Wirken bis 1400 mit einem Abriß der Geschichte des Ordens von 1400 bis zur neuesten Zeit, Wien 1954, S. 584. Akkon fiel 1291; seine Eroberung durch die Mameluken brachte das Ende des lateinischen Königreichs Jerusalem. Siehe auch mit vorzüglichem Bildmaterial und Karten ausgestattet Udo Arnold: Der Deutsche Orden im Mittelalter, in: Maike Trentin-Meyer (Hg.): Deutscher Orden 1190–2000. Ein Führer durch das Deutschordensmuseum in Bad Mergentheim, Baunach 2004, S. 14–40, hier S. 14–21.

2 Jürgen Sarnowsky: Der Deutsche Orden, München ^{2}2012, S. 15.

3 Zur Entwicklung des Deutschmeisteramtes Johannes Voigt: Geschichte des Deutschen Ritter-Ordens in seinen zwölf Balleien in Deutschland 1, Berlin 1857, S. 155–195; siehe auch Alois Seiler: Deutscher Ritterorden, in: Handbuch der baden-württembergischen Geschichte 2: Die Territorien im Alten Reich, hg. von Meinrad Schaab und Hans-Martin Schwarzmaier (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg), Stuttgart 1995, S. 610–636, hier S. 626ff.

4 Klaus Militzer: Die Entstehung der Deutschordensballeien im Deutschen Reich (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 20), Marburg 1978, S. 36f.

5 Michael Diefenbacher: Territorienbildung des Deutschen Ordens am unteren Neckar im 15. und 16. Jahrhundert. Urbare der Kommenden Heilbronn und Horneck sowie der Ämter Scheuerberg, Kirchhausen und Stocksberg von 1427 bis 1555 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 23), Marburg 1985, S. 6.

6 Zeitweise zählten zu den Kammerkommenden die Häuser Horneck, Ramersdorf, Prozelten, Waldbreitbach, Weißenburg, Speyer und Weinheim. Wolfgang Sonthofen: Der Deutsche Orden. 800 Jahre Geschichte, Freiburg 1990, S. 184, weist darauf hin, dass verschiedentlich Balleien vom Hochmeister auf den Deutschmeister übertragen wurden.

7 Diefenbacher (wie Anm. 5), S. 4–6. Zur Entwicklung des Deutschmeisteramtes siehe auch Heinrich Köllenberger: Der Deutsche Ritterorden im Westteil der Ballei Franken bis zur Reformation, masch.-schriftliche Dissertation, Heidelberg 1951, und Tumler (wie Anm. 1), S. 617f., sowie Sonthofen (wie Anm. 6), S. 210.

8 Sonthofen (wie Anm. 6), S. 183.

9 Sarnowsky (wie Anm. 2), S. 61.

10 Sonthofen (wie Anm. 6), S. 182. Nach Sarnowsky (wie Anm. 2), S. 28, verfügte der Deutschmeister Ende des 13. Jahrhunderts neben der Burg Horneck über die Komtureien Mainz, Speyer, Prozelten und Frankfurt-Sachsenhausen.

11 Seiler (wie Anm. 3), S. 161. Eine umfassende Darstellung zur Geschichte von Gundelsheim als Residenz des Deutschmeisters und zu den Folgen des Bauernkriegs bringt Bernhard Demel, Der Deutsche Orden und die Stadt Gundelsheim, in: Friedrich Vogel (Hg.), Der Deutsche Orden einst und jetzt. Aufsätze zu einer mehr als 800jährigen Geschichte (Europäische Hochschulschriften, Reihe III: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften 848), Frankfurt a.M. u.a. 1999, S. 116–211.

12 Hanns Hubert Hofmann: Der Staat des Deutschmeisters. Studien zu einer Geschichte des Deutschen Ordens im Heiligen römischen Reich deutscher Nation (Studien zur bayerischen Verfassungs- und Sozialgeschichte 3), München 1964, S. 109ff. Hochmeister Albrecht von Brandenburg gelang dies erst 1523/24. Im Rang stand dieser indes beim Reichsabschied von Worms 1495 nach den Erzbischöfen vor allen Bischöfen, siehe Diefenbacher (wie Anm. 5), S. 17.

13 Sonthofen (wie Anm. 6), S. 187.

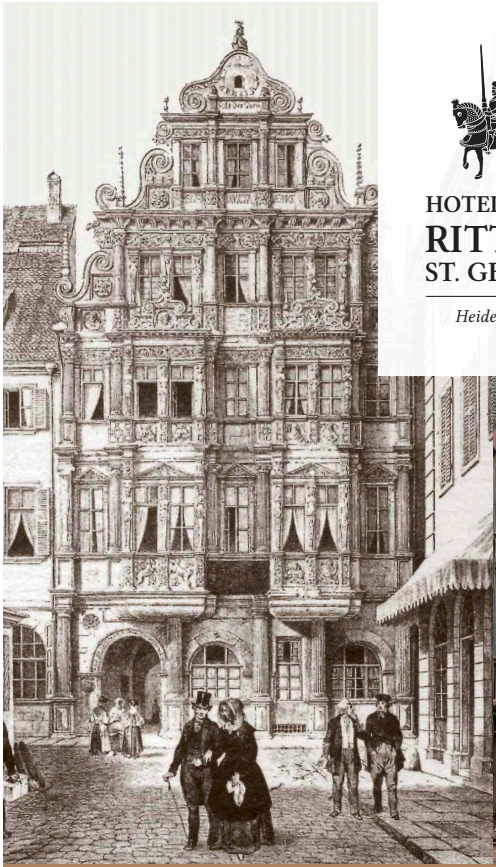
14 Klaus Militzer: Der Deutsche Orden in den großen Städten des Deutschen Reiches, in: Udo Arnold (Hg.): Stadt und Orden. Das Verhältnis des Deutschen Ordens zu den Städten in Livland, Preußen und im Deutschen Reich (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 44), Marburg 1993, S. 188–215, hier S. 190.

15 Meinrad Schaab: Die Entstehung des pfälzischen Territoriums am unteren Neckar und die Anfänge der Stadt Heidelberg, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 106, Karlsruhe 1958, S. 267.

16 Herbert Derwein: Die Flurnamen von Heidelberg. Straßen, Plätze, Feld, Wald. Eine Stadtgeschichte (Veröffentlichungen der Heidelberger Gesellschaft zur Pflege der Heimatkunde 1), Heidelberg 1940, S. 85, datiert auf 1260. Zu 1262 siehe Regesten der Pfalzgrafen am Rhein 1214–1508 (künftig RPR 1), hg. von der Badischen Historischen Kommission, 1. Band: 1214–1400, bearbeitet von Adolf Koch und Jakob Wille, Innsbruck 1894, Nr. 744, S. 43; 2. Band: Regesten König Ruprechts 1400–1410 (künftig RPR 2), bearbeitet von Graf Lambert von Oberndorff und Manfred Krebs, Innsbruck 1939.
17 Ludwig H. Hildebrandt: Mittelalterliche Urkunden über Wiesloch und Walldorf und die Ortsteile Alt-Wiesloch, Baiertal, Frauenweiler, Hohenhardt und Schatthausen sowie der Herren von Schatthausen, von Schadehusen, von Walldorf und von Wissenloch, Ubstadt-Weiher 2001, S. 102; Nr. WAA19, S. 105.
18 Dieter J. Weiss: Die Geschichte der Deutschordens-Ballei Franken im Mittelalter (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte, Reihe IX: Darstellungen aus der fränkischen Geschichte 39), Neustadt an der Aisch 1991, S. 133.
19 Derwein (wie Anm. 16), S. 85.
20 Derwein (wie Anm. 16), S. 85.
21 Hildebrandt (wie Anm. 17), Nr. B8, S. 23; B25, B27, S. 25; B39, S. 27.
22 Hildebrandt (wie Anm. 17), Nr. B48, S. 28f.
23 Tumler (wie Anm. 1), Anhang S. 607–610.
24 Dieter Wojtecki: Der Deutsche Orden im württembergischen Franken. Zur Entwicklung, Besitz- und Personalgeschichte der Kommenden Mergentheim, Heilbronn und Horneck im 13. Jahrhundert, in: Württembergisch Franken 60, Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, Schwäbisch Hall 1976, S. 55–113, hier S. 84. Zur Städtepolitik des Ordens vor allem in Preußen und Livland siehe Roman Czaja: Der Deutsche Orden als Stadtherr im Reich, in Preußen und in Livland, in: Ordines Militares. Colloquia Torunensia Historica XIV, Torun 2007, S. 127–139.
25 Militzer (wie Anm. 14), S. 201.
26 Militzer (wie Anm. 14), S. 203.
27 Ulrich Wagner: Das Heidelberger Deutschordensurbar von 1487, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 138, Karlsruhe 1990, S. 143–197.
28 Hofmann (wie Anm. 12), S. 408 und 465.
29 Derwein (wie Anm. 16), S. 85, S. 109 Nr. 40. Das Tor ist nach dem Brunnen an der Ecke Zwinger- und Kettengasse benannt, siehe Wolfgang Seidenspinner, Manfred Benner: Heidelberg, unter Mitarbeit von Carla Nübold und Eva Spinner (Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg 32), Stuttgart 2006, S. 200 und 239. Um 1716 wurde auf dem nördlichen Nachbargrundstück, Kettengasse 21, ein Neubau errichtet, dann ein weiteres Gebäude in der Zwingerstrasse 1. Damit war das Anwesen erheblich erweitert, ebd., S. 239. Auf die topographische Bedeutung von Kettengasse und Markbronnertor als südlichem Stadtausgang mit unmittelbarer Verbindung zum Schloss verweist Hans-Martin Mumm: Am jähen Steig. Altstraßen und Hohlwege im Stadtwald. Erwägungen zu den Verkehrsbeziehungen Heidelbergs in Mittelalter und früher Neuzeit, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 2004/2005, Heidelberg 2004, S. 79–101, hier S. 96.
30 Köllenberger (wie Anm. 7), S. 117; Derwein (wie Anm. 16), S. 85, datiert auf einen Zeitraum vor 1420.
31 Derwein (wie Anm. 16), S. 85.
32 Generallandesarchiv (künftig GLA) Karlsruhe, 43 Nr. 2679.
33 GLA Karlsruhe, 43 Nr. 2681.
34 Köllenberger (wie Anm. 7), S. 193.
35 GLA Karlsruhe, 43 Nr. 99.
36 GLA Karlsruhe, 43 Nr. 2519. Zu den Heidelberger Bürgermeistern und den verwendeten Stadtsiegeln im späten Mittelalter siehe Ulrich Wagner: Regesten der Bruderschaft des Heidelberger Hofgesindes 1380–1414 (Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg 10), Heidelberg–Ubstadt-Weiher–Basel 2017, S. 19f., 56f., 91 Abb. 4a und b.
37 Tumler (wie Anm. 1), S. 431.
38 Hildebrandt (wie Anm. 17), Nr. B46, S. 28.

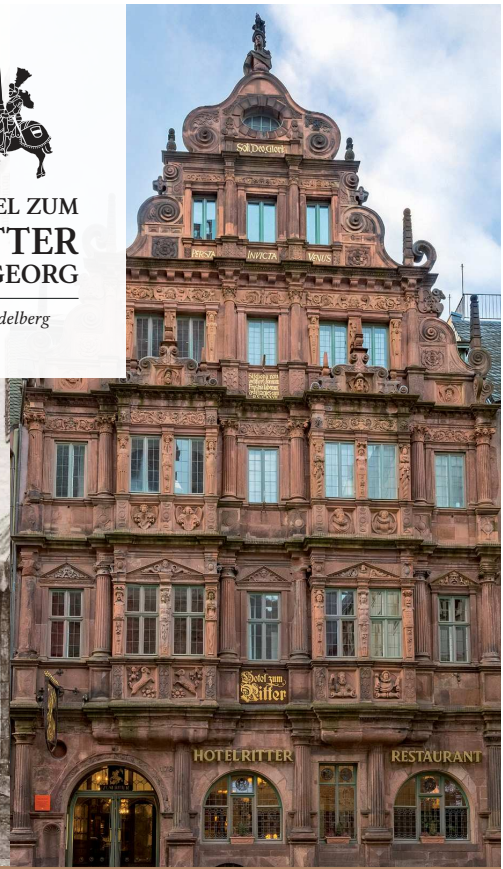
39 Köllenberger (wie Anm. 7), S. 117.
40 Hofmann (wie Anm. 12), S. 458; siehe auch Seidenspinner, Benner (wie Anm. 29), S. 239f.
41 Hofmann (wie Anm. 12), S. 465.
42 Hofmann (wie Anm. 12), drei Karten im Anhang; S. 465.
43 Derwein (wie Anm. 16), S. 85.
44 Wojtecki (wie Anm. 24), S. 83.
45 Köllenberger (wie Anm. 7), S. 114.
46 Köllenberger (wie Anm. 7), S. 114.
47 Köllenberger (wie Anm. 7), S. 116–126.
48 Wojtecki (wie Anm. 24), S. 55–113, hier S. 82.
49 Diefenbacher (wie Anm. 5), S. 29, datiert den Sitz als Residenz abweichend auf 1438. Die ältere Forschung geht von ca. 1420 aus.
50 Hofmann (wie Anm. 12), S. 114f.
51 Hierzu Ulrich Wagner: Ludwig V. von der Pfalz im Bauernkrieg 1525. Aspekte und Quellen, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 2013, Heidelberg 2012, S. 25–59, hier S. 29f.
52 Diefenbacher (wie Anm. 5), S. 29.
53 Peter Moraw: Die kurfürstliche Politik der Pfalzgrafschaft im Spätmittelalter, vornehmlich im späten 14. und im frühen 15. Jahrhundert, in: Jahrbuch für westdeutsche Landesgeschichte 8, 1982, S. 75–97, hier S. 83.
54 GLA Karlsruhe, 43 Nr. 874.
55 RPR 1 (wie Anm. 16), Nr. 744, S. 43.
56 RPR 2 (wie Anm. 16), Nr. 6298, S. 476.
57 Köllenberger (wie Anm. 7), S. 114f.
58 Zu Leben und Werk des Fürstbischofs siehe Ulrich Wagner: Johann von Egloffstein (gest. 1411), in: Fränkische Lebensbilder 25 (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte, Reihe VII A), Würzburg 2018, S. 1–16.
59 RPR 2 (wie Anm. 16), Nr. 6682, S. 510.
60 RPR 2 (wie Anm. 16), Nr. 6699, S. 511f.
61 Deutsche Reichstagsakten (künftig RTA) unter König Ruprecht, 2. Abt. 1401–1405, hg. von Julius Weizsäcker (Deutsche Reichstagsakten 5), Göttingen 1956, Nr. 16, S. 46; 3. Abt. 1406–1410, hg. von Julius Weizsäcker (Deutsche Reichstagsakten 6), Göttingen 1956; RTA unter Kaiser Sigmund, 1. Abt. 1410–1420, hg. von Dietrich Kerler (Deutsche Reichstagsakten 7), Göttingen 1956.
62 RTA 5 (wie Anm. 61), Nr. 1664, S. 113.
63 RTA 5 (wie Anm. 61), Nr. 94, S. 149.
64 RTA 5 (wie Anm. 61), Nr. 127, S. 169f.
65 RPR 2 (wie Anm. 16), Nr. 2593, S. 175.
66 RPR 2 (wie Anm. 16), Nr. 3002, S. 206.
67 RPR 2 (wie Anm. 16), Nr. 3053, S. 211.
68 RPR 2 (wie Anm. 16), Nr. 3068, S. 212. GLA Karlsruhe, Kopialbuch 801, fol. 189a, 867, 155, 719.
69 RTA 5 (wie Anm. 61), Nr. 380, S. 525f.
70 RPR 2 (wie Anm. 16), Nr. 3372, S. 236.
71 RTA 5 (wie Anm. 61), Nr. 390, S. 533–535.
72 RTA 5 (wie Anm. 61), Nr. 374, S. 520.
73 RTA 5 (wie Anm. 61), Nr. 471, S. 684f.
74 RPR 2 (wie Anm. 16), Nr. 4181, S. 301.
75 RPR 2 (wie Anm. 16), Nr. 5037, S. 374.
76 RPR 2 (wie Anm. 16), Nr. 5738, S. 429.
77 RPR 2 (wie Anm. 16), Nr. 6141, S. 459.
78 RTA 7 (wie Anm. 61), Nr. 127, S. 188, Anm. 1.
79 RTA 7 (wie Anm. 61), Nr. 143, S. 200.
80 Seiler (wie Anm. 3), S. 627.

81 Friedrich Benninghoven: Unter Kreuz und Adler. Der Deutsche Orden im Mittelalter. Ausstellung des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz anläßlich des 800jährigen Bestehens des Deutschen Ordens, Berlin 1990, S. 149.
82 Ed. Gaston Graf von Pettenberg (Hg.): Die Urkunden des Deutschordens-Centralarchivs zu Wien, Prag/Leipzig 1887, S. 435ff.
83 Christoph Freiherr von Brandenstein: Urkundenwesen und Kanzlei, Rat und Regierungssystem des Pfälzer Kurfürsten Ludwig III. (1410–1436), (Veröffentlichungen des Max Planck Instituts für Geschichte 71), Göttingen 1983, S. 129f.
84 GLA Karlsruhe, 43 Nr. 99.
85 Hofmann (wie Anm. 12), S. 113.



HOTEL ZUM
RITTER
ST. GEORG

Heidelberg



Wo einst ein französicher Tuchhändler das schönste Gebäude der Stadt erschuf, wo einst Grafen und Philosophen nächtigten und Victor Hugo jeden Morgen verzaubert vor der Fassade stehen blieb ...

... ERWARTET ANSPRUCHSVOLLE GÄSTE HEUTE MODERNER KOMFORT MIT HERZLICHEM SERVICE

Hotel zum Ritter St. Georg

Hauptstrasse 178 | 69117 Heidelberg
T. +49 (0) 6221 70505 0 | F. +49 (0) 6221 70505 150
info@hotel-ritter-heidelberg.com
www.hotel-ritter-heidelberg.com
www.castlewood-hotels.com

Johan Lange

Sperrstunde um 22 Uhr und keine eigenen Haustürschlüssel

Versuche von Universität und Stadt zur Disziplinierung der Heidelberger Studenten um 1800

Betrunkene Studenten schwärmen in der Nacht lautstark durch die Gassen der Heidelberger Altstadt und erregen so den Ärger, wenn nicht gar den heftigen Zorn manchen Einwohners, der sich schlaflos in seinem Bett von einer Seite zur anderen dreht und dabei stille Flüche gegen die Rücksichtslosigkeit der Jugend ausstößt. Während draußen auf der Straße ein neues Lied angestimmt wird, grübelt der um seine Nachtruhe betrogene Bürger, wie er sich wehren kann und ob nicht ein Brief an den Oberbürgermeister fällig ist, damit eine solche Ruhestörung zukünftig durch strengere Sperrzeiten gar nicht erst entsteht. Oder zumindest durch häufigere polizeiliche Patrouillen auf der Unteren Straße zügig unterbunden wird …

Diese Situation benötigt keine Jahresangabe, denn das wiederkehrende Auftauchen von Konflikten um die Nachtruhe dürfte in Heidelberg als eine historische Konstante in der gemeinsamen Geschichte von Stadt und Universität gelten.[1] Und doch ändern sich die Zeiten, so dass der Historiker an einem gleichbleibenden Thema zeigen kann, wie unterschiedlich die Menschen am selben Ort ihr Zusammenleben organisierten, und nach welchen geschriebenen und ungeschriebenen Regeln sie ihr Verhalten ausrichteten – auch wenn es bei der nächtlichen Ruhestörung eher um ein amüsantes als um ein politisch bedeutsames Thema zu gehen scheint, zumindest aus der Perspektive des Nicht-Betroffenen.

So widmet sich dieser Aufsatz dem Ziel, mehr über das Verhältnis von Universität und Stadt, von Studenten und Bürgern in der Zeitspanne zwischen 1775 und 1805 herauszufinden. Warum ausgerechnet diese Jahreszahlen? Nun, sie könnten auch etwas anders lauten, auf ein genaues Datum kommt es dabei nicht an, und doch findet in diesen dreißig Jahren ein schleichender Wandel statt, in dessen Folge sich die Stellung der Studenten im öffentlichen Raum Heidelbergs verändert. Stadt und Universität, die bekanntlich auch gerne miteinander stritten und streiten, kooperierten schließlich in erstaunlicher Eintracht, um für mehr Disziplin unter den jungen Männern zu sorgen, die damals am Neckar nicht lautstark feiern, sondern fleißig studieren sollten.

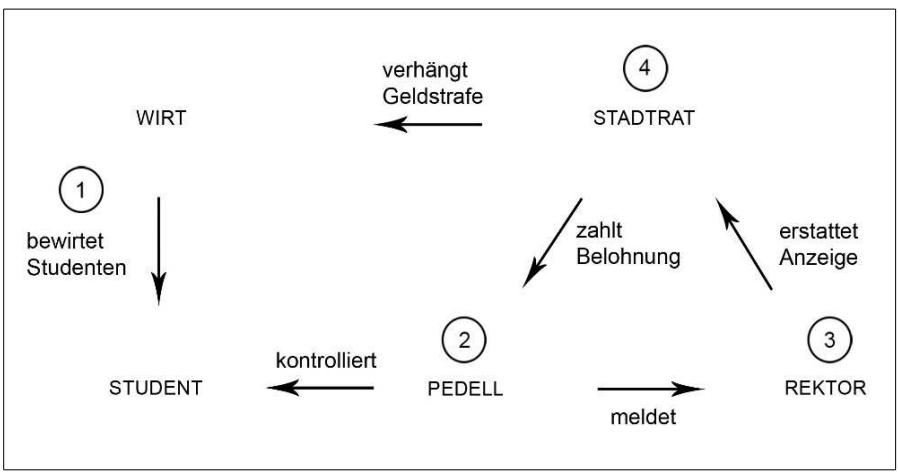
Sittenverfall an der Heidelberger Universität

Als Einstieg in die Vergangenheit dient uns ein aus der heutigen Sicht ungewöhnlicher Zeitschriftenartikel. In einer Ausgabe des Jahres 1778 berichtete das Basler Journal „Die Ephemeriden der Menschheit" über die „Herstellung der Sitten auf der hohen Schule in Heidelberg". Dort heißt es gleich zu Beginn:

„Die Sitten auf der hohen Schul zu Heidelberg fiengen seit etwa einem Jahr an von ihrer edlen Reinigkeit merklich abzuweichen, dagegen wurden auffallende Ausschweiffungen, nächtliche Schwärmereyen, Verschwendung, Unlust zu Studiren, und mehr andere Misbräuche herrschender."[2]

Es hatte sich offensichtlich entlang des Oberrheins herumgesprochen, dass man seinen Sohn zum Studium besser nicht nach Heidelberg schicken sollte. Die Probleme waren anscheinend massiv, denn der anonyme Autor berichtet weiter, dass Kurfürst Karl Theodor politisch intervenierte, um die Reputation der Heidelberger Universität zu schützen. Die Schuld an den Verfehlungen der Studenten trug aus kurfürstlicher Sicht dabei vor allem die „städtische Policey" (heute würden wir vom kommunalen Ordnungsdienst sprechen), weshalb im November 1777 neue Verordnungen an die Stadt erlassen wurden. Diese zielten auf vier Aspekte, von denen uns zwei nicht völlig überraschen: Erstens sollten die sogenannten Viertelmeister als Wächter über die öffentliche Ordnung herausfinden, ob sich in Heidelberg „liederliche Weiber" aufhielten und dabei auch auf „Mackler" achten, welche die Frauen tagsüber bei sich versteckt hielten. Zweitens sei jede öffentliche Veranstaltung von Studenten verboten und sollte sofort aufgelöst werden, es sei denn, die Zusammenkunft sei zuvor offiziell vom Senat der Universität genehmigt und der Stadt mitgeteilt worden. Beides erscheint auch für Menschen des 21. Jahrhunderts nachvollziehbar und ließe sich in heutiger Sprache vielleicht wie folgt zusammenfassen: keine Prostitution und keine unangemeldeten Partys auf der Neckarwiese oder anderswo.

Darüber hinaus aber ergingen zwei kurfürstliche Befehle, die nur im Kontext der Zeit ihren Sinn haben. Denn anstatt die Stadt zu ermahnen, gegenüber den Studenten hart durchzugreifen, wollte die kurfürstliche Regierung die Wirte und – noch erstaunlicher – die Vermieter bestraft wissen, wenn sich die angehenden Akademiker falsch verhielten. Eine Grafik erleichtert das Verständnis des Vorgangs:



Schematischer Ablauf der Kontrolle der Wirtshäuser Heidelbergs durch den Pedell der Universität (Quelle: Johan Lange)

Die Universität sollte den Universitätsdiener, den sogenannten Pedell, tagsüber in die Kaffee- und Wirtshäuser der Stadt schicken, um zu schauen, ob sich dort Studenten aufhielten, denn es war durch kurfürstliche Anordnung verboten, Studenten während der Vorlesungen zu bewirten.[3] Sollte der Pedell trotzdem in einem Wirts- oder Kaffeehaus einen Studenten antreffen (1), so hatte er den Rektor der Universität zu informieren (2) und dieser daraufhin den Stadtrat (3). Die Stadt würde dann den Wirt mit einer empfindlichen Geldstrafe belegen (4). Als Motivation für eine effektive Kontrolle sollte ein Drittel des verhängten Strafgelds dem „Anbringer" als Belohnung zugesprochen werden, also dem spitzelnden Pedell. Der die Vorlesungen schwänzende Student hingegen würde „ohne Ahndung" bleiben, also straffrei ausgehen. Der Wirt wurde somit für den Fall in die Haftung genommen, dass sich Studenten bei ihm amüsierten, wenn sie eigentlich dem Vortrag der Professoren lauschen sollten.

Noch seltsamer muten die kurfürstlichen Befehle an die „Hauswirthe" an. Ihnen wurde aufgetragen, über das Wohlverhalten der bei ihnen lebenden Studenten zu wachen. Zum Beispiel durften sie ihren jungen Mietern keine Hausschlüssel aushändigen. Die Idee dahinter war, stets die Kontrolle über die Anwesenheit der Studenten im Haus zu behalten. Wenn ein Student später als eine halbe Stunde nach der „policeyzeit" nach Hause kam (die Sperrstunde für Wirtshäuser war im Sommer um 22 Uhr) oder gar die Nacht über außer Haus blieb, so sollte der Vermieter dieses Vergehen am nächsten Morgen dem Rektor der Universität melden. Die Nicht-Anzeige wurde mit der immensen Strafe von 20 Reichstalern belegt – wobei man zur besseren Einordnung wissen muss, dass diese Summe einem damals üblichen Monatsverdienst eines Professors entsprach.

Und weil man gerade dabei war, die Vermieter als Überwachungsorgane in die Pflicht zu nehmen, ergänzte die kurfürstliche Verordnung die Liste der meldepflichtigen Vorkommnisse um weitere Punkte. So sollte der Vermieter beim Rektor anzeigen, wenn der Student

- jemanden bei sich übernachten ließ,
- der Nachbarschaft durch Musik oder Singen lästig wurde,
- sich in der Vorlesungszeit für mehrere Tage aus Heidelberg entfernte,
- mit Kommilitonen auf seinem Zimmer Karten- oder Würfelspiele spielte,
- eigene Reitpferde oder Jagdhunde hielt,
- „durch öfteres fahren, reiten, und jagen, die kostbare Zeit unnütz zubringet," sprich faulenzt.[4]

Nun wurden im 18. Jahrhundert oft von der Obrigkeit Anordnungen getroffen, deren Einhaltung nicht effektiv durchgesetzt werden konnte. Unabhängig davon, ob die Heidelberger Hausbesitzer ihre studentischen Mieter nun wirklich beim Rektor der Universität für Fehlverhalten denunzierten, überrascht doch bereits die Forderung danach. Zudem blieb diese Norm keine Eintagsfliege, sondern wurde 1786 in die Neufassung der Statuten der Universität aufgenommen.[5] Man stelle sich vor, heutige Vermieter sollten den Lebenswandel der Studenten überwachen: Der aktuell bei wohlsituierten Bürgern beliebte Kauf eines Studenten-Appartements als Kapitalanlage würde gewiss beträchtlich an Attraktivität verlieren.

Die akademische Freiheit der Studenten. Erster Teil: eine eigene Gerichtsbarkeit

Warum also der merkwürdige Umweg, nicht direkt die Studenten für ihr Fehlverhalten zu bestrafen, sondern die Menschen um sie herum? Die Erklärung hierfür liegt in der akademischen Freiheit. Heutzutage sind wir gewohnt, darunter die Freiheit der Forschung und Lehre an Hochschulen zu verstehen. Dies ist aber nur ein kleiner Ausschnitt, gleichsam ein Rest von dem, was man im 18. Jahrhundert darunter verstand, denn die akademische Freiheit im Singular ist eine neuzeitliche Abstraktion. In den spätmittelalterlichen Ursprüngen der Universitäten standen die akademischen Freiheiten im Plural. In den Gründungsurkunden einer Universität verliehen Kaiser und Papst den Mitgliedern der Universität Privilegien. Diese besonderen Rechte umfassten verschiedene Vorteile, beispielsweise Steuerbefreiungen auf den von Professoren konsumierten Wein. Der französische Jurist Pierre Rebuffi kannte im Jahr 1540 nicht weniger als 180 akademische Freiheiten.[6]

Das wichtigste Privileg aber war die Ausnahme von der städtischen Gerichtsbarkeit. Alle im Matrikelbuch der Universität eingetragenen Personen bildeten einen eigenen Rechtsverband. So erklärten im 18. Jahrhundert Ratgeberbücher für angehende Studenten ihren Lesern meist gleich auf den ersten Seiten den wichtigen Unterschied zwischen „cives academici" und „cives urbicarii", also zwischen akademischen und städtischen Bürgern. In der Praxis besonders relevant war dabei der Umstand, dass die Universität gegenüber Professoren und Studenten polizeiliche Aufgaben selbst zu übernehmen hatte, wobei ihr meist nur der Pedell zur Verfügung stand. Die städtische Polizei hingegen durfte einen Studenten nicht verhaften.

Wenn ein Student sich etwas zu Schulden kommen ließ, dann erfolgte die Rechtsprechung durch das akademische Gericht. So urteilten nicht Bürger der Stadt, die um ihre Nachtruhe oder um die Jungfräulichkeit ihrer Töchter besorgt waren, sondern Professoren über die Studenten, wenn diese wegen nächtlicher Tumulte, unbezahlter Schulden, Vaterschaftsklagen oder gar wegen kleinerer strafrechtlich relevanter Vergehen angeklagt waren. Die Milde der Professoren gegenüber ihren Studenten war dabei bekannt. Die gemeinsame Zugehörigkeit zur Universität konnte schließlich überaus solidarisierend wirken. Und nicht zuletzt verdienten die Professoren an den Studenten über die Hörergelder, die für jede besuchte Vorlesung zu entrichten waren. Das Kollektiv der Professoren hatte daher kein Interesse daran, durch den Ruf besonderer Strenge die Studierendenzahl zu senken und damit die eigenen Einkünfte zu gefährden.[7]

Die akademische Freiheit der Studenten. Zweiter Teil: keine Prüfungen und keine Zeugnisse

Studenten konnten im 18. Jahrhundert auch deshalb leicht auf die schiefe Bahn geraten und sich dem Müßiggang hingeben, weil es keine effektiven Kontrollinstanzen gab, die den Lernerfolg hätten sicherstellen können. Dies betraf bereits den Zugang zur Universität. Das Abitur oder ähnliche Reifezeugnisse waren noch nicht üblich, weshalb es für die Immatrikulation beim Rektor der Universität meist reichte, ein wenig Latein zu sprechen und die Einschreibegebühr zu bezahlen. In der Folge wa-

ren nicht alle Studenten in der Lage, den Vorlesungsstoff nachzuvollziehen. Darüber hinaus gab es keine vorgeschriebenen Studienpläne. Man besuchte diejenigen Vorlesungen, die man empfohlen bekam oder für die man sich interessierte. Wer mit der eigenen Studienplanung überfordert war, der konnte sich allenfalls um Rat an einen Professor wenden, wenn er sich dies denn traute.

Eine Lernerfolgskontrolle fand ebenfalls nicht statt. Prüfungen existierten nicht und auch keine regelmäßige Interaktion im Hörsaal, aus welcher der Dozent hätte schließen können, ob seine Zuhörer ihn verstanden hatten. Bedenkt man weiterhin, dass nur eine geringe Minderheit von meist weniger als 10% der Studenten überhaupt einen akademischen Grad erwarb und dass selbst hierfür der Geldbeutel des Kandidaten entscheidender war als seine intellektuellen Fähigkeiten, dann wundert man sich, wie die Universitäten überhaupt erfolgreich ihrer Aufgabe der Wissensvermittlung nachkamen.[8]

Für uns erscheint diese Art der Studienorganisation erstaunlich unprofessionell, sind wir doch heutzutage daran gewöhnt, dass der Lernerfolg quantitativ und qualitativ sichergestellt werden muss. Spezielle Auswahlverfahren für einzelne Studiengänge sollen im 21. Jahrhundert die Begabung und das notwendige Vorwissen der Bewerberinnen und Bewerber überprüfen. Eine engmaschige Benotung bereits im Studienverlauf ist ebenfalls üblich. Die Studienorganisation im 18. Jahrhundert hingegen lässt sich zugespitzt so zusammenfassen: Junge Männer wurden mit vergleichsweise beträchtlichen Geldmitteln für drei bis vier Jahre in eine fremde Stadt geschickt, in der Professoren Vorlesungen anboten. Was jeder einzelne aus dieser Gelegenheit machte, blieb ihm überlassen. Die grundsätzliche Motivation der allermeisten Studenten, etwas lernen zu wollen, scheint aber zu Ergebnissen geführt zu haben, die für die Zeitgenossen insgesamt akzeptabel waren – bis im Zuge der Aufklärung auch die ehrwürdige Institution der Universität auf ihre gesellschaftliche Nützlichkeit hin kritisch hinterfragt wurde. Dies führte zu Veränderungen in den Jahren um 1800, wie wir sie weiter unten kennenlernen werden.

Der Zustand von Stadt und Universität

Heidelberg war Ende des 18. Jahrhunderts eine überschaubare Stadt. Eine Auflistung für das Jahr 1786 zählte 10.167 Einwohner in 1.821 Haushalten. Dazu gab es zwanzig öffentlich-weltliche Gebäude, was die maximale Anzahl der oben angesprochenen Kaffee- und Wirtshäuser gleich deutlich einschränkt.[9] Es war ein Gemeinwesen, in dem man sich weitgehend gekannt haben dürfte. Die Universität entsprach dabei in ihrer Größe und Bedeutung den städtischen Verhältnissen – zumindest legt dies eine interessante Quelle aus der Zeit nahe: Der preußische Regierungsrat Friedrich Gedike unternahm im Jahr 1789 eine ausgedehnte Reise zu den Universitäten in den übrigen deutschen Territorien, um sich über die dortigen Verhältnisse zu informieren und anschließend der Regierung in Berlin geeignete Professoren zur Anstellung an preußischen Universitäten zu empfehlen. Man könnte von einer umfangreichen Head-Hunting-Tour sprechen.

In seinem Abschlussbericht stellte Gedike der Universität Heidelberg ein eher schlechtes Zeugnis aus: Die Universität sei bis auf wenige Ausnahmen mit katholischen Professoren besetzt, von denen die meisten rückwärtsgewandte Jesuiten seien. So habe Gedike eine theologische Vorlesung besucht, in welcher der Professor

in guter mittelalterlicher Tradition seinen jungen Zuhörern bewies, dass nicht die Kirche ein Teil des Staats sei, sondern umgekehrt der Staat ein Teil der Kirche. Neben den Jesuiten habe man in Heidelberg auch Professoren aus dem französischen Orden der Lazaristen berufen, die weder die politischen Verhältnisse in Deutschland kennen, noch über solide Deutschkenntnisse verfügen würden. Und als dritten Mangel stellte Gedike fest, dass sich die Unsitte etabliert habe, Mannheimer Beamte zu Professoren in Heidelberg zu berufen – mit dem Ergebnis, dass diese zwar das Gehalt einstrichen, trotz der geringen Entfernung aber lieber an ihrem Wohnort in Mannheim blieben als in Heidelberg zu unterrichten. Die Universitätsbibliothek schließlich sei von geringer Bedeutung. Als einzigen positiven Lichtblick wertete Gedike das „kameralistische Institut", das der Universität seit 1784 angegliedert war. Dort werde die nützliche Staatswirtschaft unterrichtet. Freilich würden aber nur 16 junge Männer an dem Institut studieren. Die Gesamtzahl der Studenten in Heidelberg schätzte Gedike dagegen auf 300.[10]

Vorschläge der medizinischen Fakultät für mehr Disziplin unter den Studierenden

Spätestens ab den 1780er Jahren wurde im deutschsprachigen Raum die Kritik an den Universitäten lauter, sie würden ihrer Aufgabe nicht gerecht, die junge Generation fachlich kompetent auszubilden und gleichzeitig zu moralisch vorbildlichen Führungsfiguren der Gesellschaft zu erziehen.[11] An fast allen deutschen Universitäten führte dies zu Überlegungen, wie man den Fleiß der Studenten vermehren könne. Belege hierfür finden sich auch an der Universität Heidelberg, wo sich im Universitätsarchiv ein interessantes Dokument vom August 1790 erhalten hat: „Vorschläge der Medizin-Professoren der Universität Heidelberg zur Verbesserung der akademischen Disziplin und Policey."[12]

Von den insgesamt zehn Vorschlägen widmeten sich die ersten vier der Neuorganisation der Immatrikulation. Scheinbar wussten die Professoren nicht, ob ihre Zuhörer auch tatsächlich an der Universität eingeschrieben waren. Manche junge Männer scheinen die Immatrikulation vermieden zu haben, um die Gebühr zu sparen oder vielleicht, um komplett ohne Sozialkontrolle in Heidelberg zu leben. Die Medizin-Professoren schlugen deshalb vor, dass zu Beginn eines Semesters jeder Zuhörer einer Vorlesung seine „Matricul" vorweisen sollte, also jenes Dokument, dass der Rektor ihm bei der Immatrikulation ausstellte (wir würden heute von einem Studierendenausweis sprechen). Zudem sollten die Studenten nicht nur in die Matrikelliste des Rektors eingeschrieben werden, sondern auch in einem „facultaets buch". Einen Monat nach Beginn der Vorlesungen sollten die Professoren ihre Hörerliste mit diesem Fakultäts-Buch gegenprüfen und noch nicht verzeichnete Studenten vom Pedell zu Hause abholen lassen, um die zweite Registrierung bei der Fakultät nachzuholen.[13]

Die drei nächsten Vorschläge der Mediziner stellten eine kleine Revolution dar, denn die Professoren wurden aufgefordert, ihre Zuhörer zu bewerten:

> „Alle Vierteljahre soll jeder Professor ein Verzeichnüß seiner zuhörer nebst conduit liste [Verhaltensbewertung] und fleiß desselben dem Decano einliefern, aus welchen am Ende

Magnifico bestimmt angeben können, wofür sie die Mittel
ihres Unterhalts zu ziehen haben.

4.) Da die mit dem hiesigen General Studium vereinigte Stadt
wirthschaftliche Hohe Schule einen eigenen Matricul führt, und
dem Vernehmen nach von dem erst den Lehrer desselben manch
mal junge Leute immatriculirt worden, welche vorhin noch gar
keine wissenschaftliche Erziehung genossen haben, und doch
nicht ordentlich fortzu studiren gedenken, sondern lediglich in
der Absicht, um der Vorrechte und sonst seiten Lehrdrüsser
Bürger theilhaftig zu werden, eine Zeitlang eine oder die andere
Vorlesung eines stadtwirthschaftlichen Lehrers besuchen, so
wäre ohnmaßgeblich die Verordnung zu machen, daß Niemand
weder keiner, der nicht seinen Matricul von dem zeitlichen
Rectore Magnif. Universitatis aufweisen könnte, ~~[illegible]~~
in den Matricul der Stadtwirthschaftlichen Hohen Schule ein
getragen, und in die Vorlesungen eingeführt eines dieser
Lehrer aufgenommen, oder wenigstens dergleichen
Jünglinge nicht als Cives Academici angesehen und
behandelt werden sollen.

5.) Wäre ein jeder Academicus bey seiner Immatriculation
von dem zeitlichen Herrn Rectore anzuweisen, sich ohnverzüglich
bey dem Decano der Facultät, zu welcher er gehört, zu
stiviren, und seinen Namen in das Facultätsbuch entweder
selbst einzuschreiben, oder von dem Decano einschreiben zu
lassen, und

6.) hätte ein jeder Professor nach Verlauf des ersten Monatts
seiner Vorlesungen dem Decano ein Verzeichniß seiner
Zuhörer zu übersenden, um solches dem zeitlichen Rectori
Magnifico zuzustellen, und falls dann einer oder der
andere unter denselben befunden würde, welcher entweder
noch nicht immatriculirt, oder wo nicht in das Facultäts-
buch eingetragen wäre, so wäre derselbe sogleich durch den Bedell
vorzuladen, und zur Erfüllung dieser seiner Schuldigkeit zu nöthigen.

Die Heidelberger Medizin-Professoren machten sich 1790 Gedanken, wie man die Disziplin unter den Studenten sichern könnte. (Quelle: Universitätsarchiv Heidelberg, RA 7977)

des Jahres eine Hauptliste verfertiget werden soll, welche an die Curatel [Eltern oder Vormünder] abzuschicken."

Um überhaupt etwas zum Lernerfolg der Zuhörer sagen zu können, wäre es

„nicht undienlich, wenn ein jeder lehrer alle halbe jahre bey dem Schluss von jedem Collegio da Er gelesen hat, ein examen privatum [individuelle Prüfung] mit seinen auditoribus [Zuhörern] anstellte."[14]

Dass dieser Vorschlag umgesetzt wurde, ist mehr als unwahrscheinlich. Der semesterweise Bericht an die Eltern hätte erfordert, deren Namen und Anschrift zu kennen. Im Matrikelbuch wurden aber weiterhin nur der Name des Studenten und sein Herkunftsort sowie die Fakultät verzeichnet, zuweilen ergänzt um Angaben, ob der Student ein Stipendium genoss oder Sohn eines Professors war.[15]

Die letzten drei Vorschläge der Medizin-Professoren schließlich galten der Disziplin der Studenten außerhalb des Hörsaals. Als rechtliche Grundlage für das Verhalten der jungen Männer hätten die allgemeinen Polizei-Gesetze sowie die besonderen Anordnungen des Kurfürsten (wie wir sie oben kennengelernt haben) zu gelten, zudem die akademischen Gesetze. Diese alle sollten zusammengestellt werden, um gegebenenfalls Reformen durchzuführen. Hierfür sahen die Mediziner den Senat der Universität verantwortlich. Sie setzten aber hinzu, dass die Medizinische Fakultät zwei Änderungen als besonders sinnvoll erachte: eine eigene Polizeitruppe der Universität für Studenten und die Beleuchtung der Straßen Heidelbergs durch Laternen.[16]

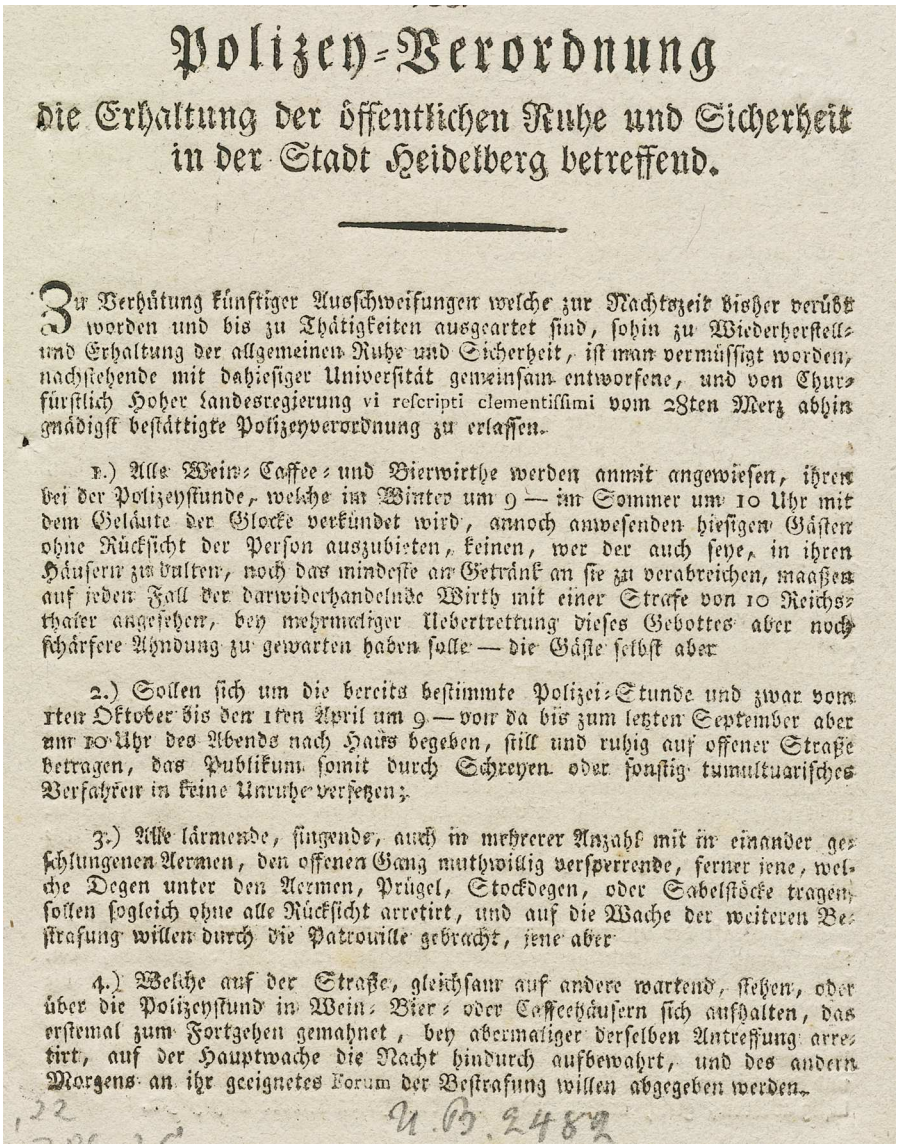
Die Vorschläge der Mediziner aus dem Jahr 1790 zielten also einerseits auf eine stärkere Verhaltenskontrolle der Studenten durch die Professoren und indirekt durch die Eltern, denen semesterweise ein Bericht über den Studienfleiß ihres Sohnes zugeschickt werden sollte. Andererseits aber verfochten die Mediziner weiterhin die Aufrechterhaltung der Sonderstellung der Studenten im öffentlichen Raum. Der Vorschlag, eine eigene universitäre Polizeitruppe aufzustellen, beweist es. Dabei hatten Universität und Stadt bereits begonnen, zu kooperieren.

Die Kooperation von Stadt und Universität

Wie wir eingangs gesehen haben, hatte die kurfürstliche Verordnung von 1777 nicht nur auf die Schankwirte und Vermieter Heidelbergs gezielt, sondern auch von der Stadt gefordert, gegen die Prostitution vorzugehen. Dass die städtischen Organe in dieser Richtung aktiv wurden, lässt sich anhand einer kurzen Mitteilung des Bürgermeisters an die Universität vom Februar 1789 zeigen. In dieser „Anzeige wegen Dirnen" informierten Bürgermeister und Stadtrat die Universität, dass man die Viertelmeister sowohl unten in der Stadt als auch oben auf dem Schlossberg angewiesen habe, ihre Bezirke monatlich zu inspizieren und Listen über verdächtige Frauen und mögliche Zuhälter anfertigen zu lassen. Um die Studenten vor dem „liederlichen Weibsgesind" zu schützen, sollten zudem die Professoren ihre Zuhörer explizit vor der käuflichen Liebe warnen.[17]

Einige Jahre später zeigte sich dann eine echte Zusammenarbeit von Stadt und Universität. Am 12. April 1798 erschien eine gedruckte „Policey-Verordnung für Heidelberg", in deren Einleitung explizit herausgestellt wurde, dass sie gemeinsam mit der Universität entworfen und danach vom Kurfürsten bestätigt wurde. Diese Poli-

zeiordnung rief zu Beginn die Sperrstunde in Erinnerung: Im Winter um 21 Uhr, im Sommer um 22 Uhr mussten die Schankwirte die Bewirtung einstellen und ihre Gäste vor die Tür setzen. Um „Ausschweifungen welche zur Nachtzeit bisher verübt worden" zukünftig zu verhindern, wurde die Idee erneut aufgegriffen, dass Hauswirte ihre Mieter zu disziplinieren hatten: Wer einem Studenten Hausschlüssel aushändigte, sollte weiterhin 20 Reichstaler Strafe zahlen. Neu war hingegen die Aufforderung an die Vermieter, ihre Haustüren eine Viertelstunde nach der Sperrstunde abzuschließen. Zu spät kommende studentische Mieter hätten dann klopfen müs-



Polizey-Verordnung

die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit in der Stadt Heidelberg betreffend.

Zu Verhütung künftiger Ausschweifungen welche zur Nachtzeit bisher verübt worden und bis zu Thätigkeiten ausgeartet sind, sohin zu Wiederherstell- und Erhaltung der allgemeinen Ruhe und Sicherheit, ist man vermüssigt worden, nachstehende mit dahiesiger Universität gemeinsam entworfene, und von Churfürstlich Hoher Landesregierung vi rescripti clementissimi vom 28ten Merz abhin gnädigst bestättigte Polizeyverordnung zu erlassen.

1.) Alle Wein- Caffee- und Bierwirthe werden anmit angewiesen, ihren bei der Polizeystunde, welche im Winter um 9 — im Sommer um 10 Uhr mit dem Geläute der Glocke verkündet wird, annoch anwesenden hiesigen Gästen ohne Rücksicht der Person auszubieten, keinen, wer der auch seye, in ihren Häusern zu dulten, noch das mindeste an Getränk an sie zu verabreichen, maaßen auf jeden Fall der darwiderhandelnde Wirth mit einer Strafe von 10 Reichsthaler angesehen, bey mehrmaliger Uebertrettung dieses Gebottes aber noch schärfere Ahndung zu gewarten haben solle — die Gäste selbst aber

2.) Sollen sich um die bereits bestimmte Polizei-Stunde und zwar vom 1ten Oktober bis den 1ten April um 9 — von da bis zum letzten September aber um 10 Uhr des Abends nach Haus begeben, still und ruhig auf offener Straße betragen, das Publikum somit durch Schreyen oder sonstig tumultuarisches Verfahren in keine Unruhe versetzen;

3.) Alle lärmende, singende, auch in mehrerer Anzahl mit in einander geschlungenen Aermen, den offenen Gang muthwillig versperrende, ferner jene, welche Degen unter den Aermen, Prügel, Stockdegen, oder Sabelstöcke tragen, sollen sogleich ohne alle Rücksicht arretirt, und auf die Wache der weiteren Bestrafung willen durch die Patrouille gebracht, jene aber

4.) Welche auf der Straße, gleichsam auf andere wartend, stehen, oder über die Polizeystund in Wein- Bier- oder Caffeehäusern sich aufhalten, das erstemal zum Fortgehen gemahnet, bey abermaliger derselben Antreffung arretirt, auf der Hauptwache die Nacht hindurch aufbewahrt, und des andern Morgens an ihr geeignetes Forum der Bestrafung willen abgegeben werden.

U. B. 2482

Erste Seite der „Policey-Verordnung für Heidelberg" von 1798 (Quelle: Universitätsarchiv Heidelberg, RA 7977)

sen, um noch im eigenen Bett schlafen zu können – was der Vermieter am nächsten Tag melden musste, wollte er nicht eine Strafe von fünf Reichstalern riskieren.[18]

Die entscheidende Änderung im Verhältnis zwischen Studenten und Stadt kam im dann anschließenden Teil der Polizeiordnung, denn der Unterschied zwischen Studenten und Stadtbewohnern wurde im für die Praxis wichtigsten Punkt aufgehoben: Wer sich weigerte, das Wirtshaus zu verlassen oder nach der Sperrstunde auf den Straßen lärmte oder mit „Degen unter den Armen, Prügel, Stockdegen, oder Sabelstöcken" unterwegs war, sollte von der städtischen Polizei verhaftet werden und die Nacht über auf der Wache verbringen. Die Übeltäter sollten dann erst „des andern Morgens an ihr geeignetes Forum [Gerichtsort] der Bestrafung willen abgegeben werden".[19] Somit gab die Universität das Privileg der Studenten auf, nur vom Pedell festgenommen zu werden.

Um sich gegenüber den körperlich ja oft kräftigen jungen Männern auch tatsächlich durchsetzen zu können, wurde die städtische Polizei zudem zu einem gewalttätigen Durchgreifen ermächtigt. Paragraf 5 der Polizeiordnung setzte explizit fest: „Wer sich [der Festnahme] widersetzt oder spottet hat kein Anrecht auf Schadensersatz, wenn er am Körper beschädigt wird". Dies kam einer Prügelerlaubnis gleich. Und weil die Straßenbeleuchtung in Heidelberg immer noch nicht realisiert worden war und man in der Dunkelheit leicht unerkannt entkommen konnte, forderte die Polizeiordnung außerdem, dass jedermann nach der Sperrstunde eine Laterne mitzuführen hatte. Wer ohne Laterne angetroffen wurde, sollte 30 Kreuzer Strafe an die Stadtkasse und 30 Kreuzer „Fanggeld" an die städtischen Nachtwächter zahlen (denselben Belohnungsmechanismus haben wir oben bereits für den Pedell bei der Kontrolle der Wirtshäuser während der Vorlesungen kennengelernt). Um die Polizeiverordnung auf der Straße besser durchzusetzen, wurde die städtische Wache durch zwei „Offiziere" aus der Bürgerschaft verstärkt.[20]

Studentendisziplin nach der Neubegründung der Universität 1803

Anhand der verschiedenen Beispiele haben wir gesehen, wie die Frage nach dem Lernfleiß der Studenten und ihrem Verhalten im öffentlichen Raum in den Jahren kurz vor 1800 debattiert wurde. Der Zeitgeist zielte dabei klar auf eine Verschärfung der Aufsicht über das studentische Leben in Heidelberg. Ab 1803 wurde dieser von Universität und Stadt gemeinsam eingeschlagene Weg zur staatlichen Maxime unter einem neuen Landesherrn, denn im Zuge der Kriege mit dem napoleonischen Frankreich ging der rechtsrheinische Teil der Kurpfalz an das neue Kurfürstentum Baden über (das erst 1806 zum Großherzogtum aufgewertet wurde).[21] Im Namen des neuen Landesherrn Karl-Friedrich setzte die Regierung aus Karlsruhe das um, was die Heidelberger Mediziner bereits 1790 gerne gesehen hätten: die Sammlung und planmäßige Reform aller Gesetze, welche das Studentenleben regelten. Unter dem Titel „Akademische Gesetze für die Kur-Badische Universität zu Heidelberg" erschienen diese 1805 im Druck.[22] Diese führten fort, was sich seit den 1790er Jahren angebahnt hatte: die Professionalisierung des Studiums durch striktere Zugangsbedingungen und Fleißkontrollen einerseits, andererseits die enge Kooperation zwischen der Universität und der Polizei in Heidelberg, um über die Disziplin der Studenten zu wachen.

Das Abitur war zwar noch nicht institutionell eingeführt, doch wurde in den akademischen Gesetzen festgesetzt, dass alle angehenden Studenten, welche „von Lyceen, Gymnasien und dergleichen öffentlichen Lehranstalten kommen, Zeugnisse ihren unmittelbar vorher genossenen Unterrichts, und ihres sittlichen Betragens vorzulegen" hatten.[23] Es sollten also nur Studenten angenommen werden, von denen man keine Probleme erwartete. Dies galt auch für Universitätswechsler. Wer von einer anderen Universität relegiert, also wegen eines Vergehens fortgejagt worden war, sollte in Heidelberg nicht immatrikuliert werden. Desgleichen zielten die akademischen Gesetze von 1805 auf eine Ausgrenzung der unteren Bevölkerungsschichten. Wer gegenüber dem Rektor nicht glaubhaft machen konnte, über ausreichende Geldmittel für sein Studium zu verfügen, der sollte nur probeweise für drei Monate immatrikuliert werden. Wer gar arm war, ohne sich durch „Fleiß, Talente und Sittlichkeit vorzüglich auszuzeichnen", sollte am besten gleich in seine Heimat zurückgeschickt werden.[24]

Zwar wurde durch die akademischen Gesetze von 1805 noch kein geregeltes Prüfungswesen etabliert, aber die Professoren waren aufgefordert, jene Studenten zu melden, die ihnen zu dumm oder zu faul für ein erfolgreiches Studium erschienen. Dabei wurde zwischen badischen Studenten und Ausländern unterschieden. Bei Letzteren sollten die Eltern darüber informiert werden, dass von ihrem Sohn „keine hinlängliche Ausbildung in der gewählten Berufswissenschaft" zu erwarten sei. Wenn diese das Studium trotzdem weiter finanzierten, nahm man in Heidelberg gerne das Geld. Für die heimischen Studenten aber setzte man in Karlsruhe fest, dass zusätzlich zu den Eltern auch die jeweilige lokale Obrigkeit benachrichtigt werde. Diese sollte den Eltern dann Druck machen, ihren für das Studium unbrauchbaren Sohn von der Universität zu holen, damit „der Zeit- und Vermögens-Verlust des jungen Menschen verhütet werde, der ohne diese Vorkehrung einst als ein unbrauchbares Subject dem Staate zur Last fallen würde." Der Student schließlich, der nicht nur seine eigene Zeit verschwendete, sondern durch sein schlechtes Beispiel zum „Verführer anderer Studirender" wurde, sollte als schädlich angesehen und sofort von der Universität relegiert werden.[25] Der Relegationsbeschluss wurde von der Universität der Polizei in Heidelberg mitgeteilt, die dann die Ausweisung des jungen Mannes aus der Stadt vorzunehmen hatte.[26]

Was aber die Studenten im öffentlichen Raum betraf, so setzte man 1805 kurzerhand fest, dass diese nicht mehr von den übrigen Einwohnern Heidelbergs zu unterscheiden seien: „Allgemeine Policei-Verordnungen haben auf Akademiker, wie auf andere Bewohner der Universitäts-Stadt, ihre volle Anwendung."[27] Mit der „Prügelerlaubnis" für die städtische Wache aus der Polizeiordnung von 1798 schien man jedoch schlechte Erfahrungen gemacht zu haben und schränkte diese etwas ein. So sollten die Patrouillen die Studenten glimpflich behandeln und sich „ohne Noth nie einige Gewalt oder gar Mißhandlungen gegen dieselben erlauben".[28] Wenn dann ein Student von der Nachtwache „gefänglich eingezogen" wurde, sollte die Polizei den Prorektor hierüber in Kenntnis setzen. Der Pedell würde daraufhin den Studenten auf der Polizeiwache abholen und in den Karzer der Universität überführen. An der akademischen Gerichtsbarkeit hielt man 1805 also fest. Die städtische Polizei durfte verhaften, verurteilen sollten die Professoren.[29]

Das Verbot der eigenen Hausschlüssel für Studenten wurde übrigens nicht wiederholt, jedoch entwickelte sich ein neuer sozialer Kontrollmechanismus: Der neue

„Logis-Commissär" der Universität sollte in Heidelberg angekommenen Studenten eine Wohnung vermitteln und hierzu unter Rücksprache mit dem Polizeiamt Listen über die bewohnten und unbewohnten Quartiere führen. Wenn dann von einer Wohnung (und ihrem Vermieter) bekannt wurde, dass sich dort Zustände entwickelten, die „den Sitten, dem Fleiße oder der Gesundheit der Akademiker nachtheilig sind", so sollte bei der Polizei Anzeige gegen den Vermieter erstattet werden.[30]

Fazit

Wer heute den ehemaligen Karzer der Universität in der Augustinergasse besichtigt, findet an praktisch allen Wänden und sogar auf dem Abort die Wappen der Studentenverbindungen des 19. Jahrhunderts sowie Spottverse auf die Heidelberger Spießbürger und Loblieder auf die Freiheit der Studenten. Allein die schiere Zahl dieser Wandmalereien legt beredtes Zeugnis davon ab, dass nächtliche Tumulte und andere Disziplinlosigkeiten der Studenten ein häufiges Phänomen am Neckar blieben. Trotzdem hatte sich in den Jahren um 1800 einiges geändert: Die Universität konnte nicht länger ignorieren, dass sich die gesellschaftlichen Ansprüche an die Ausbildungsleistung eines Studiums und an die Verhaltens-Standards für Studenten gewandelt hatten. Vielleicht aus eigener Überzeugung, vielleicht auch bloß, um sich vor schärferer Kritik zu schützen, kooperierten die Professoren mit den städtischen Organen. Der in der Praxis wohl wichtigste Punkt betraf die Ermächtigung der Polizei, auch Studenten zu verhaften. Zudem nahm man es nun mit der moralischen Aufsicht über die Studenten ernster als in der Vergangenheit. Mit dem Übergang der Kurpfalz an Baden schließlich kam eine effektive landesherrliche Politik hinzu, die sogar zu strikteren Verhaltensnormen für die jungen Männer führte. So verboten die akademischen Gesetze von 1805 den Studenten auch das „Tabakrauchen in der Stadt auf öffentlicher Straße und in dem Universitäts-Gebäude" und das „Mitbringen von Hunden in die Collegien".[31] Zu guter Letzt soll noch erwähnt sein, dass die 1790 von den Medizinprofessoren erhobene Forderung nach einer Straßenbeleuchtung in Heidelberg auch noch Realität wurde. Spätestens 1795 hatte man damit begonnen, die wichtigsten Wege der Stadt mit Straßenlaternen auszustatten, was bis zum Jahr 1808 weitgehend abgeschlossen war.[32] Wer nun nachts lärmte und randalierte, musste damit rechnen, am nächsten Morgen im Karzer aufzuwachen – was aber freilich für zahlreiche Studenten zu einer besonderen Ehre und Auszeichnung stilisiert wurde, die man im Studium neben guten Zeugnissen eben auch zu erringen hatte.

Anmerkungen

1 Klaus-Peter Schroeder: „Tod den Scholaren!" – Studentische Kriege, Revolten, Exzesse und Krawalle an der Heidelberger Universität von den Anfängen bis zum Ausgang des 20. Jahrhunderts (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte 4, hg. von Ingo Runde), Heidelberg 2016.
2 Anonym: Herstellung der Sitten auf der hohen Schule in Heidelberg, in: Ephemeriden der Menschheit, Nr. 6, 1778, S. 103–113, hier S. 103. Die gesamte Zeitschrift ist digitalisiert und online verfügbar unter: http://ds.ub.uni-bielefeld.de.
3 Schroeder (wie Anm. 1), S. 71f.
4 Anonym: Herstellung der Sitten auf der hohen Schule in Heidelberg, S. 103–106.

5 § 81–83 der Universitätsstatuten von 1786, siehe August Thorbecke (Hrsg.): Statuten und Reformationen der Universität Heidelberg vom 16. bis 18. Jahrhundert, Leipzig 1891, S. 330. Online zugänglich unter: http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/thorbecke1891/0360.
6 Rebuffis Sammlung erlebte eine europaweite Verbreitung und so wurde sein Werk auch in Frankfurt gedruckt, siehe Pierre Rebuffi: Privilegia universitatum, collegiorum, scholasticorum, bibliopolarum et omnium demumqui studiosis ad iumento sunt, Frankfurt a.M. 1575.
7 Johan Lange: Die Gefahren der akademischen Freiheit. Ratgeberliteratur für Studenten im Zeitalter der Aufklärung (1670–1820), Ostfildern 2017, hier vor allem S. 37–63.
8 Ebd., S. 63–69.
9 Diese Zahlen zur Größe Heidelbergs wurden 1790 veröffentlicht, siehe Anonym: Bevölkerungs- und Gewerb-Tabelle von Heidelberg (samt Schlierbach und dem Bussenheimer Hof) vom Jahre 1786, in: Technologisches Magazin, Bd. 1, 1790, S. 455–464.
10 Richard Fester (Hg.): Der „Universitäts-Bereiser" Friedrich Gedike und sein Bericht an Friedrich Wilhelm II., Berlin 1905, hier S. 49–52.
11 Lange (wie Anm. 7), S. 258–262.
12 Vorschläge der medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg zur Verbesserung der akademischen Disziplin und Policey [1790], Universitätsarchiv Heidelberg, RA 7977.
13 Ebd.
14 Ebd.
15 Siehe z. B. die Eintragungen für das Jahr 1792 in: Gustav Toepke (Hrsg.): Die Matrikel der Universität Heidelberg (4. Teil): Von 1704–1807, Heidelberg 1903, S. 856. Die Matrikel sind vorbildlich digitalisiert und die hier beschriebene Seite ist online verfügbar unter: http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/matrikel1704/0370.
16 Vorschläge der medizinischen Fakultät (wie Anm. 12).
17 Anzeige wegen Dirnen 1789, Universitätsarchiv Heidelberg, RA 5457.
18 Policey-Verordnung für Heidelberg [12. April 1798], Universitätsarchiv Heidelberg, RA 7977.
19 Ebd.
20 Ebd.
21 Eike Wolgast: Phönix aus der Asche? Die Reorganisation der Universität Heidelberg zu Beginn des 19. Jahrhunderts, in: Friedrich Strack (Hg.): Heidelberg im säkularen Umbruch. Traditionsbewußtsein und Kulturpolitik um 1800, Stuttgart 1987, S. 35–60.
22 Akademische Gesetze für die Kur-Badische Universität zu Heidelberg, Heidelberg 1805.
23 Ebd., Abschnitt I, § 2.
24 Ebd., Abschnitt I, § 3 und 4.
25 Ebd., Abschnitt I, § 11 und 12.
26 Ebd., Abschnitt I, § 8.
27 Ebd., Abschnitt V, § 3.
28 Ebd., Abschnitt V, § 6.
29 Laut der „Instruction für das Academische Gericht zu Heidelberg" vom 4.7.1807 sollten die „Polizei- und Disciplinarsachen" der Studenten der Polizeidirektion in Heidelberg zugeordnet werden. Nach einem Protest der Universität wurde die Regelung jedoch rückgängig gemacht, siehe: Instruction für das Academische Gericht zu Heidelberg, Universitätsarchiv Heidelberg, RA 4609; transkribiert bei Lukas Ruprecht Herbert: Die akademische Gerichtsbarkeit der Universität Heidelberg. Rechtsprechung, Statuten und Gerichtsorganisation von der Gründung der Universität 1386 bis zum Ende der eigenständigen Gerichtsbarkeit 1867, Heidelberg 2018, S. 453–456. Akademische Gesetze für die Kur-Badische Universität zu Heidelberg, Abschnitt I, § 5.
30 Ebd.
31 Akademische Gesetze für die Kur-Badische Universität zu Heidelberg, Abschnitt VI, § 21.
32 Siehe die Kostenschätzung für die Installation und den Betrieb der Beleuchtung in Anonym: Geschichte der Straßenbeleuchtung von Heidelberg, in: Vaterländische Blätter, Nr. 20 (6.6.1812), S. 153–159.

Heidelberger Dienste gGmbH
mittendrin.sozial

Kommunale Beschäftigungsförderung

Beschäftigung langzeitarbeitsloser Menschen in unterschiedlichen Bereichen zur Verbesserung der kommunalen Infrastruktur und Steigerung der Lebensqualität in Heidelberg

Recyclinghöfe
Betrieb der vier Heidelberger Recyclinghöfe:
Annahme und Weiterverwertung von Reststoffen

Reinigung von Spielplätzen und der Neckarwiesen
Reinigung und Pflege aller öffentlichen Spielplätze in sämtlichen Stadtteilen Heidelbergs sowie tägliche Reinigung der Neckarwiesen

Manuelle Straßenreinigung
Reinigung besonders frequentierter Straßen und Plätze sowie Beseitigung von Müllablagerungen

Winterdienst
Räumung zahlreicher öffentlicher Gehwege, Bushaltestellen und Treppen im gesamten Stadtgebiet

Die Möbelhalle und Transporte
Verkauf von (Secondhand-) Möbeln bis Kinderspielzeug sowie Möbelabholungen, Entrümpelungen und Sperrmüllvollservice

Fest & fertig
Veranstaltungsservice: Verleih von Equipment sowie Planung und Durchführung von Events, Festen und öffentlichen Veranstaltungent

Heidelberger Dienste gGmbH · Hospitalstraße 5 · 69115 Heidelberg · Telefon 06221 14 10 0 · www.hddienste.de

Marcel Krings

Burschen, Schloss und Vaterland

Heidelberg als Nationalsymbol in der deutschen Literatur zwischen 1870 und 1945

1. Heidelberg – ein nationaler Mythos

Dass Heidelberg die Idealstadt und ein bedeutender Ursprung der deutschen Romantik gewesen ist, weiß man. Hölderlin und Eichendorff besangen die Schönheit der ehemaligen kurfürstlichen Residenz als harmonische Einheit von Stadt und Land oder von Geist und Natur und begriffen sie als Vorschein jener Synthese des Entgegengesetzten, die frühromantische Spekulation als Absolutidentisches zum Grund alles Seienden erklärt hatte. Daneben sammelten Brentano und Arnim im Sinne einer nationalen Selbstvergewisserung Volkslieder – oder das, was sie dafür hielten, – und eine angehende historische Mythenforschung um Görres und Creuzer setzte nicht länger auf Griechenland, sondern auf die germanische Überlieferung, die bereits Herder in den Fokus gerückt hatte. Zweckfrei war jedoch der Zug ins Nationale oder Vaterländische ebenso wenig wie die romantische Harmonietrunkenheit. In ihrer Wendung gegen die vermeintlich einseitige aufklärerische Rationalität suchte sie eine „Neue Mythologie" aus Sinnlichkeit und Vernunft zu etablieren,[1] die nicht nur die Dichtung, sondern auch die deutschen Lande aus unschöpferischer, mechanistischer Erstarrung herausführen und eine neue nationale Gemeinschaft stiften sollte. Poetologie und Staatskritik verbanden sich mit dem Glauben an die historische, freiheitliche Sendung der Deutschen, der Fichte in den „Reden an die deutsche Nation" Ausdruck gab und die bald durch die Befreiungskriege eine praktische Realisierung zu erhalten schien. Ihr nationales Symbol wurde Heidelberg: Nicht nur ließ sich der Mythos der harmonischen Stadt an die „Neue Mythologie" oder die volkskundlichen Forschungen an das erwachte Interesse an allem „Deutschen" anschließen, sondern auch die Geschichte Heidelbergs bot sich einer vaterländischen Indienstnahme an.[2] Man erinnerte sich an die Zerstörung der Stadt durch die Franzosen im Pfälzischen Erbfolgekrieg Ende des 17. Jahrhunderts, und die Erbitterung über die Niederlage und die Grausamkeiten der Sieger ließen sich als Stimulus antinapoleonischer Gesinnung und deutscher Nationalgefühle aktualisieren, die in der Schlossruine Gestalt annahmen.[3] Das 19. Jahrhundert blieb im Folgenden dem vaterländischen Mythos treu. Jacob Grimm, Karl Simrock und Richard Wagner etwa mühten sich vertieft um deutsche Mythologie, mittelalterliche Überlieferung und das Kunstwerk der Zukunft, Nietzsche empfahl einen neuen politischen Mythos des Dionysischen, und daneben machte sich ein breites kulturkritisches Schrifttum daran, dem neugegründeten Kaiserreich ebenso wie dem späteren „Dritten Reich" seine angeblich nationalistisch-völkische Verpflichtung in Erinnerung zu rufen. Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts", Lagardes „Deutsche Schriften" und Langbehns „Rembrandt"-Buch empfahlen bei aller Heterogenität eine antirationale, durch den Glauben an Rasse, Blut und Boden generierte Revitalisierung von Staatsgemeinschaft und

Kunst, und noch Rosenbergs nationalsozialistischer „Mythos des 20. Jahrhunderts" konnte sich auf diese Vorgänger und Vorbereiter stützen.

Interessant und weit weniger bekannt als solch unheilvolle Genealogie ist nun, dass Heidelberg im Kontext der deutschen Nationenbildung keineswegs in Vergessenheit geriet. Die vorliegenden Literaturgeschichten Heidelbergs[4] schweigen sich freilich darüber aus, dass nicht nur das vermeintliche Großdeutschland, sondern bereits das Kaiserreich und auch die Weimarer Republik auf den Mythos der romantisch-vaterländischen Stadt zurückgriffen, um Legitimation oder Orientierung anzubieten. So macht etwa Rudolph Stratz' Roman „Frauenlob" (1926) Heidelberg zum Zeichen historischer deutscher Größe, die durch die Gründung des Kaiserreichs zurecht gegen die Franzosen verteidigt worden sei:

> „Das Schloß … und der Neckar – und da oben – auf der Schloßterrass' – da hat der Goethe gestanden – und drüben, in dem Bauernhaus in Neuenheim hat der Luther übernachtet – und an der Säule am Brunnen hat Karl der Große gelehnt – und drüben an dem Quell im Odenwald haben sie Siegfried erschlagen … Ja … wo fängt man da an und wo hört man da auf ...? Die Molkenkur da oben – die hat der Bruder vom Barbarossa gebaut […] … das klingt und singt einem nur so in den Ohren […]."[5]

Wie zu Zeiten der Befreiungskriege lebt deutschnationales Heldentum im Zeichen von Schloss, Siegfried und Karl dem Großen wieder auf. Luther wird als Vorbild allen Aufbegehrens gegen fremde Unterdrücker ins Feld geführt, und insgesamt inszeniert sich das just etablierte Reich als Wahrer jener vaterländischen Gemeinschaft, die durch Heidelberg bezeichnet war. Doch die Neckarstadt wurde nicht nur zum Sinnbild für den Gang der Politik und Geschichte, sondern auch für die deutsche Kulturgemeinschaft. Philipp Witkops ebenfalls noch in der Weimarer Republik erschienene Monographie „Heidelberg und die deutsche Dichtung" (1925) feiert die Stadt als ewig lebendigen Quell des „Deutschtums". Ausgeführt wird:

> „Mehr als je richten wir in diesen Zeiten nationaler Not und Verwirrung den Blick auf die Stätten großer nationaler Überlieferung. Sind die meisten von ihnen geweiht durch eine besondere Zeitspanne, einen einmaligen Kreis unvergeßlicher Persönlichkeiten – Heidelberg ist reicher: immer neu wirken seine schöpferischen Mächte seit mehr denn vier Jahrhunderten des Deutschtums lebendiges Kleid. Da ist die ‚gigantisch, schicksalskundige Burg', die gleich anderen großen Denkmälern, gleich der Akropolis und Alhambra, Kunst und Geschichte in erhabenem Untergang verherrlicht. Da ist die Universität, die älteste Hochschule Deutschlands, die den Ruhm ihrer Wissenschaft und die ewige Jugend ihrer Söhne durch mehr denn fünf Jahrhunderte trägt. Die Natur, die farbige, rauschende, südlich verschwendende ist da. Und da ist mehr, unvergleichlich mehr: die Lebenseinheit all dieser Gewalten […]."[6]

Heidelberg, die „Stadt der deutschen Dichtung"[7], ist die mythische Einheit von Natur und Kunst bzw. Wissenschaft, von Geschichte und Jugend, Buchstabe und Geist. Sie stiftet in Zeiten politischer Instabilität jene kulturelle Nationalgemeinschaft, der man offenbar durch ihre unverkennbar romantischen Wurzeln eine größere integrative Kraft zutraute als der von Beginn an ungeliebten Demokratie. Die vollständige Beseitigung der „westlerische[n] Geistigkeit"[8], unter der man Demokratie und Zivilisation verstand,[9] erreichte freilich erst der Nationalsozialismus. In einer Zeit des Anti- und Irrationalen – man merke: die Kritik an Vernunft und Aufklärung kehrt wieder – suchte man das Heil in „stählerne[r] Romantik"[10]. Wo die Vernunft in die Krise gerät, steht der Mythos wieder auf, meinte Ernst Cassirer,[11] Hans Blumenberg dia-

gnostizierte, dass „Zeiten mit hohen Veränderungsgeschwindigkeiten ihrer Systemzustände begierig auf neue Mythen, auf Remythisierungen"[12], seien, und so verwundert nicht, dass Heidelberg auch für das „Dritte Reich" literarisches Kennwort war und blieb. „Was vor 125 Jahren", heißt es in einer Aufsatzsammlung des NS-Germanisten Heinz Kindermann von 1933, „in Heidelberg schüchtern begann"[13], dass nämlich der „Geist der großen Volkswelt"[14] sich dichterisch artikulierte, müsse durch die anhaltende „Verbundenheit mit Volk und Nation"[15] fortgeführt werden. Nationalsozialistische Dichtung führe auf diese Weise „vom Ich zum Wir"[16], befreie also vom Individualismus und wirke an der Entstehung jener Volksgemeinschaft mit, die Deutschland zu neuer Größe gereiche und Heidelberger Tradition sei. Zwischen den Jahren 1870 und 1945 entstand auf diese Weise eine spezifische, sicher mehr als 50 Romane umfassende Heidelberg-Literatur, die das Stadtbild ihren Bedürfnissen anpasste und von Bestsellerautoren der Zeit popularisiert wurde. Nie wieder hat sich die Neckarstadt einer derartigen schriftstellerischen Beliebtheit erfreut, und getrost kann man Heidelberg als die Stadt der mythisch-irrationalen Antimoderne bezeichnen. Während anderswo an der literarischen Darstellung der Moderne und der Großstadt gearbeitet wurde – man denke an die Metropolenromane „Ulysses", „Manhattan Transfer", „Berlin Alexanderplatz", „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge" oder „Petersburg" –, zog sich das offizielle Deutschland auf Kleinstadt, Vergangenheit und Volksgemeinschaft zurück. Nicht nur aufgrund ihrer minderen ästhetischen Qualität geriet die Heidelberg-Literatur nach 1945 vollständig in Vergessenheit, sondern auch deshalb, weil die Katastrophe der nationalen Sehnsüchte den Mythos liquidiert hatte. Die Zeit war über Heidelberg hinweggegangen. Grund genug, anhand von ausgewählten Beispielen an die ehemalige politische Aufladung der romantischen Stadt „par excellence" zu erinnern.

2. Der Mythos und die Heidelberger Lokalgeschichte

Am einfachsten lassen sich die verschiedenen Texte in vier Gruppen gliedern: Heidelberger Lokalgeschichte, Heidelberger Persönlichkeiten, Burschenschaftsliteratur und Kriegsnarrative. Sie verteilen sich nicht ganz gleichmäßig auf die historischen Epochen zwischen 1870 und 1945. Das Interesse an der örtlichen Überlieferung Heidelbergs scheint fast vollständig im Zeichen des noch jungen Deutschen Reichs zu stehen, das den Mythos offenbar zur eigenen Selbstbegründung einsetzte. Der Blick auf die gern zu deutschen Helden hochgeschriebenen Heidelberger Persönlichkeiten hingegen ist ein Phänomen der Weimarer Republik und des „Dritten Reichs", die „Leiden und Größe der Meister" zu Vorbildern geistigen Ringens, deutschen Schicksals und nationaler Verehrung erklärten. Die Heidelberger Burschenschaftsromane besonders des Kaiserreichs beschwören jene seltsame Mischung aus Konservatismus und Lebensgenuss herauf, die sich als Wahrer nationaler Treue und deutscher Sekundärtugenden versteht. Orientierung und Motivation zu politischem Handeln sollte zuletzt ganz ähnlich auch die Kriegsliteratur aus Kaiserreich und Weimarer Republik vermitteln. Am Beispiel Heidelbergs lassen die Romane den 30-jährigen Krieg, den Pfälzer Erbfolgekrieg, die Badische Revolution und die nationale Begeisterung von 1870/71 Revue passieren und nutzen die Auseinandersetzungen bald zu Klagen über die französische Unterdrückung Deutschlands, bald als Ansporn reichsdeutscher Träume.

Die Heidelberger Lokalgeschichte, um mit ihr zu beginnen, dient dazu, Begründungszusammenhänge für den deutschen Nationalstaat zu erschreiben: George Taylors[17] Roman „Jetta" (1884) greift den Stoff von der heidnischen Seherin auf, die der Sage nach auf dem Jettenbühl in der Nähe des heutigen Schlosses lebte und am literarisch seit Opitz' Zeiten besungenen Wolfsbrunnen von Wölfen zerrissen wurde.[18] Das Geschehen ist in die Völkerwanderungszeit des 4. Jahrhunderts eingebettet und um einen Konflikt zwischen germanischen Alemannen und Römern herum konstruiert, hinter dem sich die Kämpfe der Deutschen gegen die Franzosen wiedererkennen lassen. Jetta, eine römische Wahrsagerin, heiratet zunächst den Germanen Rothari. Als dieser von der Kaisergattin ermordet wird, sagt sie sich von den Römern los und zieht sich nach Heidelberg zurück, wo sie der germanischen Bevölkerung hilft, für Völkerfrieden und Bildung eintritt und ihren „Segen […] auf das schöne Tal"[19] legt. Sie muss jedoch erkennen, dass sie den Konflikt zwischen Germanen und Römern nicht aufhalten kann, und so vermögen sich die Römer nach ihrem Tod nur noch „drei Jahrzehnte" in ihren pfälzischen Stellungen zu halten, bevor sie „dem unwiderstehlichen Vordringen der Germanen"[20] erliegen. Frieden ist offenbar dort unmöglich, wo Germanen unterdrückt werden, Römer „das Große, Wahre und Gute"[21] nicht achten und „Leid"[22] noch über die Vermittlerin bringen. Keinen Völkerkonflikt, sondern einen unverkennbaren Stolz auf die älteste Universität in den Grenzen des Reichs bringt Herrmann Grubes Roman „Der Heidelberger Studentenkrieg oder So war's vor 500 Jahren" (1886) zum Ausdruck, dessen Entstehung sich dem 500-jährigen Universitätsjubiläum im selben Jahr verdankt. Was sich, so der Untertitel, als eine „Original-Novelle aus der Urgeschichte der Universität Heidelberg" präsentiert, berichtet davon, wie sich im Jahre 1406 eine eigentlich belanglose Liebesgeschichte zu Kämpfen zwischen Heidelberger Bürgern und Studenten ausweitet. Erst König Ruprecht I. beendet die Ausschreitungen, indem er die Universität unter seinen persönlichen Schutz stellt. Auf den letzten Seiten findet sich die Gründungsgeschichte mit dem Mythos von Heidelberg, der „Sagenumwobene[n], Schicksalsreiche[n]", verbunden und ins National-Historische gewendet: „Doch die steinalten, mit vieler Trauer und Trübsal der Jahrhunderte beschriebenen Züge der hehren Mutter [Heidelberg, M.K.] am frohen Neckarstrand schmückt der ewig die Höhen und Tiefen durchwandelnde Jüngling [der Student, M.K.] mit immerdar neuen Gaben der Schönheit und Anmut", und so werde zum Universitätsjubiläum auch Heidelberg „wieder singen und jubeln, die uralte liebliche Leidesreiche aus den Tagen des Melac und Tilly und des großen Studentenkrieges vor fünfhundert Jahren".[23] Kontinuität und nationaler Stolz sprechen auch aus Gustav Eberleins Märchendrama „Schloß Heidelberg" (1911), das, wohl in der Nachfolge von Immermanns „Schloßmärchen", die Gründung des Heidelberger Schlosses als gemeinschaftliches Segens- und Versöhnungswerk von Elfen und Menschen erzählt.[24] Aus der „befreiende[n] Pracht des Schlosses"[25] klingt es daher wie eine „Offenbarung", wenn die Schlussvision die Wiedererstehung des Bauwerks aus Trümmern imaginiert:

> „Da ging ein Beben durch die toten Beter,
> Die Steine huben blühend an zu reden
> Und sprachen Amen! Amen! Aus den Sphären
> Klingt jauchzend eine Offenbarung wieder."[26]

Die gottgefälligen „Weckeworte zu den Trümmern"[27] führen im Bild des Heidelberger Schlosses und deutschen Nationalsymbols zweifellos die Erinnerung an das Schlagwort „Deutschland erwacht" mit sich, das ja keineswegs nationalsozialistischen Ursprungs, sondern schon in Daniel Runges vaterländischer „Auswahl deutscher Lieder" von 1858 enthalten ist.[28] Boten sich Lokalsagen, Universität und Schloss also zur nationalen Verwendung an, war der Mythos offenbar mächtig genug, auch Ereignisse aus der Heidelberger Umgebung heranzuziehen. Deutsche Beständigkeit und Selbstbehauptung herrschen etwa in den Nachbarburgen Reichenbach (Neckargemünd) und Hirschhorn, wenn in Adolf Schmitthenners „Das deutsche Herz" (1908) der trotz aller Treue zum Kurfürsten unaufhaltsame Untergang des Hauses Hirschhorn in den Wirren des 30-jährigen Krieges oder in Hermann Schnellbachs „Um Heidelberg die Burgen" (1931) der erfolgreiche Reichenbacher Freiheitskampf gegen Kaiser und Reich aus dem Jahr 1285 erzählt wird.

3. Heidelberger Persönlichkeiten als deutsche Helden

Kamen solche Romane dem Bedürfnis nach romantisch-vaterländischer Vergangenheit oder nach Verständigung über deutsche Tugenden entgegen, gilt Ähnliches auch für die Literatur um Heidelberger Persönlichkeiten. Es scheint, dass in unsicheren und prosaischen Zeiten ein Bedürfnis nach Heldenverehrung bestand, das vor dem teils durchaus kitschigen Hintergrund der Neckarstadt national-kulturelle Größe erinnern bzw. Gemeinschaft erschreiben sollte. Bereits Thomas Carlyles „Helden und Heldenverehrung" (1853) hatte gerügt, dass das „Zeitalter […] das Dasein großer Menschen leugnet"[29], wobei doch alle „Gesellschaft […] auf Heldenverehrung gegründet"[30] und „Bewunderung"[31] für die „Führer der Menschen"[32] das edelste „Gefühl […] in der Menschenbrust"[33] sei. Im Historismus von Kaiserreich bis „Drittem Reich" griff man also auf geeignete Lebensläufe zurück. Bezeichnend ist, dass man sich dafür der Heidelberger Romantiker erinnerte, die der Zeit – tonangebend waren Positivismus, Realismus und Naturalismus – eigentlich aus dem Blick geraten waren. Wolfgang Müller von Königswinters Familienchronik „Das Haus der Brentano" (1873, von Franz von Brentano 1913 neu herausgegeben) berichtet aber von der Frankfurter Patrizierfamilie und insbesondere von Clemens und Bettina Brentano, ihren Lieb- und Bekanntschaften – Görres, Günderrode, Creuzer, Goethe – sowie von der Entstehung der Heidelberger Romantik um Brentano und Arnim. Mit dem Tod Bettinas im Jahr 1859 wird das Ende der Romantik überhaupt markiert. Nun aber hofft Müller von Königswinter mit seiner Chronik nicht in erster Linie auf das Interesse von Historikern. Das Werk soll vielmehr durch das „Muster" Brentano eine „neue nationale Literatur im Geiste eines großen Vaterlandes und einer einigen Nation"[34] befördern helfen – und die Renaissance der Romantik, deren nationaler Geist im Zeichen Heidelbergs berufen wird. Dass die Zeit mythenhungrig war, erkannte auch die vielgelesene Irma von Drygalski. In ihren sechs „Dichter-Novellen", die unter dem Titel „Im Schatten des Heiligen Berges" 1925 erschienen, widmet sie sich ebenfalls Heidelberger Dichtern und Denkern. Jeweils anhand von Mann-Frau-Beziehungen werden entscheidende Wendepunkte ihres Lebens in Heidelberg vorgeführt, die aus Sicht der Frauen mit Herzeleid, Entsagung oder Tod einhergehen und ihre enttäuschten Hoffnungen dokumentieren. Goethe etwa beginnt sich kaum halbherzig für Franziska Wreden zu interessieren, als ihn die herzogliche Nachricht

nach Weimar beruft, Creuzer bekennt sich nicht zu Caroline von Günderrode, die daraufhin Selbstmord begeht, Sophie Brentano stirbt bei der Geburt ihres dritten Kindes und Gottfried Keller ist unglücklich in Johanna Kapp verliebt, die wiederum von Ludwig Feuerbach nicht erhört wird. Im Zeitrahmen zwischen 1775 und 1849 entsteht so ein reichlich sentimentales Sittengemälde. Man liebt bedeutend und schafft Bedeutendes, bevor das Ende der politischen Freiheitshoffnungen 1849 auch das Ende der erotischen Träume bringt. Offenbar vermochte sich die Weimarer Republik an den melancholischen Geschichten vom Tod der Romantik zu erfreuen, die zugleich auf die Sehnsucht nach großer Zeit schließen lassen: Das Buch erlebte bis 1927 drei Auflagen. Ähnlich erfolgreich war Drygalski mit ihrem Roman „Juliane von Krüdener" (1928), dessen Stoff sie bereits in einer der Heidelberg-Novellen benutzt hatte. Zunächst ein „Effi Briest"-Aufguss, berichtet der Text von der jungen Juliane, die mit ihrem bedeutend älteren Mann unglücklich ist und durch allerlei Eskapaden die „Steuerung"[35] verliert, am Ende aber im Jahr 1815, zur christlichen Mystikerin geläutert, Zar Alexander I. in Heidelberg zum Abschluss der Heiligen Allianz bewegt. Romantischer Katholizismus wird also erinnert, der „die Leitsätze […] des christlichen Glaubens zu Richtschnüren [der] Herrschaft"[36] machen will und damit offenbar auch der Weimarer Republik ein Staatsmodell empfiehlt, das alle Differenzen in Liebe aufhebt und neue Gemeinschaft stiftet. Dasselbe Interesse spricht aus Wilhelm Matthiessens historischem „Görres"-Roman (ebenfalls 1928). Er erzählt vom Heidelberger Privatdozenten, der vom Mythenforscher schließlich zum Parteigänger einer katholisch-demokratischen Freiheitsbewegung wird. „Das neue Reich"[37], das er anstrebt, soll im Zeichen Christi stehen und der Weimarer Zeit offenkundig durch Heidelberg und Katholizismus jene mythisch-kollektive Revitalisierung des Staats bedeuten, nach der die Epoche verlangte. Dass Deutschland seine nationale Vereinigung freilich nicht durch die umgreifende Begeisterung für Nächstenliebe zustande bringen wollte, zeigen etwa die „Heidelberger Erzählungen" von Adolf Schmitthenner. 1936, zum 550-jährigen Universitätsjubiläum, waren sie im gut nationalsozialistischen Geiste unter diesem Titel herausgegeben worden, um neben der Stadt auch den Schriftsteller zu ehren, dessen „Schaffen […] aus der Tiefe des Volkstums" stamme und den „Heimatboden"[38] gültig überwölbe. Wenngleich Schmitthenner nie völkisch gesinnt war, ließen sich seine Texte doch deshalb gut für die neuen Machthaber in Dienst nehmen, weil er als einer der wenigen in Heidelberg geborenen Autoren besondere Authentizität versprach. Insbesondere die Novelle „Die Entdeckung des Heidelberger Schlosses vor hundert Jahren", die von Charles de Graimbergs Arbeit an der Erhaltung der Schlossruine berichtet, ließ sich so als Vorschein des nationalen Erwachens lesen. Denn die Familie, die sich gegen das Jahr 1800 in Schlossgarten und -ruine verirrt, wird von Graimberg als Pioniere nationaler Besinnung gefeiert:

> „‚Es wird nicht lange währen', rief der Vater, ‚so werden die Menschen von allen Enden der Erde hierher wallen, damit ihre Seelen erhoben werden durch dies einzige Werk, das Kunst und Natur, Wachstum und Zerfall im fruchtbaren Wettkampf miteinander geschaffen haben.' ‚Die Zeit ist schon da', rief der Kavalier, ‚und ihr, meine lieben Gäste, seid die ersten Pilger. Tretet ein!'"[39]

Der Mythos lebt also fort und seine Apotheose, so soll man lesen, ist das „Dritte Reich". In diesen Kontext gehört überhaupt die Heidelberg-Begeisterung der Nationalsozialisten, die sich insbesondere im Jahr 1935 in der Errichtung der Thingstätte

auf dem Heiligenberg zeigte: Natürlich schien die „Stadt der deutschen Dichtung", des irrationalen Mythos und der Antimoderne nur zu gut zur Blut-und-Boden-Ideologie zu passen. Doch der Heidelberg-Mythos zeigte sich erstaunlich vielseitig. Auch für die moderne Wissenschaft wurde er nutzbar gemacht. Karl Aloys Schenzingers Roman „Anilin" (1937) schildert die Bemühungen deutscher Chemiker seit Friedlieb Ferdinand Runge um die künstliche Synthese des Indigos. Die Reihe der Forscher und Industriellen – neben Runge werden erwähnt: Liebig, Hofmann, Koch, Bayer, Schering und Duisberg – liest sich wie ein „who-is-who" der Branche und bietet mit August Kekulé und seiner Valenztheorie auch einen Heidelberger Wissenschaftler auf. Die durch solch gemeinsamen Forschungseifer ermöglichte Entdeckung des Anilins wird freilich nicht als Errungenschaft nüchterner Wissenschaft intellektualisiert, sondern als Zeichen der „Lebenskraft eines rassisch gesunden und unverbrauchten Volkes"[40] mythisiert. Und erst der „neue[…] deutsche[…] Staat[…]"[41] habe durch die industrielle Entwicklung bis hin zur Gründung der I.G. Farben und des „Bund[es] deutscher Chemiker" die Grundlagen für eine deutsche Chemie gelegt, die geschickt mit der Frage des sog. Lebensraums und der deutschen Selbstbehauptung verknüpft wird:

> „Heute 2 Millionen Tonnen Benzin für die deutschen Motoren! 60 000 Tonnen Kautschuk im Jahr für die deutschen Reifen. Keine Naphtaquellen, kein Öl, kein Gummi im eigenen Lande. Keine Kolonien. Gefährliche Summen drohen ins Ausland abzufließen. Wir sind eingeengt, geographisch, wirtschaftlich, politisch. Wir wollen leben! Immer lauter wird die Forderung nach dem künstlichen Werkstoff. Der künstliche Werkstoff bedingt heute die Zukunft der deutschen Nation. Der künstliche Werkstoff ist zur deutschen Lebensfrage geworden."[42]

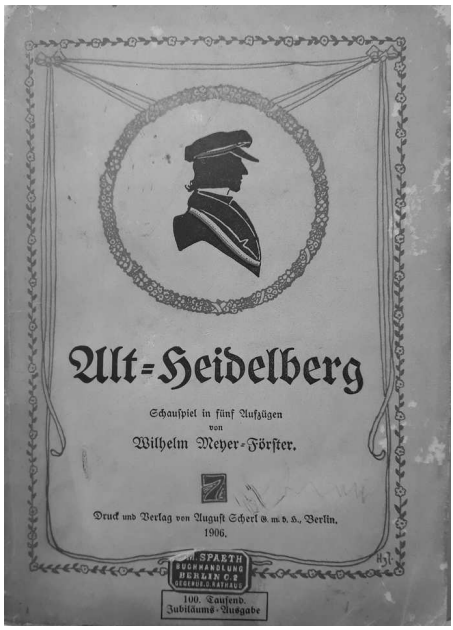
Das Beispiel zeigt, dass das „Dritte Reich" jene „neue Technik des Mythus"[43] entwickelt hatte, die Cassirer als fatale Kombination von Technik und Irrationalität bezeichnet und als „planmäßig"[44] erzeugtes, auf alle Lebensbereiche ausdehnbares Phänomen beschrieben hat. Leo Weismantels „Mathis Nithart"-Trilogie (1941–43) wirkt demgegenüber vergleichsweise traditionell.[45] Sie handelt von der Genese altdeutscher Kunst im 15. und 16. Jahrhundert – des Themas hatte sich 1798 bereits Tiecks „Sternbald" angenommen –, die anhand des Lebens und Ausbildungsweges des Matthias Grünewald, genannt Meister Mathis, breit dargestellt wird. Am Ende steht, nach einer Heidelberger Episode, die sakrale Meisterschaft des Isenheimer Altars, dessen Christologie dem menschlichen Leiden der Zeit abgeschaut ist, auf „moderne" „[w]elsche […]"[46] Techniken wie Perspektivik verzichtet und stattdessen Selbsterkenntnis, „tiefere Bedeutung"[47], Wahrheit und Offenbarung in die Bilder legt. Darin darf man nicht nur einen erneut katholisierenden Mythos zwischen Wissen und Glauben, sondern wohl auch einen spezifisch deutschen Kulturnationalismus erkennen. Der Verlagstext preist das Werk jedenfalls als „gewaltiges Heldenepos des schöpferischen deutschen Menschen"[48], und es bedürfte des Hinweises nicht mehr, die Trilogie führe hin „zu Rembrandt"[49], um sie als Nachahmung von Langbehns „Rembrandt als Erzieher" zu begreifen.

4. Der Heidelberg-Mythos und die Burschenschaftsliteratur

Die Heidelberger Burschenschafts- und Studentenliteratur ist im Gegensatz zu den historischen Romanen zahlreich. Schon die Zeitgenossen urteilten hart über solche Fülle, die mindere Qualität wenn nicht zur Regel, so doch zur Gewohnheit machte: Nichts als „Zweckliteratur" und „Gesellschafts- und Trinklieder"[50] sei die Gattung, in ihr herrsche der „Singsang verlogener Schwärmerei und gefühlsverfälschter Lobeshymniker auf nie erlebte und geschaute Momente der Heidelberger Landschaft und des Heidelberger Lebens"[51] und „mit unkünstlerischer Kraftlosigkeit einer rührungsbereiten sentimentalen Gefühlsverschwommenheit [würden] dieselben Stoffe in scheinbar immer neuen Fabelkompositionen erzählt".[52] Dennoch, oder vielmehr gerade deshalb, sind die Texte für die Entwicklung des Heidelberg-Mythos interessant. Sie zeigen nicht nur, wie die diffizile romantische Mythenreflexion zur banalen Rührungs- oder Lebensgenussschmonzette verflachte, sondern auch, wie im Laufe des 19. Jahrhunderts republikanisches in deutschkonservatives Nationalgefühl umgeschlagen war. Scheffel, der „Dichter Heidelbergs"[53], der auf die badische Revolution gesetzt und ihr im populären „Als die Römer frech geworden" eine Hymne germanischen Nationalgefühls an die Hand gegeben hatte,[54] hatte den Ton angegeben. Sein vielgelesener „Trompeter von Säckingen" rühmt schon 1853 „Alt-Heidelberg, [die] Feine", und solches Städtelob setzen die „Gaudeamus"-Lieder (1867) – darin etwa „Das große Faß zu Heidelberg", „Perkeo" oder „So studiert man in Heidelberg" – und andere Gedichte fort. Heidelberg wird in ihnen zum Ort von feuchtfröhlicher Studentenbiederkeit, treuherziger Bummelei, Liebe und wehmütiger Jugendbeschwörung. Doch in die rechtschaffene Idylle mischen sich nationalistische Untertöne. Gegen die vermeintlich intellektuelle Fremdbestimmung in Studium und Wissenschaft werden das deutsche „Blut […]"[55] und „Schwert" gesetzt:

> „Sind verdammt wir immerdar, den
> Großen Knochen zu benagen,
> Den als Abfall ihres Mahles
> Uns die Römer hingeworfen?
> Soll nicht auch der deutschen Erde
> Eignen Rechtes Blum' entsprossen […],
> Gibt's kein Schwert und andre Lösung?"

In dem Maße, wie die Frage deutscher Einheit und Größe im Folgenden mit monarchischen Hoffnungen verbunden wurde, entwickelten sich freilich die Mitglieder der Studentenverbindungen und Burschenschaften zu konservativen Staatsbürgern, deren Nationalgefühl den Wilhelminismus prägte. Gregor Samarows seichter Studentenroman „Die Saxo-Borussen" (1883)[56] schildert in diesem Sinne, wie die Heidelberger Korporierten in den Jahren um 1848 neben wenig Studium und vielen Liebesgeschichten vor allem „preußische[…] Royalist[en]"[57] sind, die radikaldemokratische Revolutionen ablehnen und sich neben den Sekundärtugenden „Ehre", „Wahrheit" und „Recht[…]" insbesondere der „Treue"[58] zum Vaterland verpflichtet fühlen. So dick aufgetragen erschien freilich derlei wilhelminisch-nationale Biederkeit, dass bereits ein Jahr später unter dem Titel „Die Saxo-Saxonen" eine Parodie vorgelegt wurde. Hinter deren offensichtlich pseudonymem Autor, Samar Gregorow, verbarg sich Wilhelm Meyer-Förster, der spätere Autor des kaum weniger kitschigen „Alt-Heidelberg", der sich den Spaß machte, vom Ende der „Eliteschar"[59] des Corps zu



Die Titelseite von Meyer-Försters „Alt-Heidelberg" zeigt den typischen Scherenschnitt eines Burschenschaftlers. (Foto: Marcel Krings)

berichten: Die Saxo-Saxonen, die vor deutsch-aristokratischer Steifheit kaum gehen können, duellieren sich am Ende allesamt wegen einer Ehrangelegenheit zu Tode. Dennoch suchten weitere Romane die Gattung wieder in die Spur zu bringen. Wilhelm Uhdes „Jung-Heidelberg" (1903) etwa ist ein Loblied auf „Mannesadel"[60] der Jugend, auf Tradition, Ehre und Vaterlandstreue. Der Roman muss aber zugeben, dass für solche Tugenden in „unserer Zeit", der etwas „Kleines und Serviles"[61] eigne, nur noch in Korporationen Platz sei. Sie dürften sich daher keinesfalls „mit dem modernen Leben zu eng alliier[en]"[62], sondern müssten sich als „stimmungsvoller Bezirk" verstehen, in dem man „ein paar Jugendtage verträum[en] und verbummel[n]"[63] könne. Ähnlich schlicht ist das bekannte Schauspiel „Alt-Heidelberg" (1903) des bereits erwähnten Wilhelm Meyer-Förster gestrickt. Prinz Karl Heinrich von Sachsen-Karlsburg wird darin in Heidelberg durch Burschenherrlichkeit und Liebe zum „Mensch[en]"[64], bevor ihn die Übernahme der Regierungsgeschäfte zu wehmütiger Rückkehr in die Heimat nötigt.

Zwar bemühte sich Robert Hohlbaums Roman „Die Raben des Kyffhäuser" noch einmal, den Korporationen ihren historischen Werdegang zu erinnern. Im Zeichen des Kyffhäuser-Motivs – der Sage nach lebt Barbarossa darin, der wiederkommen werde, um die nationale Einheit anzukündigen – wird der immer wieder enttäuschte „Traum der alten Burschenschaft" vom „große[n], alle seine Kinder umfassende[n] Deutschland"[65] gestaltet. Vom Wartburgfest über die 1830/32-Revolution bis hin zur Erhebung von 1848/49 findet sich anhand des Heidelberger Korps Palatia der Sieg der Reaktion vorgeführt. So muss der Traum vorerst ein Traum bleiben, und Barbarossa schläft weiter. Die Mitglieder des Korps aber erkennen, dass sie, wo der politische Wille noch fehlt, die „Pflicht des Tages"[66] zu erfüllen haben. Als Arzt, Abgeordneter, Ingenieur und Journalist wirken sie ganz praktisch daran mit, dass das große Deutschland eines Tages doch noch Wirklichkeit werde. Wem man aber historische Tradition in Erinnerung rufen muss, der hat sie wohl schon vergessen, und so konnte auch dieser Roman nicht darüber hinwegtäuschen, dass Burschen und Heidelberg-Mythos – ob alt oder jung – auf dem besten Weg in sentimentale Verkitschung und Randständigkeit waren. Zwar bemühte sich die Literatur noch erfolgreich, Stadt und Korporationen als Prinzipienschule und Lebenselixier gegen die Moderne – „Heidelberg. Das ist, als ob man Sekt trinkt"[67] – zu behaupten. Doch nachdem die politischen Ziele mit der Gründung des Deutschen Reichs erreicht waren, fehlte zu-

nehmend die politische Legitimation, und ebenso wie die Korporationen funktionslos wurden, überschritt auch die literarische Gattung ihren Zenit. Seit Samarows Roman war man in der Literatur mit der Eisenbahn nach Heidelberg gefahren und hatte die technische Moderne beim Aussteigen hinter sich zurückgelassen. Nun drohte sie überhaupt einen Bogen um die Neckarstadt zu machen. Denn in den Ruch des Unnützen und Überlebten gerieten die Korporationen auch durch Harry Domelas „Der falsche Prinz" (1927), einen Skandalroman der Weimarer Republik, weil der Autor sich als deutsch-baltischer Prinz ausgegeben und unter diesem Namen gesellschaftliche Karriere gemacht hatte. Der Text entlarvte die Welt der Verbindungen am Beispiel der Heidelberger Saxo-Borussen als unzeitgemäße Welt von Saufgelagen – „So, Prinz, jetzt müssen Sie kotzen lernen"[68] –, Titelgläubigkeit, Langeweile, Karrieregarantie und adeligem Standesbewusstsein. Die Korporierten „lebten nur eine Welt, die ihre. Alles andere hatte in weitem Abstand um sie zu kreisen. Mit welchem Recht?"[69] Das literarische Ende national-studentischen Gemeinschaftsmythos bedeutete aber schließlich 1929, im Jahr der Wirtschaftskrise, ein Roman, der es spätestens im „Dritten Reich" zu einiger Bekanntheit brachte:[70] „Michael. Ein deutsches Schicksal in Tagebuchblättern" von Joseph Goebbels. Der spätere Reichspropagandaminister hatte 1922 in Heidelberg promoviert – übrigens beim jüdischen Professor Max von Waldberg – und legte mit seinem Erstling einen zunächst konventionell erscheinenden Studentenroman vor, der in Heidelberg spielt. Wie andere vor ihm erfreut sich Michael anfangs an der lieblichen Landschaft, liebt ein bisschen und studiert hin und wieder. Dann aber erfasst ihn ein Grausen vor der Welt der deutschen Universität. Freund Richard teilt er mit:

> „Du siehst doch selbst, wie arm und kümmerlich es an unseren Universitäten aussieht. Wie werden hier all die jungen Talente leergemacht. Künftige Führer des Volkes! Wie gerne redet man davon. Sieh sie dir an. Unsere heutigen Führer sind aus ihren Reihen hervorgegangen. Das heißt, was man so Führer nennt; Knirpse statt Männer! Es gibt Leute, die nichts durch den Krieg gelernt haben. Sie meinen, es müsste nun alles so weitergehen, wie damals. Nur wenige ahnen jenen neuen deutschen Typ, der unsere materielle Not ins Geschichtliche zu steigern versteht. Das hat nichts mit Revolte zutun, das ist Revolution!"[71]

Die Wendung ins Irrationale, Antiwissenschaftliche samt der Prophezeiung eines vitalen neuen (Führer-)Menschen sind deutlich. Per Revolution werde sich Deutschland nicht nur aus seiner materiellen und geschichtlichen „Not" erheben und zu neuer Größe gelangen, sondern es werde dabei auch die lebensschwache Welt des Geistes, der Universitäten und Studenten hinwegfegen – und die Juden:

> „Der Jude ist uns im Wesen entgegengesetzt. Er hat unser Volk geschändet, unsere Ideale besudelt, die Kraft der Nation gelähmt […]. Er ist das Eitergeschwür am Körper unseres kranken Volkstums. […] Entweder er richtet uns zugrunde, oder wir machen ihn unschädlich."[72]

Der Text dokumentiert damit die Genese des neuen völkischen Mythos in Deutschland, der den Vitalismus feiert und in den Nationalsozialismus führt. Mit dem behäbigen, jüdischen und intellektuellen Heidelberg will er nichts mehr zu tun haben: „Ich hasse dieses sanfte Heidelberg"[73], stellt Michael fest, verlässt die Universität und wird Bergmann, um in dem, was er für echte Volksgemeinschaft hält, aufzugehen. Der Mythos ist tot, es lebe der Mythos: Die Nationalsozialisten gaben Heidel-

berg nicht auf, sie transformierten es. An die Stelle des Geistes setzten sie den germanisch-romantischen Mythos, an die Stelle der Korporationen 1935 die Thingstätte.

Anders, das sei kurz angemerkt, hätte aus der Studentenliteratur womöglich noch etwas werden können. Rudolph Stratz hatte bereits in seinem Roman „Alt-Heidelberg, du Feine…" von 1902, dem scheffelisierenden Titel zum Trotz, das aktuelle Thema des Studiums für Frauen behandelt. Anders als manche ihrer männlichen Kommilitonen hat sich Erna Bauernfeind vorgenommen, auf der Hochschule in der Tat etwas zu lernen. An der Universität Heidelberg schreibt sie sich nicht etwa für Literatur, wie man geschlechterstereotyp erwarten könnte, sondern für Chemie ein – man erinnere sich an Schenzingers Behandlung des Themas in „Anilin" – und ist damit offenkundig am Puls der Zeit und Wissenschaft. Am Ende verschiebt sie eine Heirat mit dem vermögenden John Henry von Lennep um drei Jahre und gibt im Interesse ihrer Selbständigkeit Sprachkurse, um aus eigener Kraft ihr Studium abzuschließen. John Henry willigt am Ende in solch neues Rollenverständnis ein: „Ich werde nie eine andere Frau auf der Erde heiraten als dich, sondern lieber einsam bleiben. Also werd' ich warten und thun, was du verlangst. Es mag sein, daß ich's früher nicht recht verstanden hab' – ich merke jetzt etwas an dir – das ist mir neu!"[74] Damit kann Erna gut leben, und so endet der Roman mit der Ankündigung eines neuen Geschlechterverhältnisses:

> „Wer ehrlich will und wahrhaft liebt, ist heiter wie ein Held. Und lächelnd dachte sie: ‚Ich arbeite für dich und mich! An meiner Arbeit sollst du mich erkennen, damit du deiner Frau wert seiest … Und deine Frau deine Freundin werde.'"[75]

Aufgenommen und zeittypisch transformiert findet sich das Thema im Roman „stud. chem. Helene Willfüer" (1928) der vielgelesenen Vicki Baum. Helene, ebenfalls eine Chemiestudentin an der Universität Heidelberg, gelingt nach mancherlei Entbehrungen und Fährnissen, unter anderem der Geburt eines unehelichen Kindes, die Isolation von Vitalin, einer Substanz, die den „Zellenbau im Organismus" anregt und „Lebenskraft und Lebenslust"[76] erhöht. Ganz im neusachlichen Zeitgeist gelingt es Helene, das Mittel bei der „Süddeutschen Chemiewerke A.G."[77], einem literarischen Pendant der BASF, nicht nur zu vermarkten, sondern im Betrieb selbst als verantwortliche, gutbezahlte Abteilungsleiterin angestellt zu werden. Dass sie am Ende ihren alten Professor heiratet, ändert nichts daran, dass sie sich aus eigener Kraft im Leben „durchgesetzt"[78] hat. Geschichten von weiblicher Emanzipation, die Moderne und Heidelberg-Bild zu einem Fortschrittsmythos kombiniert hätten, wären vielleicht das Vitalin der ansonsten rückwärtsgewandten Gattung gewesen. Doch ab 1933 gehörten Frauen offiziell nicht mehr in den Hörsaal, sondern an den Herd, und so wurde auch dieser Ansatz nicht fortgeführt.

5. Heidelberg und die Kriegsliteratur

Warum sollte es den Studentenromanen anders ergehen als der Heidelberger Kriegsnarrativik, dem letzten Romanzusammenhang dieses Überblicks? In Kaiserreich und Weimarer Republik dürfte er neben den Burschenschaftstexten der zahlenmäßig bedeutendste sein, und selten wird es einen engeren Zusammenhang zwischen Stadt und Nation, Belletristik und Bellizistik gegeben haben. Das Nationalgefühl des vereinten Deutschland schuf sich im Kaiserreich am Beispiel Heidelbergs li-

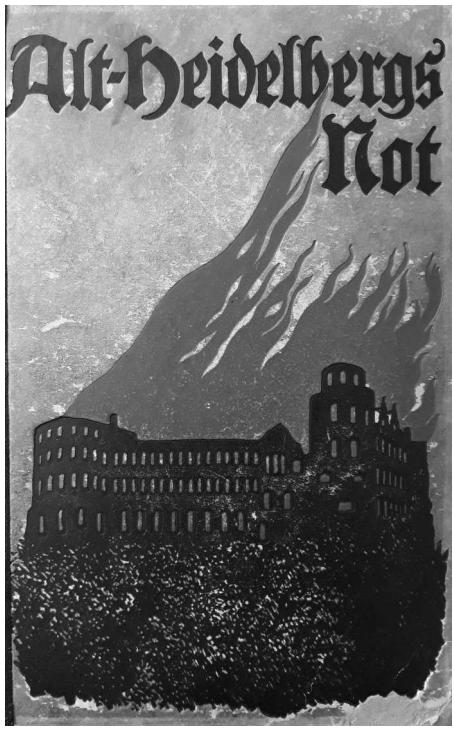
terarische Repräsentationen. Zumeist wurde der historische Hintergrund des Pfälzischen Erbfolgekriegs verwendet, aus dem ein Franzosenhass zu generieren war, der sich ebenso auf den Krieg von 1870/71 wie auf die vielfach als nationale Schmach empfundene Weimarer Republik projizieren ließ. Eva Hartners „Im Schloß zu Heidelberg" (1888) berichtet in diesem Sinne von der Zerstörung Heidelbergs im 30-jährigen Krieg sowie vom Wiederaufbau von Stadt und Pfalz unter Kurfürst Karl Ludwig bis 1658. In der französischen Eroberung, der Titel mit dem deutschen Nationalsymbol deutet es an, sieht der Text sowohl eine Legitimation des Kriegs von 1870/71 gegen die Franzosen als auch ein Gleichnis für den Wiederaufbau Deutschlands als Kaiserreich:

> „Die fröhliche Pfalz bei Rhein hat politisch aufgehört zu existieren, das edelste Bauwerk deutscher Renaissance, das Schloß zu Heidelberg, liegt in Trümmern. Der deutsche Norden [Preußen, M.K.] hat die Mission aufgenommen und zu Ende geführt, die der deutsche Süden unvollendet lassen mußte, er hat die Wunden des dreißigjährigen Krieges geheilt, ein einiges, starkes, nach außen gesichertes Deutsches Reich geschaffen. In grüner Waldespoesie, liedumklungen, sagenumwoben liegt das Schloß, das so Großes und Schreckliches erlebt hat, und so soll es bleiben, jedem deutschen Herzen zugleich ein Denkmal der Herrlichkeit deutscher Vergangenheit und ein warnendes Zeichen der barbarischen Roheit gallischer Sieger."[79]

In Franzosenschelte übt sich auch Fritz Pistorius Roman „Im Banne des Sonnenkönigs" (1920), der in die Literatur der nationalen Demütigung in der Weimarer Republik einleitet. Im Jahr 1684 will Konrad Seitz, Student der Rechte in Heidelberg, die Zustände in der immer noch darniederliegenden Pfalz gegen französische Glorie vertauschen. Angezogen vom Ruhm Ludwigs XIV., bricht er sein Studium ab und verpflichtet sich zum Dienst im französischen Militär. Als 1688 der Pfälzische Erbfolgekrieg ausbricht, muss er sich zwischen Deutschland und Frankreich, Heimat und Pflicht, entscheiden. Angesichts der französischen „Mordbrenner"[80] und „Bestien in Menschengestalt"[81] desertiert er und bewahrt zahlreiche Landsleute vor Übergriffen. Schließlich fasst er, etwas überraschend, Vertrauen in eine zukünftige Rechts- und Friedensgesellschaft, an deren Gelingen er als Advokat nun doch mitwirken will. Denn Frankreich werde sich von seinen tyrannischen Königen befreien – ein Hinweis auf die Französische Revolution –, und so werde einmal „von Volk zu Volk Friede herrsch[en]"[82], ein Friede allerdings, für den vorerst noch Kämpfe nötig sein werden:

> „Nicht nur die Könige sind dort [in Frankreich, M.K.] eroberungssüchtig, nein, gerade auch das französische Volk ist es. Das will an den Rhein. Das will sogar das ganze linke Rheinufer haben. Kein deutscher Mann aber kann und darf so etwas dulden. Wir müssen deshalb freilich auch mit den Waffen in der Hand auf dem Posten sein […]."[83]

Deutschland: eine im Grunde friedliebende Nation, deren Stolz Demütigungen jedoch nicht erträgt und daher auch mit der Waffe fürs Recht zu kämpfen bereit ist, so lautet also Pistorius' Kommentar zur alliierten Besetzung des Rheinlands und zur weitgehenden Entmilitarisierung der Weimarer Republik. Im Zeichen Heidelbergs macht der Roman darauf aufmerksam, dass sich Frieden auf Recht stützen müsse, wenn er nicht einen „Schrei der Empörung"[84] auslösen wolle. „Alt-Heidelbergs Not" (1922) von Hugo von Waldeyer-Hartz bemüht den Heidelberg-Mythos auf noch direktere Art und Weise. Das Buch ist eine einzige Warnung vor der „französischen



„Alt-Heidelbergs Not" von Waldeyer-Hartz zeigt auf dem Einband effektvoll das brennende Heidelberger Schloss. (Foto: Marcel Krings)

Gefahr", führt den Lesern französische Brutalität – „Ganz Heidelberg muss zerbersten"[85] – und Vertragsbruch bei der Einnahme und Zerstörung der Stadt vor Augen und endet mit einer Wiedererstehungsvision des zerstörten Heidelberg-Deutschlands, in die sich nationale Vergeltung mischt:

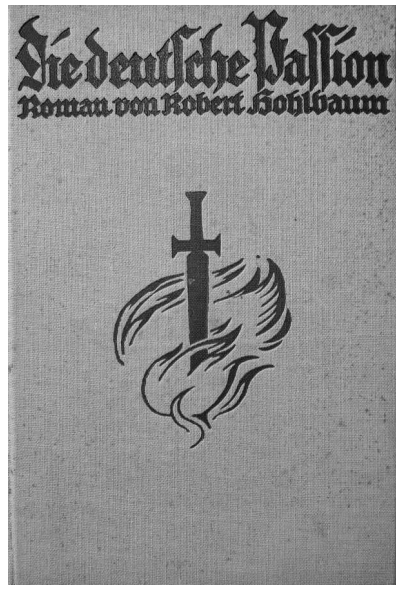
> „Ganz schüchtern blühten auch Blumen auf, Sterne und Glocken, weiß, gelb und blau, im Waldesgrund und auf den Wiesen. Der Wind traf sie mit harten Streichen. Aber sie ließen vom Sehnen und Hoffen nicht – auch ihre Stunde würde kommen – – –"[86]

Das alte, deutsche Heidelberg wird also auch hier benutzt, um den Lesern der Weimarer Republik ihren Nationalstolz in Erinnerung zu rufen, der freilich nicht Frieden will, sondern Revanche für den Pfalzkrieg, sprich: den Versailler Vertrag.

Ähnlich martialisch ist Robert Hohlbaums „Die deutsche Passion" (1924) angelegt, der ebenfalls das offenbar große Bedürfnis des Publikums nach wenigstens literarischer nationaler Stärke bedient. Berichtet wird anhand der Zerstörung Heidelbergs im Erbfolgekrieg nicht nur vom „Haß"[87] gegen die Franzosen und vom Opfertod, den Protagonist Michel Moschewin als einer der letzten Verteidiger des Vaterlands stirbt, sondern vor allem vom Protestantismus, den die Literatur der Zeit mit Blick auf Luther und die Reformation als deutsche Nationalreligion und Akt des Widerstands gegen alles Romanische wertete.[88] Anders als seine Mutter und Schwester, die zum Katholizismus konvertieren und sich nach 1648 den Siegern andienen, bleibt Michel dem Glauben seines Vaters treu – und der protestantischen Pfalz. Er verachtet auch den jüdischen Einfluss, der – ein antisemitischer Topos – den neuen Mann seiner Mutter zu Unterschlagung und Veruntreuung von Geldern verführt, und erweist sich als echt „deutscher Michel", dessen Treue und Tod „von Gott gesegnet"[89] werden. Dass Michels Seele am Ende aber „anklagend"[90] zu Gott emporflammt, ist Vorwurf und Verheißung zugleich: Es werde eine Zeit kommen, in der Deutschland sich als Kollektiv erheben und Gerechtigkeit vor dem Herrn erfahren werde.

Die Kriegsgeschichten um Heidelberg, in denen nationale Demütigungen nachwirken, brechen daher mit dem Ende der Weimarer Republik ab. Das „Dritte Reich" hatte die zeitgenössischen Sehnsüchte offenbar so wirkungsvoll konkretisiert, dass literarisch nichts mehr zu wünschen übrig blieb.

So war auch hier für differenziertere Betrachtungen kein Platz. Rudolph Stratz nämlich, oben erwähnter Verfasser von „Alt-Heidelberg, du Feine …" (1902) um die studierende Erna Bauernfeind, hatte sich in seinem Roman „Frauenlob" (1926) ebenfalls des Kriegsthemas angenommen. Sascha Kersting, Deutschrusse aus Odessa, ist zur Erziehung in Heidelberg untergebracht, wo er sich 1870 gehörig mit deutschnationaler Begeisterung infiziert. Am Ende aber wird aus ihm kein glühender Nationalist: Seine Berufstätigkeit in Paris, London, Marseille und Lyon hat ihm die Augen für andere Kulturen geöffnet, als Deutschrusse hat er kein eindeutiges Vaterland und die internationalen Handelsgeschäfte gelten ihm als materielle Notwendigkeit für Völkerfreundschaft. Zu einem „Weltbürger"[91] reift er also heran, der die enge Perspektive des Nationalismus hinter sich lässt. Staat war mit solch praktischem Pazifismus im Kontext der Zeit freilich nicht zu machen.



Auf dem Einband der „Deutschen Passion" ist das deutsche Schwert abgebildet, das trotz der lodernden Flammen standhält: ein Zeichen für Deutschlands Kraft. (Foto: Marcel Krings)

6. Ausblick: Ende des Mythos?

Mehr Texte als die erwähnten könnte man finden. Die nationalen Tendenzen der Heidelberg-Literatur zwischen 1870 und 1945 dürften jedoch in ihren verschiedenen Ausprägungen deutlich geworden sein. Kein kanonischer Autor findet sich unter den Verfassern, die meisten sind Populär- und Trivialschriftsteller der Zeit. Rudolph Stratz etwa gehörte zu den „beliebtesten deutschen Unterhaltungsautoren"[92], Karl Aloys Schenzinger avancierte ab 1931 zum erfolgreichen NS-Propagandaautor[93], der deutschnationale Rudolf Hohlbaum war einer „der meistgelesenen österreichischen Autoren der Zwischenkriegszeit"[94], und auch Vicki Baum war eine populäre Autorin, deren Werke zum Teil in Hollywood verfilmt wurden. Für Volk und Masse wurde offenbar geschrieben, die anhand des Heidelberg-Mythos fürs Vaterland gewonnen werden sollten. Dass sich mit dem Stoff auch leichtere, aber ebenso sentimentale Unterhaltung bieten ließ, zeigt etwa die Operette „The Student Prince" (1924), die aus Meyer-Försters „Alt-Heidelberg" gemacht und 1927 von Ernst Lubitsch sogar verfilmt wurde. Doch obwohl man noch 1951 mit der „Heidelberger Romanze" eine ebenso triviale wie erfolgreiche Herzschmerz-Geschichte nachlegte, war eine naive Anknüpfung an den Mythos nach dem Zweiten Weltkrieg insgesamt unmöglich geworden. Ein Teil der bundesrepublikanischen Literatur arbeitete sich infolgedessen kritisch an Heidelberg ab. Hermann Lenz beschrieb in „Andere Tage" (1968) das Einschwenken der Stadt auf den Nationalsozialismus, Heinrich Böll in „Du fährst zu oft nach Heidelberg" (1977) die fatalen Auswirkungen des Radikalenerlasses.

Daneben schilderte „Bevor uns Hören und Sehen vergeht" (1975) von Walter Helmut Fritz illusionslos die Stunde Null in Heidelberg, und Michael Buselmeier ereiferte sich in „Der Untergang von Heidelberg" (1980) über den Ausverkauf der Stadt ans Kapital. Als neue Heidelberg-Literatur kann man diese Texte mangels Masse sicher nicht bezeichnen. Heute will eher scheinen, dass Heidelberg keine Literatur mehr generiert. Man greift also auf antimoderne Romantik, Schönheit und Sentiment zurück, auf Hölderlin natürlich, auf Eichendorff, Brentano und Arnim. Der Mythos lebt weiter, doch seine Unschuld hat er verloren.

Anmerkungen

1 Vgl. dazu Friedrich Schlegel: Gespräch über die Poesie, in: Andreas Huyssen (Hg.): Friedrich Schlegel: Kritische und theoretische Schriften, Stuttgart 1978, S. 165–212. Auch das sogenannte „Älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus" hatte sich zum Ziel gesetzt, Natur und Geist in einer neuen Mythologie wieder zu vereinen und daraus für Staat und Kunst neue Belebung zu gewinnen; vgl. hierzu Jochen Schmidt (Hg.): Hölderlin: Sämtliche Werke und Briefe, Frankfurt/Main 1994, 3 Bde., Bd. 2, S. 575–577.

2 Vgl. dazu Volker Sellin: Heidelberg im Spannungsfeld deutsch-französischer Konflikte. Die Schloßruine und ihre Stilisierung zum nationalen Symbol im Zeitalter der Französischen Revolution und Napoleons, in: Friedrich Strack (Hg.): Heidelberg im säkularen Umbruch. Traditionsbewußtsein und Kulturpolitik um 1800, Stuttgart 1987, S. 19–34.

3 Vgl. Fritz Sauer: Das Heidelberger Schloß im Spiegel der Literatur. Eine Studie über die entwicklungsgeschichtlichen Phasen seiner Betrachtungsweise, Heidelberg 1910, S. 28: „Die patriotisch bewegte Gegenwart erzwang" in der Romantik den politischen Bezug. „Heidelberg war es, in welchem, wie Freiherr von Stein einmal äußerte, sich ein guter Teil des deutschen Feuers entzündet hat, das später die Franzosen verzehrte. Der Anblick seines zerstörten, in Trümmern liegenden Schlosses entfachte es."

4 Ich erwähne neben Sauer: Schloß (wie Anm. 3) beispielhaft: Philipp Witkop: Heidelberg und die deutsche Dichtung, Leipzig 1925; Rudolf Goldschmidt: Heidelberg als Stoff und Motiv der deutschen Dichtung, Berlin/Leipzig 1929; Heidelberg im poetischen Augenblick. Die Stadt in Dichtung und bildender Kunst, hg. v. Klaus Manger und Gerhard vom Hofe, Heidelberg 1987; Günther Debon: Der Weingott und die Blaue Blume. Dichter zu Gast in Heidelberg, Heidelberg 1995; Hubert Treiber, Karol Sauerland (Hgg.): Heidelberg im Schnittpunkt intellektueller Kreise, Opladen 1995; Hellmuth Kiesel (Hg.): Heidelberg im Gedicht. Zwölf Gedichte und Interpretationen, Frankfurt/Main 1996.

5 Rudolph Stratz: Frauenlob. Der Roman eines jungen Mannes, Berlin 1926, S. 179.

6 Witkop: Heidelberg (wie Anm. 4), Vorwort, S. V.

7 Ebd., S. VI.

8 Hellmuth Langenbucher: Nationalsozialistische Dichtung, Berlin 1935, S. 15.

9 Man denke an Thomas Manns abschätziges Wort vom „Zivilisationsliterat[en]", also vom Schriftsteller westlich-französischer Prägung, vgl.: Hermann Kurzke (Hg.): Thomas Mann: Betrachtungen eines Unpolitischen, Frankfurt/Main 2009, S. 59.

10 Langenbucher: Dichtung (wie Anm. 8), S. 21.

11 Vgl. Ernst Cassirer: Der Mythus des Staates. Philosophische Grundlagen politischen Verhaltens, Frankfurt/Main 1985, S. 364

12 Hans Blumenberg: Arbeit am Mythos, Frankfurt/Main 1979, S. 41.

13 Paul Fechter: Vom Ich zum Wir, in: Heinz Kindermann (Hg.): Des deutschen Dichters Sendung in der Gegenwart, Leipzig 1933, S. 146–153, hier S. 152.

14 Ebd., S. 153.

15 Ebd., S. 152.

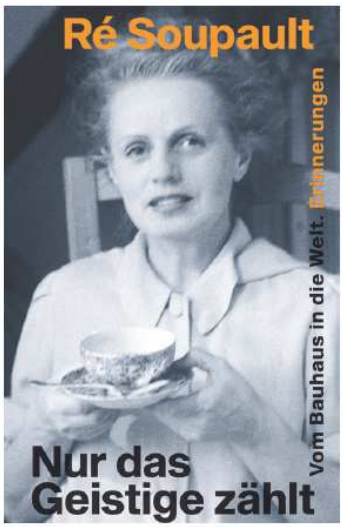
16 So der Titel von Fechters Beitrag, vgl. Anm. 13.

17 Der Name ist Pseudonym für Adolf Hausrath, Schriftsteller und Professor für Kirchengeschichte in Heidelberg, vgl. Fritz Hauß: Adolf Hausrath, in: Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und der Bayerischen Staatsbibliothek (Hg.): Neue Deutsche Biographie, Berlin 1953–2019, bisher 26 Bde., Bd. 8 (1969), S. 126–127. Weiterhin zitiert als NDB.

18 Zum Wolfsbrunnen als literarisches Motiv vgl. Oliver Fink: „Magische dunkle Stille". Der Wolfsbrunnen bei Heidelberg als literarischer Ort, Marbach 2007 (= Spuren 77). Taylors Roman wird darin nur in wenigen Zeilen behandelt.
19 George Taylor: Jetta. Historischer Roman aus der Zeit der Völkerwanderung, Leipzig 1884, S. 524.
20 Ebd., S. 525.
21 Ebd., S. 420.
22 Ebd., S. 525.
23 Herrmann Grube: Der Heidelberger Studentenkrieg oder So war's vor 500 Jahren. Original-Novelle aus der Urgeschichte der Universität Heidelberg, Karlsruhe 1886, S. 204f.
24 Zum Heidelberger Schloss als literarisches Motiv vgl. die zeitgenössische Arbeit von Fritz Sauer: Schloß (wie Anm. 3). Das schmale Werk widmet sich vor allem der Frage, „wie das neue, ideale Leben der Ruinen erwacht" und wie das Schloss „als Träger historischer Werte erkannt" (S. 3) wurde.
25 Gustav W. Eberlein: Schloß Heidelberg, Heidelberg 1911, S. 120.
26 Ebd.
27 Ebd.
28 Vgl. Daniel Ewald Friedrich Runge: Auswahl deutscher Lieder mit ein- und mehrstimmigen Weisen, Leipzig 1858, S. 35f.
29 Thomas Carlyle: Helden und Heldenverehrung und das Heldenthümliche in der Geschichte, Berlin 1901 [zuerst London 1853], S. 17.
30 Ebd., S. 16.
31 Ebd.
32 Ebd., S. 1.
33 Ebd., S. 16.
34 Franz von Brentano (Hg.): Wolfgang Müller von Königswinter: Das Haus der Brentano. Eine Romanchronik, Stuttgart/Berlin 1913, S. 374 [zuerst 1873 in der deutschen Romanbibliothek als Beilage zu „Über Land und Meer"].
35 Irma von Drygalski: Juliane von Krüdener. Roman eines Lebens, Jena 1928, S. 105.
36 Ebd., S. 218.
37 Wilhelm Matthiessen: Görres, Rottenburg am Neckar 1928, S. 327.
38 Adolf Schmitthenner: Heidelberger Erzählungen, Stuttgart/Berlin 1936, S. VIII.
39 Ebd., S. 241.
40 Karl Aloys Schenzinger: Anilin, Berlin 1937, o.S. [S. 5].
41 Ebd., S. 374.
42 Ebd., S. 375.
43 Cassirer: Mythus des Staates (wie Anm. 11), S. 367.
44 Ebd.
45 Leo Weismantel: Das Totenliebespaar. Roman aus der Kindheit und den Lehrjahren des Mathis Nithart, der fälschlich Matthias Grünewald genannt wurde, München 1941; ders.: Der bunte Rock der Welt. Roman aus den Wander- und frühen Meisterjahren des Mathis Nithart, der fälschlich Matthias Grünewald genannt wurde, München 1941; ders.: Die höllische Trinität. Roman aus den Jahren der Vollendung des Meisters Mathis Nithart, der fälschlich Matthias Grünewald genannt wurde, München 1943.
46 Die höllische Trinität (wie Anm. 45), S. 40.
47 Ebd., S. 150.
48 Das Totenliebespaar (wie Anm. 45), S. 447.
49 Ebd.
50 Goldschmidt: Heidelberg (wie Anm. 45), S. 32.
51 Ebd., S. 29.
52 Ebd., S. 33.
53 Ebd., S. 29, derselbe „Titel" auch im Vorwort von Schmitthenners „Heidelberger Erzählungen" von 1936 (wie Anm. 38), hier S. VI, obwohl man seine Popularität wegen der „versinkenden Trinksitten" schon im Schwinden begriffen sieht (ebd.). Die Nationalsozialisten schafften die Burschenschaften und überhaupt alle Korporationen ab.

54 Vgl. zu Scheffels Enttäuschung nach der preußischen Niederschlagung des Aufstands: „Donnerwetter, wie haben wir uns blamiert!" Scheffels Hegelstudien und die badische Revolution, in: Wilhelm Kühlmann (Hg.): Von der Spätaufklärung zur badischen Revolution. Literarisches Leben in Baden zwischen 1800 und 1850, Freiburg 2010, S. 683–704.
55 Joseph Victor von Scheffel: Der Trompeter von Säckingen. In: Friedrich Panzer (Hg.): Scheffels Werke, Leipzig 1919, 4 Bde., Bd. II, S. 179–396, S. 340.
56 Gregor Samarow ist das Pseudonym des preußischen Schriftstellers Otto Meding.
57 Gregor Samarow: Die Saxo-Borussen, 3 Bde., Bd. II, S. 90. Ich zitiere nach der Ausgabe Stuttgart/Leipzig 1885.
58 Ebd., Bd. III, S. 204.
59 Samar Gregorow: Die Saxo-Saxonen, Berlin 1884, S. 20.
60 Wilhelm Uhde: Jung-Heidelberg. Aus dem Leben eines Heidelberger Korpsstudenten, Leipzig 1903, S. 4.
61 Ebd., S. 133.
62 Ebd., S. 131.
63 Ebd.
64 Wilhelm Meyer-Förster: Alt-Heidelberg. Schauspiel in fünf Aufzügen, Berlin 1903, S. 13.
65 Robert Hohlbaum: Die Raben des Kyffhäuser. Der Roman der Burschenschaft und ihres Zeitalters, Leipzig 1927, S. 8.
66 Ebd., S. 384.
67 Ebd., S. 20.
68 Harry Domela: Der falsche Prinz, Berlin 1927, S. 160.
69 Ebd., S. 186.
70 1935 war bereits die siebte Auflage erschienen.
71 Joseph Goebbels: Michael. Ein deutsches Schicksal in Tagebuchblättern. München [7]1935 [zuerst 1929], S. 100.
72 Ebd., S. 57.
73 Ebd., S. 121.
74 Rudolph Stratz: Frauenlob. Roman einer Studentin, Stuttgart/Berlin 1902, S. 467.
75 Ebd., S. 470.
76 Vicki Baum: stud. chem. Helene Willfüer, Berlin 1928, S. 270.
77 Ebd., S. 266.
78 Ebd., S. 282.
79 Eva Hartner [d.i. Emma von Twardowska]: Im Schloß zu Heidelberg. Historischer Roman aus der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege, Halle 1888, S. 372.
80 Fritz Pistorius [d.i. Robert Eule]: Im Banne des Sonnenkönigs. Erzählung aus den Schicksalstagen von Heidelberg, Berlin 1920, S. 187.
81 Ebd., S. 203.
82 Ebd., S. 302.
83 Ebd., S. 312.
84 Ebd., S. 277.
85 Hugo von Waldeyer-Hartz: Alt-Heidelbergs Not. Ein Spiegelbild aus der Zeit der Pfalzverwüstung unter Ludwig XIV. Berlin 1922, S. 256.
86 Ebd., S. 332.
87 Robert Hohlbaum: Die deutsche Passion, Leipzig 1924, S. 293.
88 Vgl. so schon bei August Julius Langbehn: Rembrandt als Erzieher, Leipzig 1922 [zuerst 1890], S. 174. Rembrandt eignete sich als vermeintliches künstlerisches Vorbild auch deshalb, weil er aus den protestantischen Niederlanden stammte.
89 Hohlbaum: Die deutsche Passion (wie Anm. 88), S. 292.
90 Ebd., S. 294.
91 Stratz: Frauenlob (wie Anm. 5), S. 171.
92 Wilhelm Kühlmann (Hg.): Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes. 2., vollständig überarbeitete Auflage, Berlin/New York 2010, Bd. 11, S. 324. Weiterhin zitiert als Killy.
93 Vgl. Johannes Sachslehner: Schenzinger, Karl Aloys", In: NDB, Bd. 22, S. 638–639.
94 Killy, Bd. 5, S. 549.

40 Wunderhorn



100 Jahre Bauhaus

Ré Soupault
Nur das Geistige zählt – Vom Bauhaus in die Welt. Erinnerungen

Herausgegeben von Manfred Metzner
240 Seiten, € 22,80

Bublitz, Kolberg, Bauhaus Weimar, Berlin, Paris, Tunesien, Algerien, Nord-Mittel-Südamerika, New York, Basel, Paris, das sind nur einige Stationen in Ré Soupaults Leben (1901–1996) als Bauhaus-Schülerin, Avantgarde-Filmerin, Modejournalistin, Modemacherin, Fotografin, Übersetzerin, Studentin bei Karl Jaspers, Radio-Essayistin, Schriftstellerin.

www.wunderhorn.de

AFRIKA WUNDERHORN

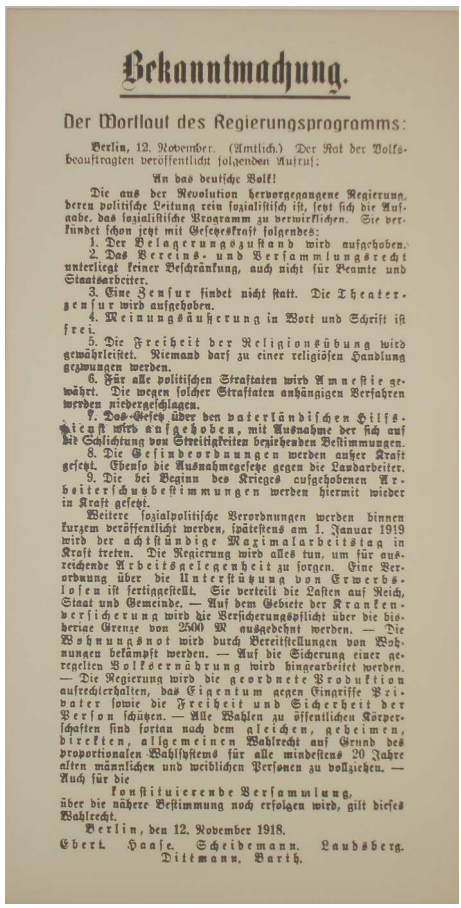
Petra Nellen

Bürgerliche Frauenbewegung, 100 Jahre Frauenwahlrecht und weibliche Repräsentanz in der Heidelberger Politik

Ende 1918: Kriegsende, Revolution. Friedrich Ebert übernimmt die Regierungsgeschäfte und bildet den Rat der Volksbeauftragten, bestehend aus je drei Vertretern der SPD und der USPD. Der Rat konstituiert sich am 12. November 1918 und verkündet das aktive und passive Wahlrecht für Frauen.[1]

Mit der Einführung des Frauenstimmrechts „ist aber nicht der Vorhang über dem ‚Stück mit dem guten Schluß' gefallen, es hat vielmehr ein neuer Akt des Dramas begonnen. […] Klafft nicht zwischen Gesetz und Ausführung ein bedenklicher Abgrund?",[2] so kritisch urteilte Camilla Jellinek bereits 1919. Ihrer Einschätzung würden auch heute noch viele Frauen uneingeschränkt zustimmen. So sagte z.B. Rita Süßmuth in einem Interview im Jahr 2017:

> „Wir können wissenschaftlich nachweisen: Wo keine Quote besteht bleibt es bei einem geringen Frauenanteil, sowohl an Mandaten als auch an Führungspositionen. […] Ich habe die Parité-Forderung für Wahllisten selber vor kurzem unterschrieben. Was wir brauchen ist das Reißverschlussverfahren: also Mann-Frau-Frau-Mann. […] Wir wollen die Gleichbehandlung mit 50 Prozent."[3]



Bekanntmachung.

Der Wortlaut des Regierungsprogramms:

Berlin, 12. November. (Amtlich.) Der Rat der Volksbeauftragten veröffentlicht folgenden Aufruf:

An das deutsche Volk!

Die aus der Revolution hervorgegangene Regierung, deren politische Leitung rein sozialistisch ist, setzt sich die Aufgabe, das sozialistische Programm zu verwirklichen. Sie verkündet schon jetzt mit Gesetzeskraft folgendes:

1. Der Belagerungszustand wird aufgehoben.
2. Das Vereins- und Versammlungsrecht unterliegt keiner Beschränkung, auch nicht für Beamte und Staatsarbeiter.
3. Eine Zensur findet nicht statt. Die Theaterzensur wird aufgehoben.
4. Meinungsäußerung in Wort und Schrift ist frei.
5. Die Freiheit der Religionsübung wird gewährleistet. Niemand darf zu einer religiösen Handlung gezwungen werden.
6. Für alle politischen Straftaten wird Amnestie gewährt. Die wegen solcher Straftaten anhängigen Verfahren werden niedergeschlagen.
7. Das Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst wird aufgehoben, mit Ausnahme der sich auf die Schlichtung von Streitigkeiten beziehenden Bestimmungen.
8. Die Gesindeordnungen werden außer Kraft gesetzt. Ebenso die Ausnahmegesetze gegen die Landarbeiter.
9. Die bei Beginn des Krieges aufgehobenen Arbeiterschutzbestimmungen werden hiermit wieder in Kraft gesetzt.

Weitere sozialpolitische Verordnungen werden binnen kurzem veröffentlicht werden, spätestens am 1. Januar 1919 wird der achtstündige Maximalarbeitstag in Kraft treten. Die Regierung wird alles tun, um für ausreichende Arbeitsgelegenheit zu sorgen. Eine Verordnung über die Unterstützung von Erwerbslosen ist fertiggestellt. Sie verteilt die Lasten auf Reich, Staat und Gemeinde. — Auf dem Gebiete der Krankenversicherung wird die Versicherungspflicht über die bisherige Grenze von 2500 M ausgedehnt werden. — Die Wohnungsnot wird durch Bereitstellungen von Wohnungen bekämpft werden. — Auf die Sicherung einer geregelten Volksernährung wird hingearbeitet werden. — Die Regierung wird die geordnete Produktion aufrechterhalten, das Eigentum gegen Eingriffe Privater sowie die Freiheit und Sicherheit der Person schützen. — Alle Wahlen zu öffentlichen Körperschaften sind fortan nach dem gleichen, geheimen, direkten, allgemeinen Wahlrecht auf Grund des proportionalen Wahlsystems für alle mindestens 20 Jahre alten männlichen und weiblichen Personen zu vollziehen. — Auch für die

konstituierende Versammlung,

über die nähere Bestimmung noch erfolgen wird, gilt dieses Wahlrecht.

Berlin, den 12. November 1918.

Ebert. Haase. Scheidemann. Landsberg. Dittmann. Barth.

Aufruf des Rats der Volksbeauftragten vom 12. November 1918 mit dem Beschluss zum Frauenwahlrecht (Quelle: Stiftung Reichspräsident Friedrich-Ebert-Gedenkstätte Heidelberg)

Der „erste Akt" – Die Forderung nach dem Frauenstimmrecht in der bürgerlichen Frauenbewegung

Erste Forderungen nach dem Frauenstimmrecht waren bereits im Zuge der Französischen Revolution laut geworden. Die Diskrepanz zwischen dem revolutionären Motto „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" und der politischen Realität, Bürgerin ohne Bürger-

rechte zu sein, veranlasste Olympe de Gouges, die Déclaration des droits de la femme et de la citoyenne, die Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin zu verfassen. Die eindrückliche Formulierung in § X „Die Frau hat das Recht, das Schafott zu besteigen; sie muss gleichermaßen das Recht haben, die Rednertribüne zu besteigen",[4] beschreibt zugespitzt die absurde Lage der Frauen, die Bürgerinnen waren, ohne gleichwertige Bürgerrechte zu haben, denn – an Wahlen teilnehmen durften sie nach wie vor nicht.

In Deutschland thematisierte Louise Otto während der 1848er Revolution das fehlende Wahlrecht der Frauen[5] und 1873 forderte Hedwig Dohm mit scharfer Zunge die Beteiligung von Frauen an der Politik und das Frauenstimmrecht.[6]

Gegen Ende der 1880er Jahre wurden die vereinzelt aufgestellten Forderungen nach dem Frauenwahlrecht zur programmatischen Zielsetzung der Frauenbewegung. 1888 gründete Minna Cauer in Berlin den „Verein Frauenwohl", der als Auftakt für die meisten Initiativen zum Frauenstimmrecht seitens des radikalen Flügels der Frauenbewegung[7] betrachtet werden kann. 1891 nahm die SPD als erste Partei das Frauenwahlrecht in ihr Programm auf. Der „Bund Deutscher Frauenvereine" (BDF), 1894 als Dachverband aller deutschen Frauenvereine gegründet, formulierte jedoch zunächst aus Rücksicht auf die unterschiedlichen Haltungen der Mitgliedsvereine noch keine gemeinsame Position zum Frauenwahlrecht. Erst auf seiner 5. Generalversammlung vom 5. bis 7. Oktober 1902 in Wiesbaden wurde die Forderung des Frauenwahlrechts in das Programm aufgenommen. Ebenfalls im Jahr 1902 gründeten in Hamburg Vertreterinnen des radikalen Flügels der Frauenbewegung, unter anderem Anita Augspurg und Lida Gustava Heymann, den „Deutschen Verein für Frauenstimmrecht". Hamburg wurde als Vereinssitz gewählt, weil hier das Verbot für politische Frauenvereine (reichsweit 1850–1908 gültig) zu verlängern „vergessen" worden war.

Nach Aufhebung des Verbots für Frauen, sich in politischen Vereinen zu engagieren, erlebte die Frauenstimmrechtsbewegung einen enormen Aufschwung. Gleichzeitig differenzierten sich die Forderungen hinsichtlich der Ausgestaltung des Wahlrechts. Nur ein Teil der Frauen wollte sich der Forderung nach dem allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrecht anschließen.

In Heidelberg finden sich zunächst nur wenige Hinweise auf Forderungen nach dem Frauenstimmrecht. Es scheint so, als sei dies bis kurz vor der Jahrhundertwende kein Thema gewesen. Dies erstaunt umso mehr, als in der Badischen Revolution 1848/1849 die Heidelbergerinnen sehr aktiv gewesen waren. Mit verschiedenen Vereinen hatten sie sich der demokratischen Bewegung angeschlossen und die Revolutionäre unterstützt. Doch nach der Niederschlagung der Revolution 1849 mussten alle Frauenvereine ihre Tätigkeit einstellen, jede politische Gesinnungsdemonstration, selbst das Tragen von Kokarden wurde unter Strafe gestellt. An eine organisierte politische Vereinsarbeit der Frauen war daher zunächst nicht zu denken. So fanden sich aktive Frauen in der Folgezeit in karitativen Vereinen zusammen und widmeten sich wohltätigen Zielen, wie in dem 1853 gegründeten Wohltätigkeitsverein oder dem im Verlauf des Krieges 1870/71 entstandenen Frauenverein zur Mithilfe bei der Versorgung von Kriegsverletzen. Protegiert wurde dieser Verein von der „Landesmutter" Großherzogin Luise. Nach Kriegsende blieb er bestehen, die Krankenpflege wurde nun im zivilen Bereich fortgesetzt. Die Vereinsstatuten lehnten sich eng an die des 1859 in Karlsruhe gegründeten „Badischen Frauenvereins" an und

auch die Vereinsstruktur folgte in Grundzügen dem Karlsruher Modell. Der Verein gliederte sich in drei Abteilungen: I. Ausbildung von Krankenwärterinnen und Krankenpflegerinnen, II. Weibliche Erziehung und Ausbildung zur Förderung der weiblichen Arbeitsverdienste, III. Wohltätigkeit. Im Juni 1875 trat der Heidelberger Frauenverein dem „Badischen Frauenverein" bei, bestand aber immer noch darauf, seine Selbständigkeit zu erhalten. Im Vordergrund stand nun das humanitäre Bildungs- und Ausbildungsziel.[8]

Erst 1897 begann sich in Heidelberg die bürgerliche Frauenbewegung jenseits des rein karitativen Vereinswesens zu formieren. Die Heidelberger Abteilung des Vereins „Frauenbildungs-Reform" wurde am 15. Mai 1897 gegründet. Der Verein „suchte zunächst durch Besprechungsabende zu wirken, deren erster am 13. November im ‚Volksheim' gehalten wurde. Die Abteilung zählte über 60 Mitglieder."[9] Bereits Ende November wurde Marianne Weber der Vorsitz des neugegründeten Vereins angetragen, obwohl das Ehepaar Weber gerade erst nach Heidelberg gekommen war. Sie sei regelrecht bedrängt worden, den Vorsitz zu übernehmen.[10] Marianne Weber hatte bereits in Berlin, wo das Ehepaar nach der Heirat 1893 lebte, erste Kontakte zur Frauenbewegung geknüpft und nach ihrem Umzug 1894 nach Freiburg begann sie, sich stärker zu engagieren. Ihre ersten Schritte bewegten sich im Rahmen reiner Wohltätigkeit, sie kümmerte sich um soziale Belange, Kostkinder oder um die geistige Anregung von Dienstmädchen bei gemeinsamem Kaffeetrinken und bei Gesellschaftspielen.[11] Nach dem Umzug nach Heidelberg 1897 verlagerte sich ihr Engagement in der Frauenbewegung auf Bildungsfragen.

Max Weber schrieb etwas spöttisch über die schnelle Vereinnahmung Mariannes durch die Heidelberger Frauenbewegung: „Die ‚ledigen ältlichen Vereinsdamen' hätten sie nur als Aushängeschild haben wollen […]".[12] Doch seiner Spöttelei zum Trotz muss festgehalten werden, dass hier die Entwicklung Marianne Webers zur engagierten Funktionärin der Frauenbewegung begann. Von 1897 bis 1933 war sie Mitglied im „Verein Frauenbildung-Frauenstudium"[13] und im BDF. Sie wurde zu einer der zentralen Persönlichkeiten der Frauenbewegung und bearbeitete mit wissenschaftlichem Anspruch die wichtigsten Themen. Die Vielzahl ihrer Publikationen legt darüber Zeugnis ab. Allerdings blieb ihre Perspektive die der bürgerlich-gemäßigten Frauenbewegung. Radikalen Positionen hat sie sich nie angeschlossen.

Die Arbeit des Heidelberger „Vereins Frauenbildung-Frauenstudium" bestand zunächst in mehr oder weniger regelmäßigen Zusammenkünften, die mit Impulsreferaten eingeleitet wurden und an die sich Diskussionen anschlossen. Neben diesen internen Veranstaltungen gab es zwei weitere Schwerpunkte. Erstens wurden Vortragsreihen, die drei bis acht Abende umfassten, zu einem allgemeinbildenden Thema auf akademischem Niveau gehalten. Hier engagierte sich insbesondere die Heidelberger Professorenschaft wie z.B. der Theologe und Philosoph Ernst Troeltsch oder der Philosoph Paul Hugo Hensel. Die Themen reichten von der Philosophie über Theologie, Geschichte, Kunstgeschichte und Literaturgeschichte bis zu Biologie und Physik. Die Titel der in den Jahren 1898 bis 1907 gehaltenen Vorträge wirken wie ein Studium Generale für Frauen, denen bis zur Jahrhundertwende der Besuch des Gymnasiums und infolge dessen die Immatrikulation an Universitäten nahezu vollständig verwehrt war. „Die akademischen Vortragszyklen, die der Verein in früheren Jahren veranstaltet hatte, wurden im Jahre 1908 aufgegeben, weil die reichliche Gelegenheit für Frauen aller Kreise an der hiesigen Universität bestimmte Vorle-

sungen allgemeinbildenden Inhalts zu hören, solche Veranstaltungen unnötig macht."[14] Stattdessen konzentrierte sich der Verein ab 1908 auf die Gründung von Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit und die Organisation dazu passender Vorträge.

Ein zweites Tätigkeitsfeld war die Organisation von Einzelvorträgen, gehalten von Heidelberger und auswärtigen Referentinnen und Referenten. Hier standen u.a. juristische, soziale und Bildungsfragen auf dem Programm. Im Zusammenhang mit dem Frauenstimmrecht sind allein die Vorträge von Interesse, die sich explizit mit der Frauenbewegung bzw. der Frauenfrage beschäftigten. Es wird deutlich, dass um die Jahrhundertwende diese Fragen auch in Heidelberg virulent waren und zum Teil engagiert diskutiert wurden, so z.B. die öffentlich-rechtliche Stellung der Frau, das BGB,[15] Frauen in der Politik und das Frauenstimmrecht oder auch Berichte über BDF-Tagungen. Aber man schaute auch über den Tellerrand und behandelte die Frauenbewegung in England oder die Stellung der Frau in Amerika. Unter den Referentinnen finden sich bekannte Namen aus der Frauenbewegung wie Jeanette Schwerin, Alice Salomon, Marie Stritt, Elisabeth Altmann-Gottheiner, Frieda Dünsing, Alice Bensheimer, Camilla Jellinek, Gertrud Bäumer und natürlich auch Marianne Weber selbst.

Der Verein verfolgte in erster Linie seinem Namen entsprechend Bildungsfragen. Doch öffnete er regelmäßig den Blick für weitergehende Fragestellungen und regte damit die Diskussion auch um das BGB, die rechtliche Stellung der Frau sowie das Frauenstimmrecht an.

Camilla Jellinek, 1909 (Foto: privat)

Im Jahr 1900 wurde das Spektrum der Heidelberger Frauenvereine erweitert. Auf Initiative Marianne Webers wurde die „Heidelberger Rechtsschutzstelle für Frauen und Mädchen e.V.", wie es sie bereits in vielen anderen Städten gab, gegründet. Es lag ihr sehr viel daran, Camilla Jellinek für diese Arbeit zu gewinnen, obwohl diese keine Juristin war und bis zum Zuzug Marianne Webers nach Heidelberg keinen erkennbaren Kontakt mit der Frauenbewegung gepflegt hatte. Obwohl Camillas Ehemann, der Staatsrechtler Georg Jellinek, dem Verein zunächst völlig ablehnend gegenüberstand, ließ er sich schließlich doch von dessen Nützlichkeit und Bedeutung desselben überzeugen. Bereits 1901 übernahm Camilla Jellinek die Leitung der Heidelberger Rechtsschutzstelle, die 1902 ins Vereinsregister eingetragen wurde.[16] Als Georg Jellinek 1911 starb und die Kinder nach und nach das Haus verließen, intensivierte sie ihr Engagement in der Frauenbewegung und wurde 1912 stellvertretende Vorsitzende des Dachverbandes der Rechtsschutzstellen.[17] Ziel der

Rechtsschutzstellen war es, auch solchen Frauen zu ihrem Recht zu verhelfen, die sich scheuten, juristischen Rat einzuholen, sei es aufgrund schlechter Erfahrungen, sei es aufgrund genereller Vorbehalte gegenüber der männlich dominierten Justiz. Deshalb wurde auch seitens des Vereins eine weitergehende Mitarbeit von Männern ausgeschlossen. Das Angebot sollte so niederschwellig wie möglich sein. Für die Beratungen stand ein Raum in der städtischen höheren Mädchenschule (das heutige Hölderlin Gymnasium) zur Verfügung, manchmal auch das Rathaus.

Schließlich wurde auch in Heidelberg ein Frauenstimmrechtsverein gegründet. Am 5. April 1910 berichtete das Heidelberger Tageblatt auf Seite 3: „Die neugegründete Ortsgruppe Heidelberg des Vereins für Frauenstimmrecht hält heute, am 5. April, Abends halb 9 Uhr, […] ihre erste Versammlung ab. Gäste sind hierzu willkommen." In den folgenden Jahren veranstaltete auch der Stimmrechtsverein Vorträge in Heidelberg. Eine der ersten Referentinnen war Lida Gustava Heymann, die zusammen mit Anita Augspurg den ersten Stimmrechtsverein gegründet hatte.

Seit 1910 verfügte Heidelberg über ein breites Spektrum an Frauenvereinen, deren Reichweite und thematische Orientierung sich von der rein karitativen Arbeit über konfessionelle Zusammenschlüsse, Berufs- und Bildungsfragen bis hin zur Stimmrechtsforderung erstreckte. Die Protagonistinnen waren in der Frauenbewegung so gut verwurzelt, dass im Herbst die Generalversammlung des BDF in Heidelberg durchgeführt werden konnte. Dem BDF, 1894 mit 34 Vereinen gegründet, gehörten im Jahr 1910

> „30 Verbände mit 830 Vereinen und rund 200000 Mitglieder an. Von Heidelberg sind im Bund organisiert der Verein Frauenbildung-Frauenstudium; der Verein Rechtsschutzstelle für Frauen; die Ortsgruppe des evangelischen Bundes; der Kaufmännische Verein für weibliche Angestellte; der Verein zur Verbesserung der Frauenkleidung; die Ortsgruppe des badischen Vereins für Frauenstimmrecht; die Ortsgruppe des badischen Lehrerinnenvereins; die Ortsgruppe des abstinenten Frauenbundes."[18]

Die Generalversammlung, veranstaltet vom 6. bis 9. Oktober 1910, mit 700 Teilnehmerinnen und Teilnehmern wurde in Heidelberg aufmerksam beobachtet. Die Tagesspresse begleitete die Tagung, täglich erschienen ausführliche Berichte. In der Chronik der Stadt Heidelberg für das Jahr 1910 wurde retrospektiv dem Ereignis ein fast zweiseitiger Beitrag gewidmet, der die Schwerpunkte der Versammlung, das Wahlrecht für Frauen in der Gemeinde, also das Kommunalwahlrecht, und das Gemeindebestimmungsrecht[19] sowie die Abendveranstaltungen („Die Kulturideen in der Frauenbewegung", „Die Berufstätigkeit der Frau in Handel und Gewerbe", „Freiheit und soziale Pflichten") zusammenfasste.

Erstmals in der Geschichte der Zusammenkünfte des BDF wurden die Anwesenden durch Vertreter von Politik und Universität begrüßt. Im Auftrag des badischen Innenministers sprach Regierungsrat Jolly, der betonte, dass in Baden bereits zahlreiche Forderungen der Frauenbewegung erfüllt worden seien, so z.B. die Bestellung weiblicher Fabrikinspektoren, die Zulassung von Frauen zu städtischen Kommissionen durch die Novelle der Gemeinde- und Städteordnung, die Einrichtung höherer Mädchenschulen, die Zulassung von Frauen zum Hochschulstudium oder die finanzielle Unterstützung des badischen Frauenvereins und seiner Musteranstalten. Das Frauenstimmrecht sei, so fasste das Heidelberger Tageblatt seine Rede zusammen, in der Bevölkerung jedoch noch lange nicht mehrheitsfähig.

„[…] so kann auch zu Ihren Bestrebungen, soweit sie die völlige Gleichstellung von Mann und Frau, vor allem auch im öffentlichen Leben des Staats und der Gemeinde bezwecken, die Regierung nur eine zuwartende Stellung einnehmen, und zwar nicht deshalb, weil sie eben nur aus Männern besteht, sondern aus zwingenden Gründen des Staatswohls."[20]

Während die badische Regierung auf eine stärkere Zustimmung der Frauenstimmrechtsforderung in der Bevölkerung warten wollte, strebten die in Heidelberg versammelten Aktivistinnen der Frauenbewegung an, durch Handeln zu überzeugen. Das Heidelberger Tageblatt zitierte Elisabeth Altmann-Gottheiner: „Selbstverständlich muß, um dies zu erreichen, in Ruhe und stetiger Entwicklung gearbeitet werden."[21] Im Hauptvortrag der Generalversammlung „Wie erlangen wir das Gemeindewahlrecht?" begründete sie zunächst, warum die Forderung berechtigt sei: Der Anteil von Frauen an der nationalen Arbeitsleistung habe massiv zugenommen, dennoch seien sie vom Wahlrecht ausgeschlossen – ein Widerspruch, den es aufzulösen gelte. Im internationalen Vergleich zeige sich, dass man in anderen Staaten[22] bereits günstige Erfahrungen gemacht habe, es sich also bei der Forderung nicht um vollkommenes Neuland handele. Möglicherweise beabsichtigte sie mit dem internationalen Vergleich, auf die politische Rückständigkeit Deutschland hinzuweisen – eine in der Frauenbewegung häufig genutzte Argumentation. Schließlich, so die Referentin, sei das Gemeindewahlrecht kein Novum, da es in Einzelstaaten bereits ausgeübt werde. In der Tat gab es in einer Reihe deutscher Staaten ein indirektes und/oder Zensuswahlrecht, so dass vermögende Frauen oder solche mit Grundbesitz an kommunalen Wahlen teilnehmen oder ihre Stimme durch einen Bevollmächtigten abgeben lassen konnten.[23] Dort, wo Frauen bereits zum Gemeindewahlrecht zugelassen seien, sollte für eine Veränderung der Wahlbedingungen zugunsten der Wahlberechtigten gekämpft und für eine höhere Wahlbeteiligung der Frauen geworben werden. Für Länder, in denen das Gemeindewahlrecht erst noch erkämpft werden sollte, so berichtete das Heidelberger Tageblatt, wurde als Strategie vorgeschlagen: die „Uebernahme und gewissenhafte Ausfüllung ehrenamtlicher und besoldeter Gemeindeämter durch Frauen, die gewillt sind, durch ihre Arbeit zu beweisen, daß die Frau zur Ausübung von Pflichten und Rechten innerhalb der Gemeinde befähigt und reif ist".[24] So wenig im Vortrag eine kämpferische Perspektive aufgezeigt wurde, so wenig konnten sich auch in der Diskussion radikale Positionen durchsetzen. Forderungen nach gleichem, allgemeinem und direktem Wahlrecht wurden mehrheitlich abgelehnt. Auch Marianne Weber schloss sich der Position an, dass ein solcher Antrag „im Bunde undiskutierbar [sei], da der Bund keinen parteipolitischen Charakter trage"[25] oder, wie Gertrud Bäumer es formulierte „der Bund keine parteipolitische Stellungnahme gestatte".[26] Da, so eine andere Rednerin, „das Kommunalwahlrecht noch nirgends in Deutschland auf dem Boden des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts stehe, [handele es sich] demnach um eine utopistische Forderung".[27] Zudem fürchtete man, mit einer weitergehenden Forderung potentielle Unterstützer zu verlieren. Außerdem sollte die Forderung nicht über das geltende Wahlrecht für Männer hinausgehen. Marianne Weber plädierte dafür, „sich mit weniger zu begnügen".[28] Und so wurde am Ende der Generalversammlung beschlossen, das Wahlrecht nur grundsätzlich zu fordern, die Frage des „wie" aber auf einen späteren Zeitpunkt zu vertagen.

Die Schubkraft der Generalversammlung und die gesteigerte öffentliche Aufmerksamkeit für Fragen der Frauenbewegung wurde von den Heidelberger Frauen-

vereinen offenbar nicht genutzt. Die Veranstaltungstätigkeit bewegte sich weiterhin im bisherigen Umfang und der gleichen Thematik wie in den Jahren zuvor. Bereichert wurde das Spektrum allenfalls durch die seit der Gründung im Frühjahr 1910 ein bis zweimal im Jahr veranstalteten Vorträge des Vereins für Frauenstimmrecht. Diese thematisierten explizit das Frauenwahlrecht, sowohl auf Reichs- als auch auf Gemeindeebene.

Mit Beginn des Ersten Weltkriegs stellte die Frauenbewegung nicht nur ihre politischen Forderungen zurück, sondern entwickelte eine ganz der Kriegszeit angepasste Strategie. Bereits vor der Mobilmachung hatte der BDF unter der Federführung von Gertrud Bäumer eine Denkschrift verfasst und beim preußischen Innenministerium das darin entwickelte Konzept für einen Nationalen Frauendienst (NFD) eingereicht. Analog zu den Männern im Feld sollten die Frauen an der Heimatfront ihren Beitrag für die Nation leisten und „Sonderinteressen" zurückstellen. Die gut entwickelten Strukturen der Frauenbewegung eigneten sich hervorragend zur Organisation der Kriegswirtschaft: Lebensmittelversorgung, Arbeitsvermittlung, Kriegsfürsorge, Wohnungsvermittlung, Kranken- und Kinderfürsorge und vieles mehr.[29] Beabsichtigt war offenbar, unter Beweis zu stellen, wie zuverlässig und verantwortungsvoll die Frauenbewegung in dieser Extremsituation sei. „Die Mitarbeit der Frauen an der Heimatfront wollte sie [Gertrud Bäumer] nur als ersten Schritt verstanden wissen, dem die politische Gleichberechtigung und das Hineinwachsen der Frauen in politische Aufgaben folgen mussten."[30]

Nur wenige Frauen bewegten sich jenseits des Mainstreams, sprachen sich gegen den weiblichen „Kriegsdienst" aus und bekannten sich zu internationalem Feminismus und Pazifismus. Am Internationalen Frauenkongress in Den Haag 1915 beteiligten sich unter anderem Anita Augspurg und Lida Gustava Heymann. Der BDF hingegen lehnte einen Besuch des Kongresses kategorisch ab und drohte Teilnehmerinnen mit der Entfernung aus den Vorständen der Frauenvereine.[31] Clara Zetkin organisierte im gleichen Jahr in Bern die Internationale Sozialistische Frauenkonferenz gegen den Krieg. Die Wege der Frauenbewegung hatten sich radikal getrennt, weit über die prekäre Frage des Frauenwahlrechts hinaus.

Auch Heidelberg wurde von der Kriegsbegeisterung erfasst. Camilla Jellinek und Marianne Weber organisierten sofort den „Kriegsdienst". Dank ihres mehrseitigen Berichts in „Die Frau", dem Zentralorgan des BDF, liegt ein authentisches Zeugnis über ihre Arbeit vor.[32] Sie forderten die Mitglieder ihrer Vereine auf, ihre Arbeit auf die Anforderungen der Kriegszeiten umzustellen und gründeten die Heidelberger Ortsgruppe des „Nationalen Frauendienstes" (NFD), um Aufgaben, die die vorhandenen Vereine nicht leisten konnten, zu bewältigen. Camilla Jellinek übernahm z.B. die städtische Arbeitsvermittlung für Frauen. Allerdings reichte das Stellenangebot für die vielen Arbeitssuchenden bei weitem nicht aus, so dass die Bemühungen sich vielfach auf Beratung und Weiterverweis an andere Vereine und Organisationen beschränkten. Es wurden Kindertagesstätten und Nähstuben eingerichtet. Es gab eine „Hilfsstelle für Feldpostsendungen mit Schreibstube". Die Bevölkerung wurde auf die Bedeutung der freiwilligen Fortführung der Krankenversicherung hingewiesen. Für in Not geratene „Frauen gebildeter Stände" richtete der „Verein weiblicher Bühnenangehöriger" eine Kleiderkammer ein. Die Rechtsschutzstelle erhöhte die wöchentlichen Sprechstunden von zwei auf sechs Stunden, da sich die Zahl der Ratsuchenden seit Kriegsbeginn enorm vermehrt hatte. Themen waren Mietsachen, Ali-

mente, Lohnkürzungen, Kündigungen oder Anträge auf Hinterbliebenenrente. Ein weiterer Bereich war die Unterstützung der ländlichen Bevölkerung. Einmal wöchentlich reisten die NFD-Mitglieder in die umliegenden Ortschaften, um auch dort das in Heidelberg entwickelte Beratungsprogramm anzubieten, gegebenenfalls auch Hausbesuche bei Ratsuchenden durchzuführen. Den Vereinsfrauen in der Umgebung boten sie Fortbildungen an, damit diese künftig eigenständig agieren könnten.

Erst 1917 kam es in der Frauenbewegung zu einer Rückbesinnung auf politische Forderungen. Anlass war die sogenannte Osterbotschaft Kaiser Wilhelms vom 7. April 1917. Darin kündigte er Verfassungsreformen und eine Änderung des preußischen Dreiklassenwahlrechts in ein geheimes und direktes Wahlrecht an. Weder wurde in dieser Erklärung ein gleiches Wahlrecht in Aussicht gestellt noch wurde das Frauenstimmrecht überhaupt erwähnt. Die Frauenbewegung war zutiefst enttäuscht und reagierte massiv, denn in den Jahren zuvor war eine solide argumentative Basis für das Frauenstimmrecht gelegt worden. Stimmrechtsvereine unterschiedlichster politischer Richtung verfassten im Herbst 1917 eine gemeinsame „Erklärung zur Wahlrechtsfrage", die sie an den Deutschen Reichstag und alle Länderparlamente sandten.

In Heidelberg wurde Camilla Jellinek seit Anfang 1918 zur Wortführerin der Frauenstimmrechtsbewegung. Bis dahin hatte sie sich „nur" für das kommunale Wahlrecht eingesetzt – ein Kompromiss mit den Positionen der Nationalliberalen Partei. Diese lehnte zwar das Frauenstimmrecht ab. Jellinek war dennoch Mitglied geworden, da sie aufgrund der heterogenen und pluralistischen Zusammensetzung der Partei hoffte, deren Positionen langfristig verändern zu können.[33] Gegen Kriegsende vertrat sie dann offen die Forderung für das allgemeine Frauenstimmrecht. Sie wirkte in der Folge publizistisch, um Frauen aufzufordern, ihre neuen Rechte nun auch einzufordern und wahrzunehmen und schlug vor, in ganz Deutschland in Versammlungen Resolutionen dafür zu verabschieden.

Der „zweite Akt": Urnengang der Frauen

Trotz langjähriger Debatten der politisch Engagierten traf die Frauen die Einführung des Wahlrechts unvorbereitet. Marianne Weber ging sogar so weit, es als „unverdientes Geschenk" zu bezeichnen: „Der Umbruch von Links warf ihnen [den Frauen] in den Schoß, was sie zwar gefordert, aber noch lange nicht erwartet hatten: politische Mündigkeit und Mitverantwortung."[34] Bis zum Wahltermin für die Verfassungsgebende Nationalversammlung am 19. Januar 1919 standen nur acht Wochen zur Verfügung, um bei den Frauen für die Wahrnehmung des aktiven und passiven Wahlrechts zu werben. Die Zeitspanne bis zu den Wahlen der badischen Verfassungsgebenden Versammlung war sogar noch kürzer. Sie wurde auf den 5. Januar 1919 festgesetzt, so dass hier nur vier Wochen Zeit zur Kandidatinnenaufstellung und zum Wahlkampf blieben. Lediglich bei den Kommunalwahlen konnten sich die Frauen mehr Zeit lassen – sie fanden erst am 25. Mai 1919 statt.

Frauen aller politischen Richtungen – egal welche Position sie in der Vergangenheit zum Frauenwahlrecht eingenommen hatten – engagierten sich für die Wahlen zur Nationalversammlung. Es galt nun vorrangig, Kandidatinnen für die Wahlen zu benennen, sie auf den Wahllisten der Parteien zu platzieren und schließlich die Wählerinnen dazu zu motivieren, von ihrem Wahlrecht auch Gebrauch zu machen.

Aufruf!

An die Frauen und Mädchen!

Ein wichtiger Augenblick ist gekommen. Die gegenwärtige Regierung hat uns das **Wahlrecht** erteilt um das wir seit Jahrzehnten gekämpft haben! Wir sind als Vollbürgerinnen in den Volksstaat eingereiht. Damit ist in dieser Zeit der Umwälzung aller bisherigen Einrichtungen eine sehr schwere **Verantwortung** auf unsere Schultern gelegt. **Wir haben es zum ersten Mal in der Weltgeschichte in der Hand, das Schicksal unseres Volkes mitzubestimmen.** Nun gilt es zu zeigen, daß wir echten Bürgersinn besitzen, der über die Vorteile des Einzelnen und des Augenblicks hinweg **uneigennützig** auf das Wohl des Ganzen schaut.

Ihr Frauen und Mädchen Alle, seid Euch der Größe Eurer Verantwortung bewußt! Versäume keine ihr Recht auszuüben! Wählt solche Persönlichkeiten, die uns **Ordnung und Freiheit verbürgen,** die für freies Zusammenwirken aller Kräfte und Kreise und für Gleichberechtigung der Frauen eintreten.

Kommet in die am Sonntag, den 8. Dezember, nachmittags um 4 Uhr stattfindende Frauenversammlung in der Turnhalle im Klingenteich.

Dort werden Frau **Camilla Jellinek** und Frau **Marianne Weber** über

Die Bedeutung des Frauenstimmrechts und das Wesen der politischen Parteien

sprechen.

Der nationale Frauendienst.

Aufruf zur Frauenversammlung in Heidelberg mit den Rednerinnen Camilla Jellinek und Marianne Weber in den Heidelberger Neuesten Nachrichten vom 3. Dezember 1918 (Quelle: Stadtarchiv Heidelberg)

Die Aktivistinnen der Frauenbewegung absolvierten ein straffes Programm, um in Frauenversammlungen und auf Veranstaltungen ihnen nahestehender Parteien für den Urnengang zu werben und das Wahlverfahren zu erläutern. Nahezu alle Parteien umwarben die neuen Wählerinnen mit frauenspezifischen Aufrufen in Versammlungen, mit Flugblättern und in der Presse. In erster Linie ging es um die Mobilisierung der neuen Wählergruppe für die eigene Partei und die Erklärung des Wahlverfahrens. Mit zahlreichen Plakaten wurde je nach politischer Richtung zugespitzt mehr auf weibliche Berufstätigkeit, auf Freiheitsbestrebungen oder auf die traditionelle Rolle der Mutter Bezug genommen.

Die Wahl zur verfassungsgebenden Nationalversammlung

Die Mobilisierungskampagne der bestens organisierten Frauenbewegung zeitigte Erfolg. Die Wahlbeteiligung lag mit 82,3% aller wahlberechtigten Frauen außerordentlich hoch. Vom passiven Wahlrecht, also der Kandidatur für eine Partei, machten 308 Frauen Gebrauch, ihnen standen 1310 Männern gegenüber. Allerdings erreichte nur jede achte Frau ein Mandat. Ein Zusammenhang mit der Platzierung auf den Wahllisten ist unübersehbar: Kaum eine Frau erhielt einen vorderen Listenplatz – diese blieben Männern vorbehalten. Trotzdem lag der Anteil der Abgeordneten mit 37 Frauen und 8,7% höher als in jedem anderen Land, das zu dieser Zeit das passive Frauenwahlrecht bereits eingeführt hatte.[35] Im Laufe des Jahres 1919 erhöhte sich der Frauenanteil in der Verfassungsgebenden Nationalversammlung durch vier Nachrückerinnen noch auf 41 Frauen bzw. 9,6%.

In der Weimarer Republik wurde dieser Anteil nie wieder erreicht, in der Bundesrepublik erst 1983. Damit kann das Wahlergebnis als glänzender Erfolg gewertet werden, der vor allem der Mobilisierung durch die Frauenbewegung zuzuschreiben ist.

Eine der Abgeordneten war Marie Baum. Die promovierte Chemikerin, badische Fabrikinspektorin und Mitglied der Frauenbewegung fand wie viele andere Vertreterinnen der Frauenbewegung 1919 ihre politische Heimat in der DDP und zog für diese Partei in die Nationalversammlung ein.[36]. Wie alle weiblichen Abgeordneten setzte

Partei	Frauen	Männer	Gesamt	% Frauen
MSPD	19	146	165	11,5
USPD	3	19	22	13,6
Zentrum	6	83	89	6,7
DDP	5 (6)	69 (68)	74	6,8 (8,1)
DVP	1	21	22	4,5
DNVP	3	38	41	7,14
Versch.	–	10	10	–
Gesamt	37 (38)	386 (385)	423	8,7 (9,0)

Frauenanteil in der Verfassungsgebenden Nationalversammlung 1919[37]

sie sich dafür ein, dass die neugegründete Weimarer Republik ihren sozialstaatlichen Anspruch verwirklichte. So vertrat sie z.B. die DDP im Ausschuss für soziale Angelegenheiten oder begründete einen Antrag zu Artikel 119 der Reichsverfassung, der die Gleichberechtigung der Geschlechter in der Ehe thematisierte. Marie Baum blieb aber nur anderthalb Jahre Abgeordnete; das badische Arbeitsministerium hatte ihre Berufung als Referentin für Wohlfahrtspflege davon abhängig gemacht, dass sie ihr Reichstagsmandat aufgab.[38]

Marie Baum (2. von links) mit ihren Fraktionskolleginnen Elisabeth Brönner, Gertrud Bäumer, Katharina Klose und Elise Ekke in der Nationalversammlung, Weimar 1919 (Quelle: Universitätsbibliothek Heidelberg, Heid. Hs. 3675, N5)

Die Wahl zur Verfassungsgebenden Versammlung in Baden

Die Wahlbeteiligung der Frauen für die Verfassungsgebende Versammlung in Baden[39] übertraf noch die der Wahlen zur Verfassungsgebenden Nationalversammlung. Sie betrug spektakuläre 88%. Als die Verfassungsgebende Versammlung zusammentrat, waren von den 107 Abgeordneten neun weiblich.

Zwei Heidelbergerinnen kandidierten für diese Versammlung: Marie Hambeck für die SPD (Liste 3) auf Platz 29 und Marianne Weber für die DDP (Liste 5) auf Platz 4.[40] Nach der Stimmauszählung erhielt die DDP 24 Sitze (davon 1 an eine Frau), das Zentrum 41 (davon 4 an Frauen), die DNVP 7 (davon 1 an eine Frau), und die SPD 35 (davon 4 an Frauen). Somit waren von 107 Gewählten 10 weiblich, was einem Anteil von 9,35% entsprach. Dieser Wert wurde im baden-württembergischen Landtag erstmals 1992 mit 11% übertroffen.

Für die die DDP (Deutsche Demokratische Partei) zog Marianne Weber in den Landtag. Sie war 1918 in die Partei eingetreten und wohnte nun als Landtagsabgeordnete während der Sitzungswochen häufig in Karlsruhe. Zu Schwerpunktthemen ihrer politischen Arbeit gehörten der Schutz der weiblichen Angestellten, die religiöse Erziehung der Kinder sowie die endgültige Zulassung der Frauen zum Studium und zu akademischen Berufen. Außerdem war sie Mitglied und Schriftführerin der Petitionskommission. Auch Marianne Weber blieb nur eine Sitzungsperiode Abgeordnete, da sie bereits nach kurzer Zeit die Landtagsarbeit als ineffektiv einschätzte und statt dieser mit ganzer Kraft ihr frauenpolitisches Engagement an anderer Stelle fortsetzen wollte.

Die Verfassungsgebende Versammlung Badens tagte 1919 zunächst im Mannheimer Nationaltheater. (Quelle: Archiv des Deutschen Caritasverbandes, Freiburg)

Die Kommunalwahl in Heidelberg

Nach der beeindruckend hohen Wahlbeteiligung der Frauen an den Wahlen zur Verfassungsgebenden Versammlung in Baden und zur Verfassungsgebenden Nationalversammlung betrug der Anteil der Wählerinnen bei der Heidelberger Kommunalwahl 1919 enttäuschende 46,7%.[41] Allerdings zeigt ein Vergleich von Reichstags-, Landtags- und Kommunalwahlen zwischen 1919 und 1932, dass den Kommunalwahlen insgesamt eine geringere Bedeutung beigemessen wurde. Zudem war es der dritte Urnengang innerhalb weniger Monate, so dass die These einer „Wahlmüdigkeit" durchaus plausibel ist.[42] Der erste Mobilisierungsschub für Frauen, die als neue Wählergruppe umworben wurden, hatte auf jeden Fall deutlich nachgelassen.

Nach der Gemeindeordnung gab es in Heidelberg zwei kommunalpolitische Entscheidungsgremien. Der Gemeinderat bestand aus 18 Personen, ausschließlich Männer. Von 1919 bis 1933 gab es keine einzige Stadträtin. Besser sah es bei der Stadtverordnetenversammlung aus, die eine ganz entscheidende Funktion hatte, das Budgetrecht. Frauen waren hier von 1919 bis 1933 kontinuierlich vertreten. Auf fast allen Listen kandidierten 1919 Frauen, einzige Ausnahme war die Liste Freier Interessen Heidelberg. Im günstigsten Fall wurde eine Frau auf Listenplatz 2 aufgestellt (Hedwig Neumeier, DVP), im ungünstigsten erst auf Platz 13 (Maria Helm, Zentrum). Allerdings stellte das Zentrum prozentual mit 17,14% die meisten Kandidatinnen auf, dicht gefolgt von der DDP mit 16,67%. Alle anderen Listen erreichten maximal einen Wert von 10% Kandidatinnen. 96 Personen wurden in die Stadtverordnetenversammlung gewählt, 12 davon waren Frauen und erreichten damit einen Anteil von 11,4%. Damit übertraf dieses Gremium den Frauenanteil der Nationalversammlung und der badischen Verfassungsgebenden Versammlung.[43]

Partei	Gesamtzahl Kandidatinnen	Frauen	Männer	%-Anteil Frauen	1. Listenplatz einer Frau	Gewählte Frauen	Namen
USPD	20	2	18	10,00	8	0	
SPD	63	6	57	9,52	6	3	Marie Hambeck Anna Walther Selma Wolff-Jaffé
Freie Interessen Heidelberg	19	0	19	0,00	0	0	
DVP	52	4	48	7,69	2	2	Hedwig Neumeier Anna Müller
Zentrum	35	6	29	17,14	13	2	Marie Helm Maria von Graimberg
VBG	75	7	68	9,33	6	1	Johanna Richter
DDP	60	10	50	16,67	4	4	Anna Muser Luise Knecht Dr. Lina Mayer-Kuhlenkampf Lisa Mohr

Wahl zur Stadtverordnetenversammlung Heidelberg 1919[44]

Unter den Kandidatinnen befand sich auch Camilla Jellinek – allerdings auf dem vorletzten Listenplatz der DDP. Überzeugt davon, dass das Wahlrecht allein nicht zur faktischen Gleichberechtigung führen werde, setzte sie sich in den folgenden Jahren für praktische frauenpolitische Reformen ein.

Für die VBG (Vereinte Bürgerliche Gruppe)[45] zog Johanna Richter in die Stadtverordnetenversammlung. Geboren am 17. März 1871 in Neckargemünd, besuchte sie zunächst Volksschule und Realschule und absolvierte dann eine Ausbildung zur Handarbeitslehrerin. Sie verbrachte drei Jahre in Frankreich und ein Jahr in England zur „sprachlichen Weiterbildung". Als Mitglied der DNVP kandidierte sie 1919 zum ersten Mal für die VBG als Heidelberger Stadtverordnete. In den Jahren 1922 und 1926 wurde sie wiedergewählt. Sie war die einzige weibliche Stadtverordnete der VBG. In der DNVP engagierte sie sich als Vorsitzende des Landesfrauenausschusses. 1921 bis 1933 gehörte sie außerdem als Abgeordnete dem Badischen Landtag an. 1922 bis 1924 war sie dort Schriftführerin. Soziale und wirtschaftliche Fragen standen im Zentrum ihres Interesses.

Auch Maria von Graimberg war unter den Gewählten. Sie lebte seit 1900 im Palais Graimberg am Kornmarkt 5, in dem sie 1911 die erste katholische soziale Frauenschule Deutschlands einrichtete. Neben ihrer Lehrtätigkeit war sie sozialpolitisch aktiv. 1916 gründete sie z.B. den Berufsverband „Verein katholischer Sozialbeamtinnen Deutschlands". Ihre Schülerinnen hielt sie an, nicht nur den sozialen Aspekt ihrer Arbeit in den Vordergrund zu stellen, sondern auch für die eigenen Rechte als Arbeitnehmerinnen einzutreten. Ihr politisches Engagement zeigte sich in ihrer Mitgliedschaft in der Zentrumspartei, die sie 1919 bis 1933 in der Stadtverordnetenversammlung vertrat.

Rückgang der Frauenmandate bis 1933

Bereits bei der 2. Wahlperiode des Reichstags 1924 zeichnete sich ein Rückgang der Frauenmandate ab. Statt der durch Nachrückerinnen bisher erreichten 41 Mandate reduzierte sich 1924 die Zahl der weiblichen Abgeordneten auf 29, 1925 auf 28 Frauen. Zwar stieg in den darauf folgenden Wahlperioden die absolute Zahl noch einmal an. Da aber die Zahl der Abgeordneten insgesamt anstieg, war dies trotzdem ein prozentualer Rückgang. Mit 39 weiblichen Abgeordneten bei der Reichstagswahl 1930 betrug der Frauenanteil nur noch 6,77%. Der Rückgang der Frauenmandate war, insbesondere bei Wahlverlusten, ein Phänomen, das alle Parteien betraf. Die Auswirkung von Wahlverlusten wirkte sich zudem überproportional auf die Kandidatinnen aus, da sie eher auf hinteren Listenplätzen aufgestellt wurden. Bei den Reichstagswahlen im November 1932 erreichten die Frauen noch einmal 35 Sitze und stellten damit 6% der Abgeordneten. Im März 1933 gewann die NSDAP, die eine Beteiligung von Frauen in der Politik kategorisch ablehnte und keine einzige Kandidatin aufstellte, 43,9% der Stimmen. Die Auswirkungen für die Vertretung der Frauen waren fatal, der Frauenanteil im Reichstag reduzierte sich auf nur noch 3,8%, d.h. 21 Abgeordnete.

Auch im Badischen Landtag sank der Frauenanteil kontinuierlich. Als 1933 aufgrund des Gesetzes zur Gleichschaltung der Länder der Landtag nicht mehr gewählt, sondern berufen wurde, gab es keine Frau mehr im Landesparlament. Ähnlich verlief die Entwicklung in Heidelberg. Bereits bei den Kommunalwahlen 1922 wurden nur noch acht Frauen gewählt, das entsprach einem Anteil von 9,5%. 1926 rutschte der Wert auf 7,1% ab, 1930 gab es noch einmal eine geringe Erhöhung auf knapp über 8%, was jedoch keine Trendwende darstellte.[46] Nach dem Gleich-

schaltungsgesetz vom 26. April 1933 befand sich auch in der Stadtverordnetenversammlung Heidelbergs keine einzige Frau mehr.

Abgeordnete aller Parteien analysierten den Mandatsschwund und führten ihn unter anderem auf die Platzierung der Frauen auf wenig aussichtsreichen Positionen der Wahllisten zurück. Deshalb setzten die weiblichen Zentrumsmitglieder 1920 eine erste Quotierungsregelung durch. In als sicher geltenden Wahlkreisen sollten auf dem zweiten Platz Kandidatinnen aufgestellt werden. Außerdem gründeten sie, so wie Frauen anderer Parteien auch, spezielle Frauengremien oder sorgten für mehr Einfluss ihrer Frauenorganisationen.[47]

1924 initiierten im BDF organisierte DDP-Abgeordnete eine großangelegte Aktion, um Druck auf die Parteien auszuüben. Wählerinnen sollten ihre Stimmabgabe davon abhängig machen, ob die bevorzugte Partei Kandidatinnen aufstellte. Sie befragten außerdem 157 Kandidatinnen und 31 Kandidaten über ihre Positionen hinsichtlich frauenspezifischer „Wahlprüfsteine". Auch über die Aufstellung reiner Frauenlisten oder die Gründung einer Frauenpartei wurde diskutiert. Doch waren die Vorüberlegungen so langwierig, dass schließlich keine Frauenliste zustande kam. Die Gründung einer separaten Frauenpartei scheiterte an der parteipolitischen Gebundenheit der Politikerinnen und lässt vermuten, dass auch die Wählerinnen ihr angestammtes politisches Milieu nicht für eine Frauenpartei aufgegeben hätten. Auch bei den Reichstagswahlen der folgenden Jahre führten mobilisierende Initiativen der Frauenbewegung nicht zu einer Zunahme der Mandate für Frauen.

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten wurden Frauen faktisch aus der Politik ausgeschlossen, wenn auch das Frauenwahlrecht formal nie abgeschafft wurde.[48] Die NSDAP lehnte eine weibliche Beteiligung an der Politik grundsätzlich ab und stellte bei Wahlen keine Kandidatinnen auf. Bei den Reichstagswahlen am 5. März 1933 wurden gerade einmal noch 21 Frauen gewählt, dies entsprach 3,8% der Abgeordneten. Wahrnehmen konnten sie ihre Mandate allerdings kaum noch, denn Terror und Verhaftung machten eine Teilnahme von SPD- und KPD-Abgeordneten – beiderlei Geschlechts – an den Sitzungen des Reichstags unmöglich. Lediglich die Abgeordneten von Zentrum, DNVP und BVP (Bayerische Volkspartei) waren keinen oder verhältnismäßig geringen Repressalien ausgesetzt.[49] Seit den Reichstagswahlen vom 12. November 1933 gab es keine weiblichen Abgeordneten mehr, denn es stand nur noch die NSDAP zur Wahl – und die stellte keine Kandidatinnen auf.

2018/2019: hundert Jahre später

Das 100-Jahr-Jubiläum des Frauenwahlrechts in Deutschland war Anlass zahlreicher Publikationen, Ausstellungen und Veranstaltungsreihen. In Heidelberg organisierte das Amt für Chancengleichheit im März 2018 ein zehntägiges Veranstaltungsprogramm zu Themen der politischen Partizipation von Frauen. Im November 2018 führte das Gleichstellungsbüro der Universität Heidelberg eine Veranstaltungswoche unter dem Titel „100 Jahre Frauenwahlrecht" durch. Im März 2019 veranstaltete die Arbeitsgemeinschaft der Heidelberger Frauenverbände und -gruppen eine Podiumsdiskussion mit den Kandidatinnen zur Gemeinderatswahl mit dem Titel „100 Jahre Frauenwahlrecht – Alles erreicht oder immer noch was zu tun?"

Anknüpfend an diese Frage ein paar aktuelle Zahlen. Bei den diesjährigen Heidelberger Gemeinderatswahlen wurden 20 Frauen und 28 Männer gewählt, der Frauenanteil beträgt also 41,7%. Gegenüber dem aktuellen Landesdurchschnitt mit 26,8%, der seit den Wahlen 2014 um 2,9% gestiegen ist, ist das ein hervorragender Anteil. Und es ist eine deutliche Verbesserung gegenüber dem Wahlergebnis von 2014. Vor fünf Jahren gab es 15 Gemeinderätinnen, was einem Anteil von 31% entsprach. Allerdings lag der Frauenanteil des Heidelberger Gemeinderates 2009 schon einmal bei 42%. Im Landtag von Baden-Württemberg gibt es derzeit 108 männliche und 35 weibliche Abgeordnete, das entspricht einem Frauenanteil von 24,5%. Im Vergleich hat Baden-Württemberg den niedrigsten Frauenanteil aller Länderparlamente. Der Deutsche Bundestag setzt sich aktuell aus 222 Frauen und 487 Männern zusammen, der Frauenanteil beträgt 31,3%.

Als Camilla Jellinek 1919 mit dem eingangs genannten Zitat den geringen Frauenanteil von unter 10% in den politischen Institutionen monierte, wird sie kaum geahnt haben, dass sich dies bis in die 1980er Jahre nicht ändern würde. Seitdem ist die Präsenz von Frauen zwar angestiegen, doch auch nach 100 Jahren Frauenwahlrecht sind Frauen immer noch nicht paritätisch vertreten.

Anmerkungen

1 Rechtsgültigkeit erlangte das Wahlrecht mit der „Verordnung über die Wahlen zur verfassungsgebenden Deutschen Nationalversammlung", dem Reichswahlgesetz, am 30.11.1918.

2 Camilla Jellinek: Der graue Alltag im Frauenstimmrecht, in: Die Frau. Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit, Bd. 26, Heft 11, August 1919, S. 340–343.

3 Rita Süßmuth, Bundestagspräsidentin a.D., im Interview: Schluss mit den Trippelschritten, in: Isabel Rohner, Rebecca Beerheide (Hg.): 100 Jahre Frauenwahlrecht. Ziel erreicht! … und weiter?, Sulzbach/Taunus 2017, S. 23f.

4 Zitiert nach Gisela Bock: Frauenrechte als Menschenrechte. Olympe de Gouges' „Erklärung der Rechte der Frau und der Bürgerin". Beitrag zum Themenschwerpunkt „Europäische Geschichte – Geschlechtergeschichte", in: Themenportal Europäische Geschichte, 2009, www.europa.clio-online.de/essay/id/fdae-1505. Online-Abruf am 20.7.2019.

5 Vgl. Kerstin Wolff: Geschichte des Frauenwahlrechts in Deutschland, 2018, www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/themen/geschichte-des-frauenwahlrechts-deutschland. Online-Abruf am 30.6.2019.

6 Vgl. Hedwig Dohm: Der Jesuitismus im Hausstand. Ein Beitrag zur Frauenfrage, Berlin 1873.

7 Ich folge hier und im Weiteren der in der Frauenforschung üblichen Kategorisierung in eine bürgerliche Frauenbewegung mit einem gemäßigten, einem radikalen und einem konfessionellen Flügel sowie eine proletarische Frauenbewegung. Vgl. z.B. Kerstin Wolff: Die Frauenbewegung organisiert sich, 2008, www.bpb.de/gesellschaft/gender/frauenbewegung/35256/aufbauphase-im-kaiserreich?p=all. Online-Abruf am 24.7.2019.

8 Zur Geschichte des Vereins: Ilona Scheidle: Vom landesmütterlichen Regiment zur bürgerlichen Massenorganisation: Der Badische Frauenverein – Zweigverein Heidelberg, in: Petra Nellen: Die Vergangenheit ist die Schwester der Zukunft. 800 Jahre Frauenstadtgeschichte in Heidelberg. Hrsg. von der Stadt Heidelberg, Amt für Frauenfragen, Ubstadt-Weiher, 1996, S. 241–252.

9 Chronik der Stadt Heidelberg für das Jahr 1897, S. 51. Das Volksheim befand sich in der Bienenstraße 12 und war Sitz des Vereins gegen den Missbrauch geistiger Getränke. Vgl. Webseite des Heidelberger Geschichtsvereins, www.s197410804.online.de/ABC/ABCkinotheater.htm. Online-Abruf am 20.7.2019.

10 Vgl. Bärbel Meurer: Marianne Weber. Leben und Werk, Tübingen 2010, S. 135.

11 Ebd., S. 87.

12 Ebd., S. 101.
13 Bei seiner Gründung hieß der Verein zunächst „Verein Frauenbildungs-Reform". 1899 wurde er umbenannt in „Verein Frauenbildung-Frauenstudium". Im Folgenden verwende ich einheitlich diese Bezeichnung.
14 Marie Bernays: Die Heidelberger Frauenbewegung in den Jahren 1907–1909, in: Chronik der Stadt Heidelberg 1907, S. 217.
15 Das Bürgerliche Gesetzbuch trat am 1.1.1900 in Kraft. Damit wurde ein einheitliches bürgerliches Recht für das Deutsche Reich geschaffen.
16 Vgl. Klaus Kempter: Die Jellineks 1820–1955. Eine familienbiografische Studie zum deutschjüdischen Bildungsbürgertum, Düsseldorf 1998, S. 382.
17 Camilla Jellinek war darüber hinaus Mitglied in mehreren BDF-Kommissionen und seit 1916 Mitglied des BDF-Vorstands, 1926–1930 Vorsitzende des Badischen Verbandes für Frauenbestrebungen (Dachverband der badischen Frauenbewegung). Sie war publizistisch ausgesprochen produktiv, insbesondere befasste sie sich mit juristischen Fragestellungen. 1930, zu ihrem 70. Geburtstag, verlieh ihr die Juristische Fakultät der Universität Heidelberg wegen ihres großen Engagements die Ehrendoktorwürde.
18 Chronik der Stadt Heidelberg für das Jahr 1910, S. 93.
19 Die Diskussion um das Gemeindebestimmungsrecht – das Recht der Gemeinden, bestimmte Fragen selbst zu regeln – zielte darauf ab, den Alkoholkonsum durch kommunale gesetzliche Regelungen einzudämmen.
20 Heidelberger Tageblatt, 6.10.1910, S. 4.
21 Heidelberger Tageblatt, 7.10.1910, S. 4.
22 Die Referentin führte England, Schweden, Finnland, Dänemark und Norwegen an. Vgl.: Bund Deutscher Frauenvereine. Teilnahmeliste, Programm, Berichte, Anträge, Satzung, Resolutionen und Presseberichte zur 9. Generalversammlung des BDF vom 6. bis 9. Oktober 1910 in Heidelberg, Helene-Lange-Archiv Berlin, B Rep. 235-01 MF-Nr. 2976-2981, S. 10.
23 Vgl. Birgitta Bader-Zaar: Politische Rechte für Frauen vor der parlamentarischen Demokratisierung. Das kommunale und regionale Wahlrecht in Deutschland und Österreich im langen 19. Jahrhundert. In: Hedwig Richter, Kerstin Wolff (Hgg.): Frauenwahlrecht. Demokratisierung der Demokratie in Deutschland und Europa, Hamburg 2018, S. 77ff.
24 Heidelberger Tageblatt, 7.10.1910, S. 5.
25 Bund Deutscher Frauenvereine (wie Anm. 22), S. 14.
26 Ebd., S. 16.
27 Ebd., S. 16.
28 Heidelberger Tageblatt, 8.10.1910, S. 4.
29 Vgl. Angelika Schaser: Frauenbewegung in Deutschland 1848–1933, Darmstadt 2006, S. 82ff.
30 Ebd., S. 84.
31 Vgl. ebd., S. 85.
32 Vgl. Marianne Weber, Camilla Jellinek: „Nationaler Frauendienst" in Heidelberg, in: Die Frau. Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit, Nr. 22, Heft 3, Dezember 1914, S. 167–170.
33 Vgl. Kempter (wie Anm. 16), S. 432f.
34 Marianne Weber: Lebenserinnerungen, Bremen 1948, S. 81.
35 Dies waren: die Vereinigte Staaten 1877, Australien 1902, Finnland 1906, Norwegen 1907, Dänemark und Island 1915, die Niederlande 1917. Vgl. Bundeszentrale für politische Bildung. Zeittafel: Einführung des Frauenwahlrechts in ausgewählten Staaten. www.bpb.de/apuz/277433/zeittafel-einfuehrung-des-frauenwahlrechts-in-ausgewaehlten-staaten. Online-Abruf am 22.07.2019.
36 Sie kandidierte für den Wahlkreis Schleswig-Holstein.
37 Die Daten wurden von Heide-Marie Lauterer nach dem Handbuch der Verfassungsgebenden Nationalversammlung Weimar 1919 zusammengestellt. Die Zahlen variieren je nach Stichtag der Zählung. Heide-Marie Lauterer: Parlamentarierinnen in Deutschland 1918/19 –1949, Königstein/Taunus 2002.
38 Vgl. Petra Schaffrodt: Nachlaßverzeichnis Dr. Marie Baum (1874–1964). Ein Leben in sozialer Verantwortung, Heid. Hs. 3675, Heidelberg 2000, S. 26.

39 Am 13.4.1919 wurde bei der Volksabstimmung über die Badische Verfassung auch dafür gestimmt, dass die Verfassungsgebende Versammlung als Landtag bis zum 15.10.1921 gelten sollte.
40 Vgl. z.B. Heidelberger Neueste Nachrichten vom 31.12.1918.
41 Vgl. Christiane Pfanz-Sponagel: Vom Frauenverein zum Mandat. Frauen, Frauenbewegung und Politik im Rhein-Neckar-Raum 1890–1933, Ludwigshafen 2004, S. 158.
42 Vgl. ebd., S. 158ff.
43 Die Zahlen basieren auf der Veröffentlichung der Wahllisten in den Heidelberger Neuesten Nachrichten, 20.5.1919, S. 4.
44 Die Daten wurden zusammengestellt aus: Heidelberger Neueste Nachrichten vom 20.5.1919, S. 4 und Rolf Maier: Kommunalwahlen in Heidelberg 1875–1984. Ergebnisse, Namen, Dokumente, Kommentare (Boxberg-Gymnasium, Schriftenreihe, 2), Heidelberg 1984, S. 57.
45 Die VBG war ein Zusammenschluss konservativer und wirtschaftlicher Interessengruppen; die DNVP und der Heidelberger Einzelhandel nahmen eine führende Position ein.
46 Vgl. Pfanz-Sponagel (wie Anm. 41), S. 226.
47 Vgl. Lauterer (wie Anm. 37), S. 157ff.
48 Vgl. ebd., S. 181.
49 Vgl. ebd., S. 181ff.

Weil die Sparkasse nah ist und auf Geldfragen die richtigen Antworten hat.

sparkasse-heidelberg.de

Sparkasse
Heidelberg

Dörte Kaufmann

„Heidelbergs Verbundenheit mit der Saar“

Saarpropaganda in Heidelberg zwischen 1919 und 1935

„Heidelbergs Verbundenheit mit der Saar“ – so titelte das Heidelberger Volksblatt am 7. Januar 1935.[1] Anlass war die feierliche Enthüllung eines „Saarmahnmals“ an der Südwestecke des Rathauses am Vortag durch Oberbürgermeister Carl Neinhaus. Das „Saar-Bekenntnis“[2] der Stadt Heidelberg erfolgte nur wenige Tage vor dem 13. Januar, an dem die Saarländer in einer Volksabstimmung für die Eingliederung des 1920 geschaffenen Saargebiets in das „Dritte Reich“ stimmten. Das Saargebiet und sein zukünftiges Schicksal waren zu diesem Zeitpunkt in der deutschen Öffentlichkeit gleichsam allgegenwärtig. Dies war nicht zuletzt auf eine intensive prodeutsche Propaganda verschiedener Protagonisten zurückzuführen. Versuche, durch Kommunikation und diverse Methoden der Öffentlichkeitsarbeit das Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen dem Saargebiet und dem Deutschen Reich zu fördern, wurden aber nicht nur im direkten Vorfeld der Abstimmung von 1935, sondern bereits unmittelbar seit Schaffung des Saargebiets durch den Versailler Friedensvertrag unternommen. Zielgruppe dieser Propaganda waren dabei nicht nur die Saarländer selbst, sondern auch die Bevölkerung im unbesetzten Deutschland, die über die Verhältnisse an der Saar „aufgeklärt“ und zum Einsatz für die Rückgliederung des Saargebiets mobilisiert werden sollte.

Untersuchungen, die sich mit der Saarpropaganda innerhalb einer einzelnen Region oder einer Kommune während der gesamten Saargebietszeit befassen, fehlen bisher. Für die Adressaten der Propaganda wurde diese aber gerade in ihrem alltäglichen, gewöhnlichen Umfeld greifbar und wahrnehmbar – und dies über 15 Jahre hindurch. Die Frage, inwieweit der „Saarkampf“ in einem bestimmten lokalen Raum präsent war, ist daher durchaus von Interesse. Die Stadt Heidelberg befand sich als grenznahe Stadt in vergleichsweise geringer räumlicher Distanz zum Saargebiet. Die Anwesenheit gebürtiger Saarländer, die in der Regel den „Kern“ der lokalen Propaganda des Bundes der Saarvereine bildeten, ist zudem schon durch die Universität, die Studenten und Wissenschaftler weit über die Grenzen der Region hinaus anzog, zu erwarten. Es überrascht daher nicht, in Heidelberg Beispiele für „Saaraktivitäten“ zu vermerken.[3] Ein vollständiger Überblick und eine eingehende Analyse aller Heidelberger Veranstaltungen mit Saar-Bezug kann im Folgenden nicht geleistet werden. Vielmehr soll ein Blick auf einzelne repräsentative Beispiele geworfen werden, welche die verschiedenen Methoden und Medien, derer sich die Saarpropaganda bediente, widerspiegeln. Auch verschiedene Protagonisten des „Saarkampfes“ (Universität, Bund der Saarvereine, Stadtverwaltung, NS-Organisationen) und ihre Zielsetzungen werden in den Blick genommen. Die „alltägliche“ Propaganda des örtlichen Saarvereins soll ebenfalls beleuchtet werden. Eine umfassende Analyse der Ortsgruppe etwa in Hinblick auf ihre Sozialstruktur und ihre Mitgliederentwicklung würde den Rahmen dieses Aufsatzes dagegen sprengen. Die folgenden Ausführungen verstehen sich vielmehr als Anregung zu tiefergehenden Forschungen zur örtlichen Saarpropaganda. Auf die Etablierung von Saarbezügen im öffentlichen Raum

wird im Folgenden nur am Beispiel des Saardenkmals von 1935 eingegangen. Untersucht werden könnten z.B. noch die Initiativen zur Benennung von Straßen[4] – in Heidelberg sind hier die heute noch existierende Saarstraße sowie der Jakob-Johannes-Weg anzuführen.[5]

Als Quellen werden für diese Untersuchung vor allem die Berichte in der lokalen Presse, welche die Präsenz der Saarpropaganda in der Stadt widerspiegeln, sowie die Berichte der Ortsgruppe des Saarvereins in der Bundeszeitung „Saar-Freund" herangezogen, die ein Licht auf die Zielsetzungen und den Alltag der lokalen Vereinigung werfen. Darüber hinaus liegt im Stadtarchiv Heidelberg eine einschlägige Akte zum Saardenkmal und zu Saarurlaubern in der Stadt vor.[6] Nicht eingesehen werden konnten – bis auf wenige einzelne Schriftstücke aus den Jahren 1933/34 – zwei Akten zur Heidelberger Ortsgruppe des Saarvereins aus dem Bestand Bund der Saarvereine im Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde.[7] Auch hier versteht sich der Beitrag als Anregung für weitere Forschungen. Eine Auswertung des Bestands erscheint umso wichtiger, als die Parallelüberlieferung der Ortsgruppe im Stadtarchiv Heidelberg nicht vorhanden ist. Der folgende Überblick über die Saarpropaganda in Heidelberg zwischen 1919 und 1935 hofft weitere Recherchen zu vereinfachen und will den Blick auf ein bisher weniger bekanntes Thema der Heidelberger Lokalgeschichte lenken, das im Alltag der Zeitgenossen aber nichtsdestoweniger äußerst präsent war.

Das Saargebiet als eigenständige politische Einheit entstand erst 1919 durch den Versailler Friedensvertrag aus Teilen der ehemaligen preußischen Rheinprovinz und der bayerischen Pfalz. Durch das Saarstatut wurde das neugeschaffene Gebiet für 15 Jahre der treuhänderischen Verwaltung des Völkerbunds unterstellt. Anschließend sollte die saarländische Bevölkerung durch eine Volksabstimmung darüber entscheiden, ob der Status quo (Völkerbundverwaltung) beibehalten werden, oder aber eine Rückgliederung des Saargebiets an Deutschland bzw. eine Angliederung an Frankreich erfolgen solle. Obwohl das Saarstatut einen Kompromiss zwischen den Interessen Frankreichs, das aus militärischen und wirtschaftlichen Gründen eine Annexion des Saarlands angestrebt hatte, und dem von den Vereinigten Staaten in Versailles vertretenen Grundsatz der nationalen Selbstbestimmung darstellt, wurde die Loslösung des Saargebiets vom Deutschen Reich in weiten Teilen der Bevölkerung als Unrecht empfunden.[8] Je näher der Tag der Abstimmung über das künftige politische Schicksal des Saargebiets rückte, desto mehr ging der verbreitete Widerwillen gegen den Status quo dann in einen regelrechten Propagandakampf über, der tiefe Gräben in die saarländische Bevölkerung riss. Besondere Brisanz gewann die Abstimmungsfrage durch die nationalsozialistische Machtergreifung, welche die Bevölkerung vor die Alternative stellte, sich entweder dem nationalsozialistisch beherrschten Deutschen Reich anzuschließen oder die endgültige Loslösung des Saargebiets vom Reich zu befürworten. Zu einer Mobilisierung der Bevölkerung infolge des Saarstatuts kam es jedoch nicht nur innerhalb des Saargebiets. Noch während der Versailler Friedensverhandlungen wurde im Februar 1919 in Berlin auf Initiative von Vertretern preußischer Ministerien und der saarländischen Privatwirtschaft ein „Ausschuss für den Saargebietsschutz"[9] gegründet, der bis zum endgültigen Abschluss des Friedensvertrags etwa 30 Propagandakundgebungen im Reichsgebiet organisierte, durch welche die Bevölkerung gegen die französischen Annexionspläne mobilisiert werden sollte. Nach der Abtrennung des Saargebiets vom Reich durch das Saarstatut bis zur Abstimmung von 1935 wurde die

nichtstaatliche Saarpropaganda vor allem von der als Nachfolger des Saargebietsschutzes gegründeten Geschäftsstelle Saar-Verein und dem Bund der Saarvereine getragen, der als Dachverband für die zumeist auf Initiative der Geschäftsstelle und ihres Geschäftsführer Theodor Vogel gegründeten lokalen Saarvereine fungierte. Spätestens seit Mitte der 1920er Jahre fassten die Saarvereine im gesamten Reichsgebiet Fuß. Ihre Aktivitäten, die sämtlich das Ziel verfolgten, die Zusammengehörigkeit von Saarländern und Deutschen zu demonstrieren und zu propagieren und die „Saarlandfrage" im gesamtdeutschen Bewusstsein wach zu halten, erstreckten sich von Geselligkeitspflege über die Organisation von Festen, Feiern und Vorträgen zu saarbezogenen Themen bis hin zur Veranstaltung von örtlichen Saarkundgebungen.

1. März 1919: Die Universität protestiert

In Heidelberg fand bereits vor Abschluss des Versailler Friedensvertrags am 1. März 1919 eine Protestkundgebung von Lehrkörper und Studentenschaft „gegen Frankreichs Anspruch auf Pfalz und Saarbecken" statt.[10] Die Veranstaltung wurde unabhängig vom Saargebietsschutz organisiert[11] – möglicherweise auf Initiative der kurz zuvor unter anderem von den liberalen Heidelberger Gelehrten Max Weber und Hermann Oncken zur Widerlegung der alliierten Kriegsschuldthese ins Leben gerufenen Heidelberger Vereinigung für eine Politik des Rechts.[12] In ihren Vorträgen hoben der Geschichtswissenschaftler Oncken und sein Fachkollege Wolfgang Windelband im Sinne der Heidelberger Tradition einer „politisch wirkenwollenden Geschichtsschreibung"[13] den „historischen Rechtsanspruch" der Deutschen auf die besetzten „urdeutschen"[14] Gebiete hervor.[15] Der Soziologe Max Weber referierte über die wirtschaftlichen Aspekte der Abtrennung des Saargebiets und seiner Bodenschätze vom Reich.[16] Eingebunden wurde in die Kundgebung auch ein saarländischer Student der Ruperto Carola, der seine Kommilitonen aufforderte, „in dem geistigen Kampf" um die Verteidigung der deutschen Grenzlande nicht nachzulassen.[17]

Die Reden der Heidelberger Gelehrten weisen bereits die typischen Motive der Saarpropaganda auf, die in den folgenden Jahren immer wieder in Presse und Reden begegnen:[18] Außer mit der völkerrechtlichen Zugehörigkeit des Saargebiets zum „Reichskörper"[19] wurde vor allem mit der „Stammes-, Sprach- und Blutsverwandtschaft"[20] und der „urdeutschen" Gesinnung der Saarländer[21] argumentiert. Auch das „Erbfeindmotiv" wurde nicht ausgelassen: Oncken und Windelband versuchten, eine direkte Linie von den französischen Annexionsbestrebungen seit Ludwig XIV. und Napoleon I. zur Besetzung des Saarbeckens und der Pfalz zu ziehen.[22] Mit diesen Thesen wurde zugleich die besondere Beziehung Heidelbergs und der Ruperto Carola (s.o.) zum Schicksal der Saar unterstrichen und das Heidelberger Schloss – seit dem 19. Jahrhundert immer wieder als Symbol für die französischen Eroberungspolitik ins Spiel gebracht[23] – wirkungsvoll in die Argumentation eingebaut. Das Engagement für die Beibehaltung des Saargebiets war durchaus ‚gesellschaftsfähig' und unabhängig von politischen Richtungen in der Bevölkerung verankert. Oncken etwa als einer der Hauptredner der Veranstaltung zählte zum linken Flügel der Nationalliberalen Partei, deren Heidelberger Ortsgruppe er jahrelang leitete.[24] Auch der Heidelberger Nationalökonom und ehemalige Rektor der Universität Heidelberg Eberhard Gothein, der 1919 für die linksliberale Deutsche Demokratische Partei in die badische verfassunggebende Versammlung gewählt wurde, äu-

ßerte sich bereits im März 1919 in einem Beitrag zur „wirtschaftlichen Zugehörigkeit des Saargebietes zu Deutschland".[25] Es bestand also auch über die direkte Organisation der Protestversammlung hinaus im Heidelberger Lehrkörper Interesse und Engagement für die Saarfrage.

2. Zwischen Protest und Tombola: Die Heidelberger Ortsgruppe des Saarvereins

Ein Saarverein ist für Heidelberg schon für März 1920 nachzuweisen.[26] Damit zählte die Heidelberger Ortsgruppe zu den ersten neun örtlichen Saarvereinen überhaupt und zugleich zu denjenigen lokalen Gruppen, die bei der Gründung des Dachverbands Bund der Saarvereine bereits existierten. In der Frühzeit der Saarvereinsbewegung erfolgten Gründungen in der Regel ‚von oben', wobei oftmals persönliche Kontakte des Geschäftsstellenleiters Theodor Vogel zu ausgewiesenen Saarländern eine Rolle spielten. Inwieweit Vogel auch an der Heidelberger Gründung beteiligt war, ist nicht bekannt. In einem Bericht im Saar-Freund anlässlich der Jahrestagung des Bundes der Saarvereine in Heidelberg 1928 wird der Anstoß zur Gründung der Ortsgruppe mit dem Kunsthistoriker und langjährigen Direktor der Städtischen Kunst- und Altertümersammlung, dem späteren Kurpfälzischen Museum, Karl Lohmeyer, einem gebürtigen Saarbrücker, in Verbindung gebracht.[27] Lohmeyer zeigte zwar in seinen schriftlichen Äußerungen durchaus Sympathie für die „Saarfrage",[28] erwähnt aber in seinen posthum erschienenen Erinnerungen lediglich die ihm anlässlich der Bundestagung des Bundes der Saarvereine 1928[29] verliehene Ehrenmitgliedschaft.[30] Eine Beteiligung an der Gründung des Heidelberger Saarvereins oder sonstige Hinweise auf die Ortsgruppe finden sich dagegen nicht. Auch in Lohmeyers Nachlass im Stadtarchiv Saarbrücken setzt die Überlieferung zum Saarverein in einer einschlägigen Akte zu den Mitgliedschaften Lohmeyers in politischen und gesellschaftlichen Vereinigungen erst mit der Heidelberger Bundestagung von 1928 ein,[31] so dass eine aktive Initiative Lohmeyers zur Gründung des Heidelberger Saarvereins eher fraglich erscheint. Die Heidelberger Ortsgruppe entwickelte sich jedenfalls durchaus wunschgemäß. In einer Auflistung in einem internen Verzeichnis des Bundes der Saarvereine von 1926 wird bereits eine Mitgliederstärke von 80 Personen vermerkt. Damit liegt Heidelberg im mittleren Größenbereich der 59 dort aufgeführten Ortsgruppen, die jeweils zwischen 40 und 200 Mitglieder aufwiesen. Als Vorsitzender der Ortsgruppe wird 1920 der Hauptmann a.D. Emil Braun genannt.[32] Der Vorsitz scheint in der ersten Zeit häufiger gewechselt zu haben,[33] zwischen 1924 und 1928 wird dann im Stadtbuch der Stadt Heidelberg als Vorsitzender durchgehend Berthold Wegner als Vorsitzender genannt.[34] Im Sommer 1928, als die Bundestagung des Bundes der Saarvereine in Heidelberg stattfand, fungierte aber offenbar wieder der Ingenieur Emil Woll, der schon 1922 dieses Amt inne gehabt hatte, als Vorsitzender.[35] Dass Heidelberg früh einen eigenen Saarverein hatte, ist sicherlich auf die Tatsache zurückzuführen, dass sich durch die Universität viele Saarländer in der Stadt aufhielten. Dies legt auch die Tatsache nahe, dass der örtliche Saarverein – auch wenn der Vorsitzende selbst nicht aus den Reihen der Universität stammte – in seiner Organisation und seinen Aktivitäten eine enge Verbindung zur Universität aufwies. Als Geschäftsjahre fungierten die jeweiligen Semester,[36] zu Se-

mesterende fanden besondere Abschlussveranstaltungen statt.[37] In den neuen Satzungen der Ortsgruppe, über die im November 1921 beraten wurde, sollte die Anpassung der Geschäftsjahre an die jeweiligen Universitätssemester aus Rücksicht darauf, dass die Mehrzahl der Mitglieder an der Universität tätig seien, bewusst beibehalten werden. Zudem wurde ein eigener ermäßigter Mitgliedsbeitrag für Studierende festgelegt.[38] Auch bei Veranstaltungen wurde die Universität einbezogen, so hielt die Ortsgruppe am 26. Mai 1924 einen gemeinsamen Vortragsabend mit dem Grenz- und Auslandsamt der deutschen Studentenschaft ab, bei der auch zwei Vertreter der „akademischen Jugend" zu Wort kamen.[39] Über die Aktivitäten und den Alltag der Ortsgruppe geben die Berichte Auskunft, die die Ortsgruppe Heidelberg an das Presseorgan des Bundes der Saarvereine, den halbmonatlich erscheinenden Saar-Freund, sandte. Folgt man diesen Anzeigen, machte der örtliche Saarverein vor allem zwei Mal durch besonders große Kundgebungen in der Öffentlichkeit auf sich aufmerksam. Über eine erste „große Saarländer-Kundgebung" in Heidelberg wird bereits am 1. Dezember 1920 berichtet. Eine zweite größere „Protest- und Trauerkundgebung" fand in Heidelberg anlässlich der Ruhrbesetzung statt,[40] in der von den Zeitgenossen eine Parallele zum Schicksal des besetzten Saargebiets mit seinen Bodenschätzen gesehen wurde.[41] Folgt man den im Bericht paraphrasierten Grußworten Wolls zu Beginn der Veranstaltung, waren „Tausende von Einwohnern"[42] dem Aufruf zum öffentlichen Protest gegen die Ruhrbesetzung gefolgt. Der Saar-Verein wurde also in der städtischen Öffentlichkeit – selbst wenn diese Zahlen übertrieben sein mögen – durchaus wahrgenommen. Das entsprach den Zielen des Vereins, „Aufklärungsarbeit"[43] über den Zustand des Saargebiets zu betreiben und sich durch „größere Veranstaltungen" an die „breitere Öffentlichkeit" zu wenden.[44] Das städtische Bürgertum konnte dabei außer durch Großveranstaltungen gerade auch durch die Geselligkeitspflege erreicht werden, die bei der Heidelberger Ortsgruppe ebenso wie bei anderen lokalen Saarvereinen im Mittelpunkt der alltäglichen Vereinsarbeit gestanden zu haben scheint. Wöchentliche Treffen der Ortsgruppe fanden jeden Freitagabend in der Kümmelspalterei in der Heidelberger Hauptstraße 117 statt.[45] Darüber hinaus wird über Fahrten ins Neckartal mit einem abschließenden Sommerfest in den Räumen des Kurgartens zu Neckargmünd, wozu „der Damenflor der Heidelberger Bürgerschaft" erschienen sei,[46] ebenso berichtet wie über Liederabende[47] und für „ununterbrochene Lachsalven" sorgende Mundartvorträge.[48] Dass der Saarverein mit seinen Aktivitäten fest im Heidelberger Gesellschafts- und Kulturleben verankert war, belegt die Beteiligung von Heidelberger Vereinen oder auch dem Stadttheater an einzelnen Veranstaltungen,[49] was sicher zugleich deren Anziehungskraft erhöhte. Zu einer Wohltätigkeitsveranstaltung mit Tombola zugunsten ausgewiesener Saarländer und „notleidender Schwestern und Brüder im Saargebiet" unter dem Protektorat der Gattin des Universitätsrektors Georg Beer etwa kamen laut Heidelberger Presse rund 2500 Menschen in die Stadthalle.[50]

3. „Vaterland, Saardeutschland ruft dich!" Die Jahrestagung des Bundes der Saarvereine 1928 in Heidelberg

Endgültig in der gesamten Stadt präsent dürfte die Saarvereinsarbeit und die Saarpropaganda dann Ende Juni/Anfang Juli 1928 gewesen sein, als die 8. Jahrestagung

des Bundes der Saarvereine unter dem Motto „Vaterland, Saardeutschland ruft dich!"[51] in Heidelberg stattfand. Die jährlichen Bundestagungen dienten nicht nur der Binnenstabilisierung und der Identitätsstiftung innerhalb des Bundes und seiner Ortsgruppen und der Klärung vereinsinterner Fragen, sondern hatten auch das Ziel, die Saarfrage in die breitere Öffentlichkeit zu tragen. Den Höhepunkt der Tagungen bildete daher jeweils eine öffentliche Saarkundgebung, die durch Einbindung von Elementen traditioneller bürgerlicher Festkultur[52] und von Reden einzelner Repräsentanten der im Reichstag vertretenen politischen Parteien auf eine Emotionalisierung der Teilnehmer setzten.[53] Heidelberg wurde 1928 vor allem aufgrund seiner räumlichen Nähe zum Saargebiet[54] als Tagungsort ausgewählt. Die Tagung kann mit der erstmaligen Beteiligung fast aller aktiven Ortsgruppen und der Teilnahme von 1200 saarländischen Sängern sowie weiterer circa 5000 in Sonderzügen angereisten Saarländern zu einer der größeren Bundestagungen gezählt werden. Die Saarfrage war insofern schon aufgrund der Anwesenheit der Tagungsteilnehmer im Stadtbild allgegenwärtig. Zusätzlich wurden zu Tagungsbeginn durch Flugzeuge der Süddeutschen Lufthansa Flugzettel mit Saarpropaganda über Heidelberg abgeworfen.[55] Auch die weiteren Veranstaltungen im Laufe der nächsten Tage sprachen bewusst auch die Heidelberger Bevölkerung an. Schon die Ankunft der saarländischen Sänger am Nachmittag des 30. Juni 1928 wurde durch einen offiziellen Empfang der Gäste am Bahnhof durch ein Empfangskomitee, dem u.a. der Vorsitzende der Heidelberger Ortsgruppe des Bundes der Saarvereine Emil Woll angehörte, und durch einen von der Röchlingschen Hüttenkapelle begleiteten „Einzug" der Saarländer in Heidelberg zu einer kleinen „Saarkundgebung" stilisiert.[56] Am Abend des 30. Juni wurde dann die Saarpropaganda durch die Veranstaltung eines Festkonzerts der aus dem Saarland angereisten Chöre und einen anschließenden „Saar-Unterhaltungsabend" mit Beteiligung von Heidelberger Vereinen geschickt in das gesellschaftliche und kulturelle Leben der Stadt integriert. Den Höhepunkt der Bundestagung bildete am Nachmittag des 1. Juli die große öffentliche Saarkundgebung auf der Terrasse des Heidelberger Schlosses, die auch über den Rundfunk übertragen wurde. Anwesend waren laut Bericht im Saar-Freund neben den angereisten Saarländern „tausende von Heidelberger Bürgern".[57] Die Universität stach durch die Chargierten und die Fahnen der studentischen Korporationen sichtbar aus der Menge heraus. Durch die Schilderung der zahlreichen Teilnehmer unterstreicht der Bericht im Organ des Bundes der Saarvereine dabei ganz bewusst die Zusammengehörigkeit von Saargebiet und unbesetztem Deutschland und die gemäß Saarpropaganda alle Bevölkerungsgruppen verbindende Forderung nach einer Rückgliederung des Saargebiets: „In glühender Julihitze hatten sich hier Saargebietler, Saarfreunde, Bürger, Studenten, Sänger, Turner, Männer und Frauen, alt und jung eingefunden. Hunderte von Fahnen studentischer Korporationen, die Wimpel von Jugendgruppen, die Chargierten der Heidelberger Korps, die Völklinger Hüttenkapelle, die Saar-Mädel in blauweißer Tracht mit Fähnlein usw. brachten ein farbenfreudiges Bild in die im Übrigen dicht an dicht stehenden Menschenmassen".[58] Die Verbundenheit Deutschlands mit dem Saargebiet sollte auch durch die Tatsache deutlich gemacht werden, dass während der Kundgebung auf dem Schloss Beiträge der angereisten Chöre aus dem Saargebiet neben Vorträgen des Heidelberger Sängerverbands standen. Den Mittelpunkt der Veranstaltung bildeten aber nicht die musikalischen Aufführungen, sondern die Reden des Vorsitzenden des Bundes der Saarvereine Otto

Saar-Kundgebung des Bundes der Saarvereine im Schlosshof von Heidelberg am 1. Juli 1928 (Foto: Max Wentz, Saarbrücken; Eigentum des Historischen Vereins für die Saargegend e.V., deponiert im Landesarchiv Saarbrücken, B HV 801/1)

Andres, des Heidelberger Ersten Bürgermeisters Friedrich Karl Wielandt, des Vorsitzenden des Saar-Sängerbundes Hans Bongard und des Zentrumspolitikers Reichsministers a.D. Johannes Bell[59] – immerhin 1919 Mitunterzeichner des Versailler Friedensvertrags. Mit der Abhaltung der Kundgebung im Heidelberger Schlosshof wurde bewusst auf die Symbolwirkung des im Pfälzischen Erbfolgekrieg von französischen Truppen zerstörten Schlosses gesetzt. Wie die Redner der Protestkundgebung 1919 griffen die Referenten diese Assoziation in ihren Beiträgen gerne auf. Während Bongard betonte, dass die Schlossruinen eindringlicher „von Volksnot" sprächen, „als Menschenzungen es vermöchten",[60] und Andres sie eine „gewaltige bleibende Warnung" nannte,[61] sah Bell das Heidelberger Schloss zugleich als Symbol für eine Erneuerung Deutschlands durch eine Revision des „Versailler Machtspruch[s]": „Das alte Heidelberger Schloß, vor Jahrhunderten grausam verwüstet und zerstört, wurde durch geniale deutsche Schaffenskraft in altem Glanze so prächtig erneuert, wie es heute vor unseren bewundernden Blicken dasteht".[62] Wie in den Reden wurde auch beim offiziellen Abschluss der Heidelberger Saarkundgebung am Abend des 1. Juli 1928 durch eine Beleuchtung des Schlosses und der Alten Brücke die gesamte Stadt und Landschaft mit ihrer Geschichte durch eine geschickt inszenierte Choreographie in die Saarpropaganda eingebunden.[63]

4. Der gleichgeschaltete Saarverein

Nach dem Höhepunkt der Saarvereinsarbeit in Heidelberg, der Bundestagung des Bundes der Saarvereine im Jahre 1928, scheint es in der örtlichen Vereinsarbeit ei-

nen Einbruch gegeben zu haben. Schon ab 1929 erscheint in den Stadtbüchern der Stadt Heidelberg kein Eintrag mehr für den Saarverein. Die Ortsgruppe sei seit zwei Jahren „eingeschlafen", formulierte es die Heidelberger Studentenschaft 1933 in einem Schreiben an die Geschäftsstelle „Saar-Verein" lapidar.[64] Zu einer Wiederbelebung – allerdings unter gänzlich verändertem Charakter – kam es erst nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten im näheren Vorfeld der Saarabstimmung.

Die nationalsozialistische Herrschaftsübernahme im Januar 1933 markierte insgesamt einen Einschnitt in der Arbeit des Bundes der Saarvereine und seiner Ortsgruppen. Mit Gustav Simon, dem Gauleiter von Koblenz-Trier-Birkenfeld, trat im Juli 1933 ein Nationalsozialist an die Spitze des Bundes der Saarvereine, der den Bund als Instrument zu nutzen suchte, um seinen politischen Einfluss in Saarangelegenheiten innerhalb des Reichs zu steigern und bei der zu erwartenden Rückgliederung des Saargebiets ans Deutsche Reich eine entscheidende Rolle zu spielen.[65] Im Oktober 1933 versandte der neue Bundesvorsitzende ein Rundschreiben an die einzelnen Ortsgruppen, in dem er im unmittelbaren Vorfeld der Abstimmung von 1935 von den lokalen Vereinigungen eine „gesteigerte Propagandatätigkeit" einforderte.[66] Zusätzlich ordnete er einen „festeren Zusammenschluß" der Mitglieder und die Herstellung einer „straffen" Organisation in den Ortsgruppen an. Konkret bedeute das die Einführung des „Führerprinzips". Führer der Ortsgruppe sollte in der Regel der bisherige Vorsitzende sein, allerdings seien „Nichtarier" oder „Marxisten" aus den Vorständen der Ortsgruppen zu entfernen. Der Ortgruppenführer[67] sollte – ebenfalls unter Berücksichtigung bisher bewährter Personen – seine Mitarbeiter ernennen. Zusätzlich wurde die Ernennung eines Presse- und Propagandawarts empfohlen. „Marxisten" und „Nichtariern" war die Mitgliedschaft im Bund der Saarvereine nun generell untersagt.[68] Jede Ortsgruppe hatte ab sofort Kontakt mit der jeweiligen Ortsgruppe der NSDAP aufzunehmen und die Durchführung propagandistischer Veranstaltungen oder Kundgebungen mit dieser abzustimmen. Redner bei Veranstaltungen mussten nun bei der Bundesleitung angefordert bzw. angemeldet werden.[69] Protest gegen die neuen Regelungen in den Ortsgruppen blieb aus. Sofern Stellungnahmen der lokalen Vereinigungen auf die Machtergreifung überliefert sind, fielen diese positiv aus.[70] Im Zuge der „Mobilisierungskampagne" Simons seit Oktober 1933 kam es zudem zu zahlreichen Neugründungen von Ortsgruppen.[71] Anders als die etablierten Vereinigungen waren diese zum größten Teil reine „Zweckgründungen" zur Erfassung der Abstimmungsberechtigten vor 1935.[72] Auch die vor 1933 bestehenden Ortsgruppen änderten jedoch ihren Charakter. Der landsmannschaftliche Gedanke und die Geselligkeitspflege traten zugunsten der eingeforderten stärkeren Propagandatätigkeit zurück. Nationalsozialistische Rituale und nationalsozialistisches Liedgut wurden kritiklos übernommen.[73]

Eine Neubelebung der Heidelberger Saarvereinsarbeit lag angesichts der Mobilisierungskampagne Simons und der politischen Stimmung nach der Machtergreifung sowie der nun in absehbarer Zeit bevorstehenden Saarabstimmung gleichsam in der Luft. Sie scheint dabei in erster Linie von der vom nationalsozialistischen Studentenbund (NSDtB) dominierten Heidelberger Studentenschaft ausgegangen bzw. beeinflusst worden zu sein. Die Heidelberger Studentenschaft – Mitglied der 1919 gegründeten deutschen Studentenschaft, in der die Studentenausschüsse aller deutschen und österreichischen Hochschulen vertreten waren – fungierte seit 1932 wieder als Gesamtvertretung aller Heidelberger Studierenden, nachdem ihr 1931 nach

einer Hetzkampagne der rechten AStA-Mehrheit gegen den Pazifisten und Juden Emil Julius Gumbel kurzzeitig die staatliche Anerkennung entzogen worden war.[74] Der Hochschulgruppenführer des NSDtB Gustav Adolf Scheel war in Personalunion zugleich Führer der Heidelberger Studentenschaft.[75] Neben dem Führer der Studentenschaft hatten die Leiter der einzelnen Hauptämter – darunter auch ein Hauptamt für Grenzland- und Außenpolitik, dem seinerseits das Saaramt unterstellt war - wichtige Funktionen inne.[76]

Der „Saararbeit" wurde von der Studentenschaft einige Bedeutung beigemessen. Im Sommersemester 1933 veranstaltete sie am 24. Juni eine große Saarkundgebung in Heidelberger Stadthalle mit anschließendem Fackelzug in den Heidelberger Schlosshof, wo neben Vertretern der badischen Regierung und dem Rektor der Universität Heidelberg Andreas sowie dem Gastredner Kommerzienrat Röchling u.a. auch der Heidelberger Oberbürgermeister Neinhaus auftrat und im Namen des Stadtrats eine Spende für die „Saarkämpfer" in Aussicht stellte.[77] Zur Teilnahme an der Saar-Kundgebung waren vorab alle Studenten, die Mitglieder der Studentenschaft waren, zwangsverpflichtet worden.[78] Die feierliche Kundgebung im Schlosshof, an der auch in einem Sonderzug angereiste Gäste aus dem Saarland teilnahmen, weckte sicher nicht nur in einem der Festredner, dem saarländischen Pfarrer Wilhelm, Erinnerungen an die Bundestagung von 1928.[79] Erinnerungen an frühere Heidelberger Aktivitäten im Zuge der Saarpropaganda wurden offenbar auch in Emil Woll wach, der anscheinend offiziell noch als Vorsitzender des örtlichen Saarvereins fungierte. Zwei Tage nach der Veranstaltung sandte Woll einen Bericht über die Kundgebung, zu der er von der Studentenschaft eingeladen worden war, an die Geschäftsstelle „Saar-Verein" mit der Bitte, an ihn eine Aufforderung zu richten, dafür Sorge zu tragen, „dass die Ortsgruppe wieder hergestellt und von ihrer alten glühenden Heimatliebe wieder beseelt werde".[80] Es sei kein „schlechter Wille" von ihm gewesen, dass er die letzten Jahre „nichts getan" habe, das müsse aber jetzt wieder anders werden, da der „Kampf noch nicht zu Ende" sei. Es sei, so Woll, eine „heikle Sache", als Vertreter einer Ortsgruppe zu fungieren, die in Wirklichkeit gar nicht mehr bestehe, das Gefühl des Unbehagens habe er „trotz der wunderbaren Kundgebung" nicht los werden können. Dass Woll die Geschäftsstelle bat, in der Aufforderung zur Neubelebung der Ortgruppe nicht auf sein eigenes Schreiben Bezug zu nehmen, lässt vorausgegangene Spannungen in der lokalen Saar-Vereinigung vermuten. Das legen auch die weiteren Ereignisse nahe. Als die Geschäftsstelle der Bitte Wolls nachgekommen war, intervenierte die Heidelberger Studentenschaft. Vermutlich der Leiter des Hauptamts für Grenzland- und Außenpolitik, cand. iur. Gustav Graf Wedel, richtete im September 1933 ein Schreiben an die Geschäftsstelle, in dem er darlegte, dass er sich seit mehreren Monaten für die Wiederbelebung der Ortsgruppe interessiert habe, da diese seit zwei Jahren „eingeschlafen" sei und bis dahin unter der Leitung eines Mannes gestanden habe, der, wie es scheine, „unter den dortigen Saarländern nicht das notwendige Ansehen" besitze.[81] Anschließend fand eine persönliche Besprechung mit Wedel in der Geschäftsstelle statt.[82] Ein Beschluss scheint dabei noch nicht gefasst worden zu sein, denn im November ging ein weiteres Schreiben der Studentenschaft bei der Geschäftsstelle ein, in dem sie darlegte, „dass angesichts der neuen Forderung an die Tätigkeit der Saarvereine die Persönlichkeit des Herrn Woll als Führer der dortigen Ortsgruppe für vollständig ungeeignet gehalten" werde.[83] Die Quelle lässt zum ei-

nen offen, ob die Bedenken gegen Woll lediglich von der Studentenschaft ausgingen oder auch von der Basis der Ortsgruppe geteilt wurden. Zum anderen geht aus dem Schreiben nicht hervor, ob der nationalsozialistisch dominierte Studentenbund politische Vorbehalte gegen Woll hegte oder ob persönliche Differenzen im Vordergrund standen. Hier könnte die weitere Korrespondenz mit der Heidelberger Studentenschaft und der Ortsgruppe Heidelberg im Bestand Bund der Saarvereine im Bundesarchiv eventuell Aufschluss geben. Der Hinweis auf die „neue Forderung an die Tätigkeit der Saarvereine" legt jedenfalls nahe, dass von der Studentenschaft anstelle der bisherigen landsmannschaftlichen Geselligkeitspflege in Anlehnung an die traditionelle-bürgerliche Vereinskultur eine im Sinne der NS-Ideologie geprägte stärkere politische Tätigkeit des örtlichen Saarvereins gewünscht war. Die Geschäftsstelle „Saar-Verein" zeigte allerdings kein großes Interesse daran, sich in die internen Heidelberger Angelegenheiten zu mischen. Man habe den Ortsgruppen seit der Gründung des Bundes der Saarvereine „jegliche Selbständigkeit" gelassen. Woll einen alternativen, „mehr ehrenvollen als maßgebenden Posten" in der neuen Vereinsleitung zuzuweisen, sei zudem angesichts des neuen Führerprinzips nicht möglich. Aber, so legte die Geschäftsstelle der Studentenschaft am 27. November 1933 nahe, „gerade auf Grund des Führerprinzips dürfte es doch ohne Weiteres sich ermöglichen lassen, für die dortige Ortsgruppe denjenigen Führer zu ernennen, der sich für eine Neubelebung besonders" eigne.[84] Im weiteren Verlauf wurde nun – entsprechend der im gleichgeschalteten Bund der Saarvereine gewünschten engen Verbindung zwischen den lokalen Saarvereinen und der NSDPAP vor Ort – auch die NSDAP-Kreisleitung in Heidelberg in die Diskussion um den örtlichen Vorsitzenden einbezogen. Ob hier wiederum die Studentenschaft als „Vermittler" fungierte, bleibt offen. Jedenfalls wurde der neue „Führer" der Ortsgruppe, Rechtsanwalt Ludwig Schad, am 2. Januar 1934 ausdrücklich auf Vorschlag der NSDAP-Kreisleitung ernannt.[85] Woll wurde von der Geschäftsstelle zur Übergabe aller den Saarverein betreffenden Schriftstücke aufgefordert.[86] Am 19. Januar erfolgte die offizielle Neugründung der Heidelberger Ortsgruppe.[87] Die traditionelle Verbundenheit des Heidelberger Saarvereins mit der Universität wurde – wie es angesichts der Einflussnahme der Studentenschaft auf die Ernennung des Vorsitzenden nahelag – auch im neuen örtlichen Saarverein beibehalten. Die Gründungsversammlung fand in der Alten Universität statt.[88] Zum stellvertretenden „Führer" des Saarvereins und Propagandaleiter wurde von Ludwig Schad der damalige Leiter des Saaramts der Heidelberger Studentenschaft, cand. med. Hans-W. Drüner, ernannt. Auch bei der Organisation von propagandistischen Aktivitäten im letzten Jahr vor der Saarabstimmung fand eine enge Zusammenarbeit zwischen dem Hauptamt für Grenzland- und Außenpolitik der Studentenschaft und dem örtlichen Saarverein statt. Bereits vor der offiziellen Neugründung des Saarvereins im Januar 1934 war im Wintersemester 1933/34 von der Studentenschaft eine dem Saaramt angeschlossene Saararbeitsgemeinschaft ins Leben gerufen worden, in der alle saarländischen Studenten, „die sich über den Kampf ihrer bedrohten Heimat unterrichten wollen", zusammengefasst werden sollten. Für die Mitglieder des NSDtB war die Teilnahme an der Arbeitsgemeinschaft verpflichtend. Die gesamte Tätigkeit der Arbeitsgemeinschaft sollte – so der Tätigkeitsbericht des Hauptamts für Grenzland- und Außenpolitik in der Zeitschrift Der Heidelberger Student – „in engster Verbindung im Zusammenhang mit dem hiesigen Saarverein" erfolgen.[89]

Trotz der gewünschten Wiederbelebung der Saarvereinsarbeit durch die Heidelberger Studentenschaft trat der Saarverein während der NS-Zeit im Vergleich zu seiner „Blütezeit" während der ersten Jahre der Weimarer Republik bei der Organisation propagandistischer Großveranstaltungen immer mehr in den Hintergrund. Als 1935 in Heidelberg ein städtisches Saardenkmal eingeweiht wurde, war der Saarverein nur mehr Mitveranstalter neben der Stadt. Das Bild bei der Einweihung wurde von NS-Organisationen dominiert. Auch die Organisation von Reisen aus dem Saargebiet ins Reich – traditionell eine Aufgabe des Bundes der Saarvereine – wurde nun von NS-Organisationen übernommen. Dies zeigt beispielshaft ein Aufenthalt von Saarurlaubern in Heidelberg im Herbst 1934.

5. Eine „gänzlich unpolitische Ferienreise"? Saarurlauber in Heidelberg 1934

Bei der Jahrestagung des Bundes der Saarvereine in Heidelberg im Sommer 1928 waren die Anreise saarländischer Teilnehmer in Sonderzügen und der Auftritt saarländischer Chöre bei der großen Saarkundgebung als Zeichen der Verbundenheit zwischen Saargebiet und dem unbesetzten Deutschland gewollter Teil der Gesamtinszenierung des Großereignisses. Durch die Machtergreifung der Nationalsozialisten wurde der Bund der Saarvereine zwar bei der Förderung und Organisation von Reisen aus dem Saargebiet in den Hintergrund gedrängt, die propagandistische Inanspruchnahme des Saartourismus – nun im Sinne der NS-Ideologie – blieb jedoch ungebrochen. Reisen von Saarländern über die Grenze hinaus nutzten die Nationalsozialisten nun gezielt als Möglichkeit, den Urlaubern das „neue Deutschland" und seine vermeintlichen „Vorzüge" vor Augen zu führen.[90] Im Zuge der Gleichschaltung der Wohlfahrtspflege und des Freizeitwesens verband das NS-Regime dabei die Saarpropaganda geschickt mit seinen Zielsetzungen, durch organisierte Reisen und instrumentalisierte Freizeitgestaltung die „Volksgesundheit" zu fördern und die „Volksgemeinschaft" zu stärken.

Auch in Heidelberg traf am 3. November 1934 um 9.43 Uhr ein Sonderzug mit über 100 „Saarurlaubern" ein. Die Saarländer kamen im Vergleich zu 1922 oder 1928 in eine grundlegend veränderte Stadt. In der Neckarstadt war, nachdem die NSDAP bei den Reichstagswahlen vom März 1933 45,9% der Wählerstimmen erhalten hatte,[91] eine Gleichschaltung der Stadtverwaltung erfolgt. In den vorzeitigen Ruhestand versetzt hatte man auch den Ersten Bürgermeister Friedrich Wielandt.[92] Carl Neinhaus,[93] seit 1929 Oberbürgermeister der Stadt, trat im Mai 1933 in die NSDAP ein und blieb im Amt. Neinhaus' Rolle während der NS-Zeit ist in Heidelberg Gegenstand einer hochemotionalen Kontroverse geworden,[94] auf die hier nicht eingegangen werden kann. In der Saarpropaganda trat der Oberbürgermeister jedenfalls im Vergleich zu anderen Stadtoberhäuptern – ganz im Sinne der Zielsetzungen der Nationalsozialisten an der Saar – deutlich hervor, als er kurz vor der Volksabstimmung 1935 am Heidelberger Rathaus ein Saarmahnmal einweihte. Bei der Organisation des Saarurlaubs 1934 scheint er dagegen nicht beteiligt gewesen zu sein, sondern wurde erst drei Tage nach Ankunft der Saarurlauber von der Kreisgeschäftsstelle des Amts für Volkswohlfahrt der NSDAP offiziell über den Besuch der Saarländer in Heidelberg informiert.[95] Den „Saarurlaubern" waren von der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) Freistellen im Stadt- und Kreisgebiet Heidelberg vermittelt worden. Die Unterbringung erfolgte teilweise in Privatquartieren.[96]

Von der NSV wurde ausdrücklich der „unpolitische Charakter" des Aufenthalts der Saarländer am Neckar hervorgehoben.[97] Nichtsdestoweniger stand schon der Empfang am Bahnhof – in der Tradition der Vereinsreisen während der Weimarer Zeit – ganz im Zeichen der Propaganda. Die Saarländer wurden durch Vertreter der NSDAP, der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) und eine Abteilung Jungvolk erwartet.[98] Die SS-Kapelle intonierte das Saarlied. Nach einer Begrüßung durch den Kreisamtsleiter der NSV Sommer folgten das Deutschlandlied und das Horst-Wessel-Lied. Die Begrüßung folgte also dem ‚Standard-Programm' bei Saarveranstaltungen während der NS-Zeit. Unter Begleitung der SS-Kapelle ging es dann, wie es der Bericht der Abteilung Erholungspflege der NSV im Kreis Heidelberg ausdrücklich hervorhob, „im geschlossenen Zuge" zum Frühstück in die Gemeinschaftsküche der NSV. Der Empfang wurde also gewissermaßen zu einer kleinen Saarkundgebung stilisiert, und die Ankunft der Saarurlauber war – überspitzt gesagt – in der Stadt Heidelberg weder zu übersehen noch zu überhören. Der weitere insgesamt siebentätige Aufenthalt der Saarländer bestand zum einen Teil aus einem klassischen Ausflugs- und Besichtigungsprogramm. Die Organisation des Saarländeraufenthalts lässt aber auch die deutliche Absicht erkennen, den Urlaubern das – wie es in einem Artikel der Stadtverwaltung Heidelberg in einer Sonderausgabe des Organs der NSDAP Saar Deutsche Front anlässlich der Saarabstimmung formuliert wird – „durch Adolf Hitlers Führung neu erblühte Heidelberg"[99] zu präsentieren. Die Gäste wurden zur damals im Bau befindlichen Thingstätte auf dem Heiligenberg in Heidelberg-Handschuhsheim – geplant als gewaltiges Freilichttheater für politische Kundgebungen und Stücke im Sinne der NS-Ideologie[100] – und zum auf dem gegenüberliegenden Ameisenbuckel entstehenden Heidelberger Ehrenfriedhof gebracht. Am Abend des 9. November nahmen die Saarländer auch an einer Totengedenkfeier anlässlich des Hitler-Ludendorff-Putsches vom 9. November 1923 auf dem Universitätsplatz mit einer Rede des stellvertretenden Kreisleiters Stadtoberschulrat Seiler teil.[101] Die Teilnahme war auf ausdrückliche Einladung der Kreisleitung zustande gekommen.[102] Oberbürgermeister Neinhaus, den die Kreisgeschäftsstelle des Amts für Volkswohlfahrt der NSDAP inzwischen offiziell über den Besuch von der Saar informiert hatte, nahm die ihm vorgeschlagene Gelegenheit wahr, die „Brüder und Schwestern von der Saar" bei einem „gemütlichen Beisammensein" im Proberaum des Heidelberger Liederkranzes in der Bienenstraße zu begrüßen. Dabei stellte er den Saarurlaubern verschiedene Vergünstigungen wie eine freie Nutzung der Straßenbahnen in Aussicht. Das Besichtigungsprogramm mit den „Vorzeigeobjekten" des nationalsozialistischen Heidelberg, Thingstätte und Ehrenfriedhof, kam ebenfalls auf Initiative von Neinhaus zustande.[103] Die Thingstätte brachte der Heidelberger Oberbürgermeister auch bei anderer Gelegenheit mit der Saarpropaganda in Verbindung und wies in seiner Rede bei der Grundsteinlegung am 30. Mai 1934 ausdrücklich auch auf das „Schicksalsland des deutschen Westens, die stammesverwandte, uns besonders verbundene Saar" hin.[104]

Trotz des im Sinne der NS-Ideologie organisierten Programms erwies sich der Heidelberg-Aufenthalt der Saarurlauber aus Sicht der NSV offenbar letztlich nicht als vollständiger Erfolg. Der Bericht in der Lokalpresse, wonach man von den Gästen „ein einmütiges Lob über unsere Stadt und die Gastfreundlichkeit ihrer Bewohner"[105] vernommen habe, war anscheinend nur bedingt zutreffend. In ihrem Abschlussbericht vom 22. November 1934 bemühte sich die Kreisgeschäftsstelle viel-

mehr, den Vorwurf auszuräumen, die NSV-Kreisgeschäftsstelle habe sich nicht genügend um die Saarurlauber gekümmert. Die saarländischen Gäste hatten offenbar teilweise zum Ausdruck gebracht, dass ihnen „nicht genug geboten" würde.[106] Der Bericht spiegelt in diesem Zusammenhang auch die klischeehafte Vorstellung wider, die man in Heidelberg anscheinend von Saarländern hatte: Die Gastgeber hätten „erholungs- und hilfsbedürftige Bergleute" erwartet, die man „recht herausfüttern" wollte. Statt dessen, so beklagte der Bericht die schlechte Organisation von Saarbrücken aus, seien „in mehreren Fällen Urlauber geschickt worden, die sich in besseren wirtschaftlichen Verhältnissen befanden als ihre Gastgeber, dazu aber masslose Forderungen stellten, so, als ob sie sich in einem Hotel ersten Ranges befänden. Für die Geselligkeit, die ihnen durch ihre Gastgeber geboten wurde, fehlt fast jeder Sinn". Die Erwartungen von Organisatoren, Gastgebern und Gästen an einen „Saarurlaub" konnten sich also deutlich unterscheiden. Trotz der Spannungen dürfte der Heidelberg-Urlaub aber aus Sicht der Organisatoren und der Stadtverwaltung letztlich seinen Zweck erfüllt haben: Die „Saarfrage" war – durch den Empfang am Bahnhof, das scheinbar unpolitische Zusammensein mit dem Oberbürgermeister und die Anwesenheit der Saarländer in der Stadt ins städtische Bewusstsein gebracht worden. Die Lokalpresse berichtete vergleichsweise ausführlich über den Besuch der „Saarmänner"[107] in Heidelberg.[108] Auf der anderen Seite hatte Oberbürgermeister Neinhaus die Gelegenheit, die Anwesenheit der Saarländer spontan dazu zu nutzen, das nationalsozialistische Heidelberg nach außen zu präsentieren.

6. Ein Adler mit gesprengten Ketten. Das Heidelberger Saardenkmal und seine Einweihung 1935

Außer durch politisch motivierte oder genutzte Aufenthalte von Saarländern in der Stadt, die Agitation durch Vorträge und örtliche Kundgebungen oder die Implementierung der Saarpropaganda im gesellschaftlichen und kulturellen Leben einer Kommune durch diverse Veranstaltungen in bürgerlicher Tradition, um die sich der Heidelberger Saarverein erfolgreich bemühte, konnte die „Saarfrage" vor allem durch die Schaffung von Symbolen oder „Erinnerungsstrukturen"[109] im öffentlichen Raum dauerhaft in einer Stadt präsent gehalten werden. Die Stadt Heidelberg weihte kurz vor der Saarabstimmung 1935 offiziell ein „Saarmahnmal" an der Südwestecke des Rathauses ein.[110] Das Denkmal bestand aus einem Sandsteinblock mit der Aufschrift „Saar", auf dem – ein Adler aus Erz saß. Am Sandsteinblock befestigt war eine eiserne Kette mit einer Kugel. Auch zwei Kandelaber rechts und links oberhalb des Sandsteinblocks waren Teil der Denkmalanlage. Nach einem Artikel im Saar-Freund ging die Initiative zur Errichtung des Denkmals nicht vom Saarverein, sondern von der Stadt Heidelberg aus.[111] Wann genau die Planungen zu dem Denkmal begannen, lassen sowohl der Artikel als auch die Akte, die zur Einweihung des „Saarmahnmals" im Heidelberger Stadtarchiv existiert,[112] offen. Die Umsetzung des Mahnmals lag ganz in städtischer Hand; die Pläne stammten vom Leiter des Städtischen Hochbauamts Oberbaurat Friedrich Haller,[113] der unter anderem durch die Planung des 1933–1935 errichteten Ehrenfriedhofs der Stadt Heidelberg hervorgetreten war. Ausgeführt wurde es dann von Otto Schließler, Professor der Bildhauerei an der Karlsruher Akademie, der auch den Adler an der Fassade der Neuen Uni-

Saardenkmal am Heidelberger Rathaus mit Oberbürgermeister Carl Neinhaus, 1935 (Quelle: Stadtarchiv Heidelberg, BILDA 13280)

versität in Heidelberg schuf, durch den dort 1936 anlässlich des 550-jährigen Bestehens der Ruperto Carola die Göttin der Weisheit Pallas Athene im Sinne der NS-Ideologie ersetzt wurde.[114] Seinen Standort hatte das Denkmal sicherlich bewusst am Rathaus, also gewissermaßen im Zentrum des städtischen Lebens, wo problemlos größere Kundgebungen stattfinden konnten.[115]

Die Einladungen zur Denkmalseinweihung ergingen von der Stadt und vom örtlichen Saarverein gemeinsam.[116] Bei der Einweihungsfeier am 5. Januar 1935 erhielt das Mahnmal durch eine Ansprache von Oberbürgermeister Neinhaus seine „offizielle" Deutung[117] von Seiten der Stadt Heidelberg: Neinhaus betonte die besondere Verbundenheit der Stadt Heidelberg mit den „Landsleuten an der Saar". Die Hülle, die das Denkmal zu Beginn der Veranstaltung noch verdeckte, fiel dann bei den Worten: „Deshalb erstehe dieses Mahnmal als Zeichen des Dankes, der Treue und der nie verlöschenden Pflicht".[118] Als Symbol der Verbundenheit zwischen dem Saargebiet und dem unbesetzten Deutschland konnte das Denkmal, dessen Adler im Saargebiet in den Röchlingschen Eisen- und Stahlwerken gegossen worden war, laut Neinhaus vor allem durch seine Entstehung gelten: „Getrieben aus dem Erz der Saar und dem Sandstein der Heimat, gegossen aus einer Saararbeiterhand und entworfen von deutschem Künstlergeist sei dieses Mahnmal uns und unseren Nachfahren eine Mahnung, daß einst kerndeutsches Land Jahre hindurch losgelöst worden war und daß deutsche Treue, wenn es um die Erhaltung deutschen Volkstums geht, alle Widerstände und Hemmungen immer wieder überwinden wird". Mit dem letzten Hinweis bezog sich Neinhaus auf die bevorstehende Saarabstimmung. Die Einweihung des Denkmals fand bewusst genau eine Woche vor dem Referendum am

13. Januar statt, als sich gemäß der NS-Regierung im gesamten Deutschen Reich die Abstimmungsberechtigten zu einer Kundgebung versammeln sollten. Das Denkmal nahm in seiner Symbolik direkt auf den kommenden Volksentscheid Bezug. Bei der Konzeption des Denkmals war nämlich bereits seine teilweise Zerstörung mit in Aussicht gestellt worden: Nach der „Befreiung" des Saarlandes, so die Presse, werde die Kette am Denkmal gesprengt werden. Auch die Flammen in den Kandelabern sollten „nicht verlöschen, als bis die Saar wieder zum deutschen Mutterlande zurückgekehrt" sei.[119] Die Einweihungszeremonie mündete in einen von Musik begleiteten Fußmarsch zur Heidelberger Stadthalle, wo eine Rundfunkübertragung der großen Saarveranstaltung im Berliner Sportpalast stattfand.[120] Anders als bei den Saarkundgebungen der Weimarer Zeit wurde die Veranstaltung nicht von den Heidelberger bürgerlichen Vereinen mitgeprägt, sondern optisch und akustisch ganz von NS-Organisationen dominiert: Das Heidelberger Volksblatt schildert den Einzug der Fahnenabordnungen der Politischen Organisation (P.O.), also dem Kern der NSDAP, sowie der SS, SA, HJ, der Kriegervereine und des Arbeitsdienstes in die Stadthalle. Anschließend spielte der Musikzug der SS Standarte 32.[121] Lediglich die Beteiligung des städtischen Orchesters und der Gesamtablauf der Kundgebung mit festlichem Einzug, Musikbeiträgen und Reden[122] erinnerten noch an die bürgerliche Tradition vorangegangener Saarveranstaltungen in Heidelberg.

Dass Heidelbergs Engagement in der Saarpropaganda selbst in der Zeit unmittelbar vor der Abstimmung vom 13. Januar 1935, als die Saarfrage in der deutschen Öffentlichkeit durch alle zur Verfügung stehenden Medien und Propagandaformen permanent präsent war,[123] offenbar als außergewöhnlich wahrgenommen wurde,[124] zeigt die Tatsache, dass über die Einweihung des Heidelberger Saardenkmals „besonderer Art"[125] nicht nur in der lokalen Presse,[126] sondern auch im Organ der NSDAP im Gau Baden, der Zeitung Der Führer, und sogar in der Kölnischen Zeitung berichtet wurde.[127]

7. Ausblick: „Heidelberg feiert den Sieg an der Saar"[128]

Eine Woche nach der Einweihung des Heidelberger Saardenkmals fand am 13. Januar 1935 die Saarabstimmung statt. Da das Saarstatut vorsah, dass alle über 20 Jahre alten Personen, die am Tag der Unterzeichnung des Versailler Friedensvertrags in den Grenzen des Saargebiets gewohnt hatten, an der Wahl teilnehmen durften, setzte bereits in der Zeit vom 10. bis 12. Januar eine Reisewelle der reichsdeutschen Abstimmungsberechtigten Richtung Saargebiet ein. Die Organisation des Transports, der in 57 Sonderzügen aus dem gesamten Reichsgebiet erfolgte, lag in den Händen des Bundes der Saarvereine.[129] Auch am Heidelberger Hauptbahnhof wurden am 12. Januar 250 Abstimmungsberechtigte aus der Stadt und weitere z.B. aus den Bezirken Weinheim, Wiesloch, Sinsheim und Mosbach feierlich verabschiedet.[130] Die Heidelberger Verabschiedung spiegelt beispielhaft auch die Anstrengungen wider, die im Vorfeld der Abstimmung von den reichsdeutschen Behörden unternommen worden waren, damit beim Plebiszit keine prodeutsche Stimme verloren gehe. So berichtet die Heidelberger Presse, dass im Vorfeld der Abreise am 12. Januar auch 17 Kranke durch Sanitätsautos der Stadt Heidelberg und der Sanitätskolonne Weinheim von den Kliniken zum Hauptbahnhof transportiert worden seien. Zwei Sanitäter der Sanitätskolonne Heidelberg hätten den Zug sodann bis zur Gren-

ze begleitet, wo sie diese nach der Abstimmung auch wieder erwarteten. In der Zwischenzeit seien die Patienten von abstimmungsberechtigten Krankenschwestern betreut worden. In den folgenden Tagen konnten die Heidelbergerinnen und Heidelberger auf den Titelseiten der Lokalpresse dann den Verlauf der Abstimmung verfolgen: Nach dem „Tag der Entscheidung" meldete das Heidelberger Volksblatt: „Ruhiger Verlauf der Saarabstimmung / Ueberwältigender Eindruck des entscheidungsvollen Tages / Vorbildliche Disziplin der deutschen Bevölkerung / Verzweiflungsstimmung im Lager der geschlagenen „Einheitsfront".[131] Die Zeitung vom 15. Januar 1935 brachte dann mit Schlagzeile „Die Saar ist kerndeutsch"[132] das amtliche Abstimmungsergebnis: Über 90 % der Abstimmungsberechtigten hatten sich für die Vereinigung mit dem nationalsozialistischen Deutschland ausgesprochen.[133] Das Ergebnis der Abstimmung dürfte bei seiner Bekanntgabe nach der Überschwemmung mit Saarpropaganda während der der letzten Monate für die städtische Bevölkerung vor der Abstimmung allerdings keine allzu große Überraschung dargestellt haben. Laut Lokalpresse wurden die Abstimmungsberechtigten bei ihrer Rückkehr nach Heidelberg am Hauptbahnhof am 14. Januar 1935 wie „eine siegreiche Truppe" begrüßt.[134] Die Gaupropagandaleitung der NSDAP in Baden hatte bereits am 10. Januar vorsorglich einen Gestaltungsvorschlag für zu erwartende „Huldigungsferien für die Saar" bei Bekanntwerden des Abstimmungsergebnisses versandt,[135] auf dessen Grundlage die Kreisgeschäftsstelle der NSDAP Heidelberg am 14. Januar einen Aufmarsch- und Ablaufplan für die für den 15. Januar geplante Saarkundgebung erarbeitete.[136] Die Heidelberger Huldigungsfeier fand dann am Abend des 15. Januars auf dem laut Presse „von tausenden von Menschen" gefüllten Marktplatz statt.[137] Dominiert wurde das Bild von den diversen NS-Organisationen, die von verschiedenen Ausgangsorten zum Marktplatz marschierten.[138] Das weitere Programm entsprach größtenteils den Vorschlägen der Gaupropagandaleitung vom 10. Januar. Als Heidelberger ‚Spezifikum' wurde allerdings die feierliche Zerreißung der Kette am Saardenkmal durch Oberbürgermeister Neinhaus eingebunden, worauf – ebenfalls abweichend von der Vorlage – der Große Zapfenstrich gespielt wurde.[139] Die Hauptrede hielt der stellvertretende Gauleiter Hermann Röhn. Den Abschluss der Feier bildete, wie in der Vorlage der Gaupropagandaleitung vorgesehen, ein Fackelzug der NS-Formationen durch die Hauptstraße und die Sofienstraße zurück durch die Anlage zum Universitätsplatz.[140]

Bereits am Morgen des 15. Januar hatte auch die Universität Heidelberg eine eigene Kundgebung auf dem Universitätsplatz abgehalten. Der Rektor der mittlerweile gleichgeschalteten Universität, Wilhelm Groh, hatte dabei die besondere Verantwortung der Universität Heidelberg als „Festung des deutschen Geistes an der Westgrenze" für die Betreuung der saarländischen Studierenden hervorgehoben, nachdem durch die Universitätsleitung bereits am Vortag eine Stiftung für saarländische Studierende ins Leben gerufen worden war.[141] 20 bedürftige Saarländer erhielten die Möglichkeit eines freien Studiums.[142]

8. Saarpropaganda in Heidelberg: Zusammenfassung und Fazit

Das Beispiel Heidelbergs zeigt, dass die Saarpropaganda zwischen 1919 und 1935 in einer mittelgroßen Kommune auf verschiedene Weise in der Öffentlichkeit präsent war. Durch die örtliche Saarvereinsarbeit wurde die Agitation zugunsten der

Saar in das traditionelle gesellschaftliche Leben des städtischen Bürgertums eingebunden. Neben die gewissermaßen ‚tägliche' Propagandatätigkeit durch das vom Saarverein gepflegte Vereinsleben traten einzelne Großveranstaltungen wie die Saarkundgebung von 1920 oder die Kundgebung anlässlich der Ruhrbesetzung 1924. Die größte Breitenwirkung dürfte die Saaragitation zweifelsohne durch die Durchführung der Jahrestagung des Bundes der Saarvereine 1928 in Heidelberg mit ihrer großen Abschlusskundgebung auf der Schlossterrasse erreicht haben. Bei der Kundgebung auf dem Schloss wie beim anlässlich der Tagung in der Stadthalle durchgeführten „Saar-Unterhaltungsabend" bedienten sich die Organisatoren durch den Aufbau der Veranstaltungen mit feierlichem Einzug, Musikbeiträgen und Reden Elementen der traditionellen nationalen Festkultur, was die Akzeptanz der propagierten Inhalte bei der Zuhörerschaft erhöht haben dürfte. Alles in allem hebt sich Heidelberg in Bezug auf die Saarpropaganda während der Weimarer Zeit in Bezug auf die Saarpropaganda jedoch nicht wesentlich von anderen vergleichbaren reichsdeutschen Städten, in denen Niederlassungen des Saarvereins existierten, ab. Überfliegt man die von den Ortsgruppen selbst im Saar-Freund veröffentlichten Beiträge über das Vereinsleben, so gab es deutlich aktivere lokale Saarvereinigungen als die in der Neckarstadt. Eine lokale Besonderheit angesichts der Bedeutung Heidelbergs als Universitätsstandort stellte allerdings die enge Einbeziehung der Universität, die zudem auch als eigener Protagonist der Saarpropaganda hervortrat, in die örtliche Saarvereinsarbeit dar. in die örtliche Saarvereinsarbeit dar. Als der Volksentscheid vom 13. Januar 1935 näher rückte, nahm sich auch die Stadt Heidelberg mit ihrem Oberbürgermeister Carl Neinhaus verstärkt der Saarpropaganda an. Die Intensivierung der Saararbeit im unmittelbaren Vorfeld der Abstimmung vom 13. Januar 1935 in Heidelberg stellt im Reichsgebiet keine Ausnahme dar. Allerdings zeigte der Heidelberger Oberbürgermeister mit der Errichtung eines „Saarmahnmals" am Rathaus ein besonderes Engagement, das selbst zu einem Zeitpunkt, als die Saarfrage in der Öffentlichkeit gewissermaßen allgegenwärtig war, auch überregional als außergewöhnlich wahrgenommen wurde. Der örtliche Saarverein fungierte bei der Einweihung des Saardenkmals 1935 nur noch als ‚Mitveranstalter'. Wirft man abschließend noch einen Blick auf die inhaltliche Schwerpunktsetzung der Saarpropaganda in Heidelberg in den während der diversen Saarveranstaltungen gehaltenen Reden, bestätigt sich der Eindruck, dass die lokale Saararbeit als exemplarisch für die Saarpropaganda im Reichsgebiet gelten kann. In den Beiträgen der Redner von 1919 und 1928, die hier v.a. näher analysiert wurden, tauchen – und zwar unabhängig davon, ob es sich bei den Vortragenden um Universitätsvertreter oder um Politiker handelte – die „typischen" Motive der Saarpropaganda („Stammesverwandtschaft", „kerndeutsche Gesinnung", Erbfeindmotiv u.a.) auf. Ebenso einheitlich werden allerdings in den Reden lokale Bezüge zu Heidelberg und seiner Geschichte und Natur/Umgebung hergestellt und eine vermeintliche besondere ‚Verbundenheit' der Stadt und Universität zum Saargebiet konstruiert. Dass man sich vor allem im Zusammenhang mit dem Erbfeindmotiv hier besonders gerne auf das Heidelberger Schloss bezog, lag angesichts der seit dem 19. Jahrhundert gängigen Interpretation der Burgruine als Symbol für die französische Eroberungspolitik dabei gleichsam auf der Hand.

Anmerkungen

1 Heidelberger Volksblatt, 7.1.1935, in: Stadtarchiv Heidelberg (StAH) AA 239/6.
2 So der Titel des Artikels im Heidelberger Tageblatt, 7.1.1935, in: StAH AA 239/6.
3 Bisher wurde nur das Saardenkmal näher in den Blick genommen, vgl. v.a. Christmut Präger: Die Heidelberger Rathausloggia 1935–1952. Ort von Schuld und Sühne, in: Neue Hefte zur Stadtentwicklung und Stadtgeschichte 2, 1982, S. 94–103; s.a. Frank G. Becker: „Deutsch die Saar, immerdar!" Die Saarpropaganda des Bundes der Saarvereine 1919–1935, Saarbrücken 2007, zgl. Diss. Saarbrücken 2006, S. 267f. und 363; Meinhold Lurz: Kriegerdenkmäler in Deutschland, Band 5: Drittes Reich, Heidelberg 1986, S. 222.
4 Zu Straßenumbenennungen: Becker: Saarpropaganda (wie Anm. 3), S. 267f.
5 Vgl. Meinhold Lurz: Öffentliches Gedächtnis in den Jahren 1945 und 1946, in: Jürgen C. Heß, Hartmut Lehmann, Volker Sellin (Hgg.): Heidelberg 1945, Stuttgart 1996, S. 231–254, hier S. 238.
6 StAH AA 239/6.
7 Bundesarchiv Berlin, R 8014/399 und R 8014/400.
8 Vgl. dazu z.B. Ludwig Linsmayer: Die Macht der Erinnerung, in: Ders. (Hg.): Der 13. Januar. Die Saar im Brennpunkt der Geschichte, Saarbrücken 2005, S. 15–49, hier S. 25.
9 Vgl. dazu und zum Folgenden Becker: Saarpropaganda (wie Anm. 3), S.48–64, s.a. Theodor Vogel: Rettet das Saarland! Zehnjährige Erinnerung an die Tätigkeit des Ausschusses des Saargebietsschutzes in Berlin vom Februar bis einschl. Juni 1919, in: Saar-Freund Nr. 4, 15.2.1929, S. 63–69.
10 Vgl. dazu Becker: Saarpropaganda (wie Anm. 3), S. 51f.; s.a. Theodor Vogel: Erinnerung (wie Anm. 9), S. 66f.; Wolfgang J. Mommsen (Hg.): Max Weber. Zur Neuordnung Deutschlands. Schriften und Reden 1918–1920, Tübingen 1991, S. 192.
11 Vogel schreibt die Organisation allerdings dem Saargebietsschutz zu, vgl. Vogel: Erinnerung (wie Anm. 9), S. 66, s. aber Becker: Saarpropaganda (wie Anm. 3), S. 52, v.a. Anm. 48.
12 So vermutet Becker: Saarpropaganda (wie Anm. 3), S. 51, Anm. 44. Zur Heidelberger Vereinigung vgl. u.a. Christian Jansen: Professoren und Politik. Politisches Denken und Handeln der Heidelberger Hochschullehrer 1914–1935, Diss. Göttingen 1992, S. 152; Eike Wolgast: Die neuzeitliche Geschichte im 20. Jahrhundert, in: Jürgen Miethke (Hg.): Geschichte in Heidelberg. 100 Jahre Historisches Seminar. 50 Jahre Institut für Fränkisch-Pfälzische Geschichte und Landeskunde, Berlin-Heidelberg-New York u.a. 1992, S. 131.
13 Wolgast, Geschichte (wie Anm. 12), S. 128.
14 Vgl. z.B. Wilhelm Windelband, in: Gegen Frankreichs Anspruch auf Pfalz und Saarbecken. Protestkundgebung von Lehrkörper und Studentenschaft der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1. März 1919, Heidelberg 1919, S. 15.
15 Vgl. die Reden von Hermann Oncken, in: Protestkundgebung (wie Anm. 14), S. 6–14 und von Wilhelm Windelband, ebd., S. 14–26.
16 Vgl. die Rede von Max Weber, in: Protestkundgebung (wie Anm. 14), S. 30–38, auch abgedruckt in: Wolfgang J. Mommsen (Hg.): Max Weber (wie Anm. 10), S. 80–84.
17 Vgl. die Rede von Stud. phil. et nat. Egon Thiel, in: Protestkundgebung (wie Anm. 14), S. 26–30, Zitat S. 29.
18 Siehe auch schon zur Argumentation auf Veranstaltungen des Saargebietsschutzes: Becker: Saarpropaganda (wie Anm. 3), S. 55f.
19 Vgl. v.a. Oncken, in: Protestkundgebung (wie Anm. 14), v.a. S. 6–9.
20 Vgl. Windelband, in: ebd., S. 15.
21 Vgl. z.B. Thiel, in: ebd., S. 26.
22 Vgl. z.B. Oncken, in: ebd., S. 5f.
23 Vgl. Volker Sellin: Heidelberg im Spannungsfeld deutsch-französischer Konflikte. Die Schloßruine und ihre Stilisierung zum nationalen Symbol im Zeitalter der Französischen Revolution und Napoleons, in: Friedrich Strack (Hg.): Heidelberg im säkularen Umbruch. Traditionsbewußtsein und Kulturpolitik um 1800, Stuttgart 1987, S. 19–34.
24 Vgl. Wolgast: Geschichte (wie Anm. 12), S. 131.
25 Vgl. Eberhard Gothein: Die wirtschaftliche Zugehörigkeit des Saargebietes zu Deutschland, in: Die Woche. Moderne illustrierte Zeitschrift, Nr. 10, 8. März 1919, S. 227–231; überliefert z.B. in: LA Saarbrücken, NL. Ludwig Bruch Nr. 137.
26 Vgl. dazu und zum Folgenden Becker: Saarpropaganda (wie Anm. 3), S. 75, Anm. 45.

27 Vgl. Saar-Freund [künftig: SF] 9 (1928), S. 265.
28 Vgl. z.B. das Vorwort zur dritten Auflage von Lohmeyers Sammlung der Sagen des Saarbrücker und Birkenfelder Landes vom 21.10.1935, in: Karl Lohmeyer: Die Sagen von der Saar, Blies, Nahe, vom Hunsrück, Soon- und Hochwald, zugleich dritte, weit mehr als verdoppelte Auflage der Sagen des Saarbrücker und Birkenfelder Landes, Saarbrücken 1935, S. 13; vgl. dazu auch Lohmeyers Schreiben vom 12.2.1934 an den damaligen Führer des Bundes der Saarvereine Simon vom 12.2.1934, in: Stadtarchiv Saarbrücken, Nl Lohmeyer 404.
29 Vgl. auch SF 9 (1928), S. 264f. Vgl. auch das Dankschreiben Lohmeyers für die Ernennung zum Ehrenmitglied vom 2.11.1928, in: Landesarchiv Saarbrücken (LAS), Bestand Saar-Verein Berlin (Dep. HV), Nr. 2. Aus dem Schreiben geht hervor, dass Lohmeyer bei der Tagung selbst offenbar nicht anwesend war.
30 Vgl. Karl Lohmeyer: Erinnerungen. „Dem Süden zu". Eine Wanderung aus alten rheinisch-fränkischen Bürgerhäusern nach dem Land jenseits der Berge, aus dem Nachlaß herausgegeben von Karl Schwingel, Heidelberg 1960, S. 262.
31 Vgl. Stadtarchiv Saarbrücken, Nl Lohmeyer 404.
32 Vgl. die Übersicht über die Saarländer-Vereinigungen, in: LAS (wie Anm. 29), Nr. 1, o.D. [1920].
33 Eine etwas spätere Übersicht über die Saarländer-Vereinigungen in der Akte LAS (wie Anm. 29), Nr. 1, o.D., die aber auch noch aus dem Jahre 1920 stammen dürfte, nennt als Vorsitzenden nunmehr statt Braun zunächst den Studenten Egon Thiel, dessen Name aber gestrichen und durch den von Hauptmann a.D. Runge ersetzt ist. Der Saarverein erscheint im Stadtbuch von 1920 noch nicht mit einem eigenen Eintrag. 1922 wird als Vorsitzender Emil Woll genannt, vgl. hier und im Folgenden die digitalisierten Stadtbücher in: http://www.ub.uniheidelberg.de/helios/digi/hdadressbuch.html [15.9.2017].
34 Vgl. die Stadtbücher der Stadt Heidelberg 1924/25, 1926, 1927 und 1928. Ab 1929 findet sich in den Stadtbüchern kein Eintrag für den Saarverein mehr.
35 Vgl. z.B. SF 9 (1928), S. 264.
36 Vgl. SF 24, 15.12.1921, S. 359.
37 Vgl. SF 15, 1.8.1921, S. 215.
38 Vgl. SF 24, 15.12.1921, S. 359.
39 Vgl. SF 11, 8.7.1924, S. 168.
40 Vgl. SF 4, 15.2.1923, S. 49.
41 Vgl. den Vortrag von Hermann Oncken, in: Protestkundgebung (wie Anm. 14).
42 Vgl. SF 4, 15.2.1923, S. 49.
43 Vgl. z.B. SF 15, 1.8.1921, S. 215.
44 Vgl. SF 24, 15.12.1921, S. 359.
45 Vgl. auch die Übersicht über die Saarländer-Vereinigungen in: Landesarchiv Saarbrücken, Bestand Saar-Verein Berlin (Dep. HV) Nr. 1, o.D. [1920]. Jeden ersten Freitag im Monat fand eine Vollversammlung statt, vgl. ebd.
46 Vgl. SF 15, 1.8.1921, S. 215.
47 Vgl. SF 24. 15.12.1921, S. 359.
48 Vgl. SF 15, 1.8.1921, S. 215.
49 Vgl. Heidelberger Tageblatt, 2.2.1922. Den Hinweis auf den Artikel im Heidelberger Tageblatt verdanke ich Frau Diana Weber, Stadtarchiv Heidelberg.
50 Vgl. ebd. Zur Planung vgl. auch SF 24, 15.12.1921, S. 359.
51 Zum Tagungsmotto vgl. Theodor Vogel: Von Bielefeld bis Trier. Politische Streiflichter auf die bisherigen Tagungen des Bundes der Saarvereine, in: SF 13/14, 5.7.1930, S. 255–264, hier S. 260f.
52 Die Saarvereine begründeten keine spezielle Feierform, vgl. Becker: Saarpropaganda (wie Anm. 3), S. 252. Gerade die Übernahme bekannter und erprobter Feierpraktiken konnte – wie etwa Linsmayer am Beispiel politischer Feste und Feiern im Saargebiet herausarbeitet – zu einer stärkeren Identifikation der Bevölkerung mit der Feier und ihrer politischen Zielsetzung führen, vgl. Ludwig Linsmayer: Politische Kultur im Saargebiet 1920–1932. Symbolische Politik, verhinderte Demokratisierung, nationalisiertes Kulturleben in einer abgetrennten Region, St. Ingbert 1992, zgl. Diss. Saarbücken 1990, S. 89.
53 Vgl. dazu Becker: Saarpropaganda (wie Anm. 3), S. 246, sowie S. 250–253.
54 Vgl. ebd., S. 246; zur Heidelberger Bundestagung insgesamt s. ebd., S. 246–250.

55 Vgl. SF 9 (1928), S. 286.
56 Vgl. SF 9 (1928), S. 264.
57 Vgl. SF 9 (1928), S. 283.
58 Ebd.
59 Die Reden sind wörtlich abgedruckt in SF 9 (1928), S. 283–286.
60 Vgl. Bongard in SF 9 (1928), S. 284.
61 Vgl. Andres ebd., S. 283.
62 Vgl. Bell ebd., S. 285, s. dort auch die folgenden Zitate.
63 Vgl. den Bericht über die Schlossbeleuchtung ebd., S. 286f.
64 Das Schreiben der Studentenschaft vom 20.9.1933 wird in einem Schreiben der Geschäftsstelle „Saar-Verein" vom 17.11.1933 paraphrasiert, vgl. Geschäftsstelle „Saar-Verein" (im Folgenden: GSV) an die Studentenschaft der Universität Heidelberg, 27.11.1933, in: BArch R 8014/400.
65 Vgl. zu Simon Becker: Saarpropaganda (wie Anm. 3), S. 299–302.
66 Vgl. hierzu und zum Folgenden das Rundschreiben Simons vom 18.10.1933, abgedruckt bei Becker: Saarpropaganda (wie Anm. 3), S. 477f., hier S. 478.
67 Die Bezeichnung Ortsgruppenführer wurde Ende 1934 durch „Ortsgruppenleiter" ersetzt, vgl. Becker: Saarpropaganda (wie Anm. 3), S. 313, Anm. 128.
68 Vgl. die Ausführungsbestimmungen zum Rundschreiben 1 vom 18.10.1933, in: ebd., S. 479. Eine Mitgliedschaft von Juden war noch im Mai 1933 von Theodor Vogel nicht grundsätzlich ausgeschlossen worden, vgl. dazu Becker: Saarpropaganda (wie Anm. 3), S. 311.
69 Vgl. das Rundschreiben Simons vom 18.10.1933, abgedruckt bei Becker: Saarpropaganda (wie Anm. 3), S. 477f., hier S. 478.
70 Vgl. dazu ebd., S. 305.
71 Vgl. ebd., S. 307f. Zwischen November 1933 und Mai 1934 entstanden monatlich durchschnittlich 40 neue Ortsgruppen.
72 Vgl. ebd., S. 321.
73 Vgl. ebd., S. 305f, S. 316.
74 Zur Heidelberger Studentenschaft vgl. den Abschnitt von Eike Wolgast: Die Studierenden, in: Wolfgang U. Eckart, Volker Sellin, Eike Wolgast: Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus, Heidelberg 2006, S. 57–93, hier: S. 57–59. Zum „Fall Gumbel" s.a. Christian Jansen, Der „Fall Gumbel" und die Heidelberger Universität 1924–32, Heidelberg 1981, digitale Ausgabe erstellt von Gabriele Dörflinger, Universitätsbibliothek Heidelberg 2012, in: http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/volltextserver/13154/1/jansen.pdf [24.9.2019].
75 Zu Scheel vgl. z.B. Wolgast, Die Studierenden (wie Anm. 74), S. 59f.
76 Vgl. z.B. die Angaben zum Aufbau der Heidelberger Studentenschaft im Wintersemester 1933/34 in: Beilage zu Der Heidelberger Student, Wintersemester 1933/34, Nr. 1, S. 9.
77 Zur Kundgebung vgl. Der Heidelberger Student, Sommersemester 1933, Nr. 6, 13.7.1933, S. 60. Die Kundgebung fand im Rahmen eines von der Gesamtstudentenschaft organisierten „Tags der deutschen Saar" statt, vgl. Beilage zu Der Heidelberger Student, Sommersemester 1933, Nr. 4, 19.6.1933, S. 37.
78 Vgl. Beilage zu Der Heidelberger Student, Sommersemester 1933, Nr. 5, 24.6.1933, S. 49, siehe dazu auch Wolgast: Die Studierenden (wie Anm. 74), S. 70.
79 Vgl. die Paraphrase der Rede von Wilhelm im Bericht über die Kundgebung in: Der Heidelberger Student, Sommersemester 1933, Nr. 6, 13.7.1933, S. 60.
80 Das Schreiben Wolls wird paraphrasiert in einem Schreiben der GSV vom 27.11.1933, vgl. GSV an die Studentenschaft der Universität Heidelberg, 27.11.1933, in: BArch R 8014/400, vgl. dort auch die folgenden Zitate.
81 Das Schreiben vom 20.9.1933 wird ebenfalls im Brief der GSV vom 27.11.1933 paraphrasiert; dort ist von einem Schreiben „von dem Amtsleiter der Studentenschaft der Universität Heidelberg" die Rede, vgl. ebd.
82 Vgl. ebd.
83 Vgl. die Paraphrase ebd.
84 Vgl. ebd.
85 Vgl. GSV an die NSDAP Kreisleitung, Personalabteilung Heidelberg, 2.1.1934, in: BArch R 8014/400; s.a. GSV an Ludwig Schad, 2.1.1934, in: ebd.

86 Vgl. GSV an Emil Woll, 2.1.1934, in: ebd.
87 Der Saar-Freund formulierte: „Die Ortsgruppe Heidelberg ist am 19. Januar neugegründet worden", vgl. SF 3, 1.2.1934, S. 32.
88 Vgl. zur Gründungsversammlung ebd.
89 Vgl. den Tätigkeitsbericht des Hauptamts für Grenzland- und Außenpolitik der Heidelberger Studentenschaft, in: Der Heidelberger Student, Wintersemester 1933/34, Nr. 4, 13.1.1934, S. 12.
90 Vgl. Becker: Saarpropaganda (wie Anm. 3), S. 329. Vgl. auch den Abschnitt über das Saarurlauberwerk in der NS-Propagandaschrift von Robert Friedrich: Zwei Jahre Tatsozialismus im Gau Düsseldorf, Düsseldorf 1935, S. 62.
91 Zum Aufstieg der NSDAP in Heidelberg vgl. z.B. Antje Sommer: Der Aufstieg der NSDAP in Heidelberg 1928–1933, in: Jörg Schadt/Michael Caroli (Hgg.): Heidelberg unter dem Nationalsozialismus. Studien zu Verfolgung, Widerstand und Anpassung, Heidelberg 1985, S. 1–49.
92 Vgl. dazu z.B. Meinhold Lurz: Gedächtnis (wie Anm. 5), hier S. 249.
93 Zu Neinhaus vgl. z.B. Horst Ferdinand: Carl Neinhaus (1888–1965). Aspekte einer umstrittenen Biographie, Sankt Augustin 2002; Frank Moraw: Neinhaus, Carl, in: Neue Deutsche Biographie Bd. 19 (1999), S. 48.
94 Vgl. eine Zusammenfassung bei Ferdinand (wie Anm. 93), S. 1–7; knapp auch Reinhard Riese: „Heidelbergs letzter Kurfürst" wird abgewählt. Carl Neinhaus und die Oberbürgermeister-Wahl von 1958, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 21, 2017, S. 71–86, s.a. ders.: Dr. Carl Neinhaus. Ein Mann, der „mitgetan hat, ohne innerlich dabei zu sein"?, in: Wolfgang Proske (Hg.): Täter, Helfer, Trittbrettfahrer, 7. Band: NS-Belastete aus Nordbaden + Nordschwarzwald, Gerstetten 2017, S. 235–256.
95 Vgl. Schreiben der NSDAP, Amt für Volkswohlfahrt, Kreisgeschäftsstelle Heidelberg, Abteilung Presse & Propaganda an Oberbürgermeister Neinhaus, 6.11.1934, in: StAH AA 239/6.
96 Vgl. Heidelberger Tageblatt, 9.11.1934; Bericht über die Saarurlauber [Durchschlag] der NS-Volkswohlfahrt (Kreis Heidelberg, Abt. Erholungspflege), in: StAH AA 239/6.
97 Vgl. ebd.
98 Vgl. hierzu sowie zum folgenden Ablauf des Heidelberg-Aufenthalts der Saarländer Heidelberger Volksblatt, 3.11.1934.
99 Vgl. Deutsche Front Nr. 2, 4.12.1934, Abstimmungs-Sonderausgabe zum 13.1.1935 bzw. das Konzept des Artikels in: StAH AA 239/6. Zum Artikel vgl. auch Präger: Rathausloggia (wie Anm. 3), S. 96.
100 Vgl. dazu u.a. Frieder Hepp: Kurpfälzisches Museum, Kunstwerk des Monats (Januar 2003), in: https://www.zum.de/Faecher/G/BW/Landeskunde/rhein/hd/km/kdm/jan03b.htm [27.7.2017]; Meinhold Lurz: Die Heidelberger Thingstätte. Die Thingbewegung im Dritten Reich: Kunst als Mittel politischer Propaganda, Heidelberg 1975.
101 Zur Totengedenkfeier am 9.11.1934 vgl. Heidelberger Volksblatt, 10.11.1934. Eine zweite Feier, welche die Universität veranstaltete, fand im Innenhof der Universität statt, vgl. ebd.
102 Vgl. Heidelberger Tageblatt, 9.11.1934, s. dort auch die folgenden Zitate.
103 Vgl. Bericht über die Saarurlauber [Durchschlag] der NS-Volkswohlfahrt (Kreis Heidelberg, Abt. Erholungspflege), StAH AA 239/6 bzw. Heidelberger Tageblatt, 9.11.1934.
104 Vgl. die Rede von Neinhaus bei der Grundsteinlegung in: Lurz: Thingstätte (wie Anm. 100), S. 92. Beim Richtfest am 22.6.1935 wurde dann ein Saarspiel von Theo Jörg mit dem Titel „Wacht im Berg" aufgeführt, vgl. Lurz: Thingstätte (wie Anm. 100), S. 103, S. 105f; Theo Jörg: Wacht im Berg. Ein Saarspiel in zwei Aufzügen, Leipzig o.D. [1934].
105 Vgl. Heidelberger Tageblatt, 9.11.1934.
106 Vgl. Bericht über die Saarurlauber [Durchschlag] der NS-Volkswohlfahrt (Kreis Heidelberg, Abt. Erholungspflege), StAH AA 239/6, dort auch die folgenden Zitate.
107 Heidelberger Volksblatt, 2.11.1934. Die Organisatoren des Aufenthalts der Gäste von der Saar waren bei der Quartierverteilung in einige Schwierigkeiten geraten, weil anderes als angekündigt, nicht nur Männer sondern auch 40 Frauen anreisten, vgl. Bericht über die Saarurlauber [Durchschlag] der NS-Volkswohlfahrt (Kreis Heidelberg, Abt. Erholungspflege), StAH AA 239/6.
108 Vgl. auch den ausführlichen Bericht im Heidelberger Tageblatt, 9.11.1934, vgl. auch Heidelberger Volksblatt, 2.11.1934 und 3.11.1934.
109 So Becker: Saarpropaganda (wie Anm. 3), S. 266, in Bezug auf Straßenbenennungen.

110 Zum Heidelberger Saardenkmal vgl. v.a. Präger: Rathausloggia (wie Anm. 3); s.a. Becker: Saarpropaganda (wie Anm. 3), S. 363; Lurz: Kriegerdenkmäler (wie Anm. 3), S. 222. Zur Einweihung durch Neinhaus vgl. auch Ferdinand: Neinhaus (wie Anm. 93), S. 41f.
111 Vgl. SF 3, 1.2.1934, S. 49f.
112 Vgl. StAH AA 239/6.
113 Vgl. z.B. Heidelberger Tageblatt, 3.1.1935, in: StAH AA 239/6.
114 Vgl. dazu Lurz: Gedächtnis (wie Anm. 5), hier S. 240.
115 Vgl. zum Aspekt der Standortwahl für Denkmäler der NS-Zeit Lurz: Kriegerdenkmäler (wie Anm. 3), S. 242–245.
116 Vgl. auch das Konzept zur Einladung vom 4.1.1935, in: StAH AA 239/6, vgl. auch das Schreiben der Stadtverwaltung an den Ortsgruppenführer des Saarvereins Schad, 6.1.1935 [Konzept], in: StAH AA 239/6.
117 Zur Bedeutung der Einweihungszeremonie als „Interpretationsvorgabe" für die Deutung eines Denkmals vgl. Becker: Saarpropaganda (wie Anm. 3), S. 362.
118 Zit. nach Der Führer, 7.1.1935, in: StAH AA 239/6; siehe dort auch das folgende Zitat.
119 Vgl. z.B. Heidelberger Tageblatt, 3.1.1935, in: StAH AA 239/6.
120 Vgl. dazu z.B. Christoph Heinzle: Großeinsatz im „Saarkampf". Testlauf für die nationalsozialistische Rundfunkpropaganda, in: Rundfunk und Geschichte, 21. Jg., Nr. 2/3. Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte, April/Juli 1995, S. 117–131, hier: S. 124.
121 Vgl. Heidelberger Volksblatt, 7.1.1935, in: StAH AA 239/6.
122 Vgl. den Ablaufplan für die Veranstaltung im Entwurf der Pressemitteilung der Stadt Heidelberg vom 4.1.1935, in: StAH AA 239/6.
123 Zur Saarpropaganda im Abstimmungskampf vgl. Becker: Saarpropaganda (wie Anm. 3), S. 322–367, insbesonder S. 366f.
124 So auch Präger: Rathausloggia (wie Anm. 3), S. 97.
125 Kölnische Zeitung, 5.1.1935, in: StAH AA 239/6.
126 Vgl. die Artikel im Heidelberger Tageblatt vom 3.1.1935 und vom 7.1.1935 und im Heidelberger Volksblatt vom 7.1.1935, in: StAH AA 239/6.
127 Vgl. die Artikel in der Kölnischen Zeitung vom 5.1.1935 und in Der Führer vom 7.1.1935, in: StAH AA 239/6.
128 So die Schlagzeile im Heidelberger Volksblatt, 16.1.1935.
129 Vgl. dazu Becker: Saarpropaganda (wie Anm. 3), S. 393–398.
130 Vgl. dazu und zum folgenden Heidelberger Volksblatt, 12.1.1935.
131 Vgl. Heidelberger Volksblatt, 14.1.1935.
132 Vgl. Heidelberger Volksblatt, 15.1.1935.
133 Zum Abstimmungsergebnis vgl. detailliert z.B. Becker: Saarpropaganda (wie Anm. 3), S. 399.
134 Vgl. Heidelberger Volksblatt, 15.1.1935. Der Empfang der heimkehrenden Abstimmungsberechtigten war ebenso wie die Verabschiedung am Abreisetag von den Behörden gewünscht, vgl. Becker: Saarpropaganda (wie Anm. 3), S. 399.
135 Vgl. Gau Baden der NSDAP, Gaupropagandaleitung, Abteilung Kultur, 10.1.1935, in: StAH AA 239/6
136 Vgl. Aufmarschplan zur Huldigungskundgebung für die Saar der NSDAP Kreisgeschäftsstelle Heidelberg, 14.1.1935, in: StAH AA 239/6 [im Folgenden: Aufmarschplan], sowie den Ablaufplan für die Huldigungskundgebung für die Saar am 15.1.1935 [im Folgenden: Ablaufplan], in: ebd.
137 Vgl. Heidelberger Volksblatt, 16.1.1935.
138 Vgl. Aufmarschplan
139 Vgl. Ablaufplan sowie den Bericht über die Feier im Heidelberger Volksblatt, 16.1.1935.
140 Vgl. Heidelberger Volksblatt, 16.1.1935 bzw. Ablaufplan.
141 Vgl. Heidelberger Volksblatt, 16.1.1935.
142 Vgl. Beilage zu Der Heidelberger Student Nr. 3, WS 1934/35, 25.1.1935, S. 6.

Frank Engehausen

Tatort Heidelberg. Sondergerichtsakten als Quellen zur Alltagsgeschichte im Nationalsozialismus

Auf der Grundlage einer Verordnung der Reichsregierung vom 21. März 1933 wurden reichsweit Sondergerichte gebildet, deren Zuständigkeit sich zunächst auf Delikte erstreckte, die nach zwei Notverordnungen strafbar wurden, mit denen die Nationalsozialisten zum Zwecke ihrer Machtübernahme den Rechtsstaat aushöhlten: die sogenannte Reichstagsbrandverordnung („zum Schutz von Volk und Staat") vom 28. Februar und die Verordnung „zur Abwehr heimtückischer Angriffe gegen die Regierung der nationalen Erhebung" vom 21. März 1933. Letztere kriminalisierte unter anderem Aussagen, die „das Wohl des Reiches oder eines Landes oder der Reichsregierung oder einer Landesregierung oder der hinter diesen Regierungen stehenden Parteien oder Verbänden" schwer schädigten.[1] Damit wurde den Justizbehörden quasi eine Generalvollmacht erteilt, dissentierende politische Meinungsäußerungen, auch wenn sie nicht öffentlich vorgebracht wurden, zu unterdrücken. Für die Sondergerichte, deren Zuständigkeiten später noch erheblich ausgedehnt wurden, zum Beispiel auf Vergehen nach der Verordnung „gegen Volksschädlinge" vom 5. September 1939, wurde die Strafprozessordnung in mehreren Punkten aufgeweicht, um ihre Verfahren zu beschleunigen: Mündliche Verhandlungen über den Haftbefehl fanden ebenso wenig statt wie gerichtliche Voruntersuchungen, die Ladungsfristen konnten auf 24 Stunden herabgesetzt werden, Vernehmungsergebnisse mussten in die Hauptverhandlungsprotokolle nicht aufgenommen werden, und gegen Entscheidungen der Sondergerichte waren Rechtsmittel nicht zulässig.[2]

Die Einrichtung der Sondergerichte war Ländersache, und das für Baden zuständige Sondergericht wurde Ende März 1933 in Mannheim eingerichtet, der vermeintlichen marxistischen Hochburg des Landes, in der sich „vermutlich" die „meisten Fälle zur Aburteilung ereignen würden",[3] wie Johannes Rupp, der kommissarische Leiter des badischen Justizministeriums auf einer Kabinettssitzung der neuen nationalsozialistischen Machthaber meinte. Zum Vorsitzenden des Sondergerichts wurde der Mannheimer Richter und ehemalige deutschnationale Reichstagsabgeordnete Alfred Hanemann ernannt, der bald darauf die NSDAP-Parteimitgliedschaft erwarb. Nach Hanemanns Eintritt in den Ruhestand folgte ihm im Vorsitz des Sondergerichts 1938 Edmund Mickel – auch er keiner der Altparteigenossen der NSDAP, die in der badischen Justiz allerdings ohnehin kaum vertreten waren.[4] Unter Mickels Vorsitz verlor das Sondergericht Mannheim mit der Erweiterung der Delikte zu Beginn des Zweiten Weltkriegs seine Alleinzuständigkeit für Baden, denn es wurde im Herbst 1940 ein weiteres Sondergericht in Freiburg mit Zuständigkeit für die südbadischen Gerichtsbezirke gebildet.[5] Die weit überwiegende Zahl der badischen Sondergerichtsverfahren wurde jedoch in Mannheim geführt.

Während sich die Akten vieler Sondergerichte nicht erhalten haben, gibt es im Generallandesarchiv Karlsruhe eine sehr breite Überlieferung der in Mannheim geführten Sondergerichtsverfahren. Der Bestand umfasst mehr als 12.000 Archivalieneinheiten,[6] die auch mehrere Hundert Sondergerichtsverfahren dokumentieren, die als Tatort Heidelberg ausweisen. Für die lokalgeschichtliche Forschung wurde dieser

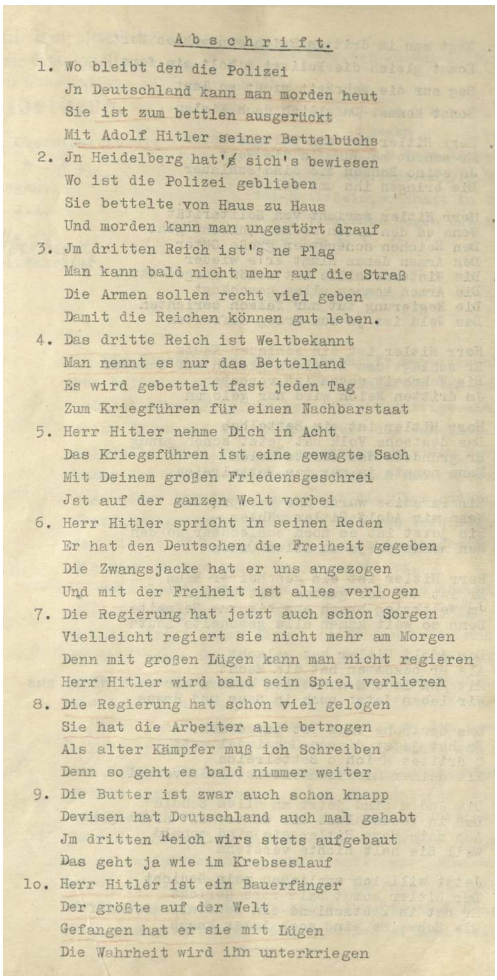
Bestand bislang so gut wie gar nicht genutzt, obwohl die Sondergerichtsakten wichtige Quellen darstellen. Über die Erhellung von individuellen Verfolgungsschicksalen hinaus können sie, so meint der Verfasser dieser Zeilen, vor allem in dreierlei Hinsicht nutzbar gemacht werden: Sie können erstens, da es eine Hauptaufgabe der Sondergerichte war, die Äußerung dissentierender politischer Meinungen zu bestrafen, Einblicke in sonst nicht überlieferte Facetten der vox populi der Diktatur gewähren und aufzeigen, in welchen Punkten sich Kritik an der nationalsozialistischen Herrschaft manifestierte. Sie können zweitens die Strafverfolgungs- und Gerichtspraxis beleuchten und deutlich machen, ob die Justiz auch im „Dritten Reich" noch nach eigenen Regeln funktionierte, wie es deren Protagonisten später immer wieder behaupteten mit dem Hinweis, nur nach Recht und Gesetz gehandelt zu haben,[7] und gleichzeitig veranschaulichen, wo die Grenzen lagen, innerhalb deren dissentierendes politisches Verhalten straffrei möglich war. Drittens, und dies ist vielleicht der wichtigste Aspekt, ermöglichen die Verfahren der Sondergerichte, deren Ausgangspunkt häufig Denunziationen waren, Aussagen darüber, wer die Verantwortung für die politischen Repressionen der nationalsozialistischen Diktatur trug: ein omnipräsenter (geheim-)polizeilicher Apparat, der, wie es in den Nachkriegsdiskursen apodiktisch hieß, jegliche Formen von Opposition im Keime erstickt habe, oder die sich durch Abgrenzung und Diffamierung vermeintlicher Feinde selbst mobilisierende „Volksgemeinschaft", die von der historischen Forschung inzwischen als eine wichtige Antriebskraft des Repressionssystems identifiziert worden ist.[8] Wie diese für das Verständnis der nationalsozialistischen Diktatur allgemein relevanten Fragen in Sondergerichtsakten aufscheinen, sollen die folgenden drei Einzelfallbeispiele verdeutlichen. Sie sind mehr oder minder zufällig gewählt aus den Erträgen einer ersten Sichtung des Karlsruher Bestandes.

Oppositionelle vox populi in einem Schmähgedicht

Angeklagt wurde vor dem Sondergericht Mannheim im Jahr 1936 wegen der Verbreitung eines aus 22 Strophen bestehenden politischen Schmähgedichts Johann Fromm, ein 44-jähriger ehemaliger Gemeinderechner aus Bammental. Der beinamputierte Verdächtige hatte im Frühjahr 1936 einen Kuraufenthalt in Wildbad im Schwarzwald verbracht, und nach seiner Abreise war in einem Schrank in dem von ihm bewohnten Zimmer das inkriminierte Schmähgedicht gefunden worden. Eine Reinigungskraft hatte es dem Leiter des Sanatoriums übergeben und dieser es der Gestapo in Karlsruhe übermittelt.[9] Der mutmaßliche Dichter wurde von der Heidelberger Gestapo vernommen, leugnete zunächst, dass das Gedicht aus seiner Feder stamme, und präsentierte, nachdem der Vergleich mehrerer Handschriftenproben ihn eindeutig belastete, dann die Erklärung, dass er während seines Kuraufenthaltes von einem ihm unbekannten Mann genötigt worden sei, das ihm ebenfalls unbekannte Gedicht abzuschreiben. Er habe es zunächst aufgehoben, um den Mann anzuzeigen, dazu dann aber doch nicht den Mut aufgebracht, weil er meinte, selbst belastet zu werden. Das Blatt mit dem Gedicht habe er schließlich in den Papierkorb in seinem Zimmer geworfen – wie es von dort in seinen Schrank gelangen konnte, sei ihm unerklärlich gewesen.[10]

Die Heidelberger Gestapo war nicht willens, Fromm mit dieser Erklärung davonkommen zu lassen, zumal einer der ermittelnden Beamten sich daran erinnerte,

schon einmal mit einem identischen Schmähgedicht befasst gewesen zu sein: Fünf Monate vor dem Vorfall in Wildbad, am 1. Januar 1936, nämlich war in Heidelberg ein von einem offenkundig fiktiven „H. Schneider" adressierter Brief an den „Führer" aufgegeben worden, der, wie die Beschlagnahme des Schriftstücks gezeigt hatte, eben jenes 22-strophige Schmähgedicht enthielt. Die Ermittlungen waren damals in eine Sackgasse gemündet, wurden nun aber wiederaufgenommen und führten durch einen Schriftvergleich zu einer weiteren Belastung Fromms. Nachdem auch noch seine Ehefrau dessen Handschrift auf den fraglichen Schriftstücken identifizierte und ihn der Gestapo gegenüber als notorischen Querulanten schilderte sowie ein Gutachten des Heidelberger Staatlichen Gesundheitsamtes ihm zwar „einen gewissen Mangel an höherem Urteilsvermögen", „primitive Denkungsart" sowie „Lügenhaftigkeit" attestierte, ihn aber für „nicht geisteskrank" erklärte,[11] hatte der Beschuldigte keine Chance auf einen Freispruch: Das Sondergericht Mannheim verurteilte ihn in dem üblichen Schnellverfahren im Februar 1937 zu einer Gefängnisstrafe von einem Jahr und drei Monaten wegen eines Vergehens nach §4 (Aufforderung oder Anreizung zur Zuwiderhandlung gegen Anordnungen der Reichsregierung) der sogenannten Reichstagsbrandverordnung vom 28. Februar 1933.[12]



Abschrift.

1. Wo bleibt den die Polizei
Jn Deutschland kann man morden heut
Sie ist zum bettlen ausgerückt
Mit Adolf Hitler seiner Bettelbüchs
2. Jn Heidelberg hat's sich's bewiesen
Wo ist die Polizei geblieben
Sie bettelte von Haus zu Haus
Und morden kann man ungestört drauf
3. Jm dritten Reich ist's ne Plag
Man kann bald nicht mehr auf die Straß
Die Armen sollen recht viel geben
Damit die Reichen können gut leben.
4. Das dritte Reich ist Weltbekannt
Man nennt es nur das Bettelland
Es wird gebettelt fast jeden Tag
Zum Kriegführen für einen Nachbarstaat
5. Herr Hitler nehme Dich in Acht
Das Kriegsführen ist eine gewagte Sach
Mit Deinem großen Friedensgeschrei
Jst auf der ganzen Welt vorbei
6. Herr Hitler spricht in seinen Reden
Er hat den Deutschen die Freiheit gegeben
Die Zwangsjacke hat er uns angezogen
Und mit der Freiheit ist alles verlogen
7. Die Regierung hat jetzt auch schon Sorgen
Vielleicht regiert sie nicht mehr am Morgen
Denn mit großen Lügen kann man nicht regieren
Herr Hitler wird bald sein Spiel verlieren
8. Die Regierung hat schon viel gelogen
Sie hat die Arbeiter alle betrogen
Als alter Kämpfer muß ich Schreiben
Denn so geht es bald nimmer weiter
9. Die Butter ist zwar auch schon knapp
Devisen hat Deutschland auch mal gehabt
Jm dritten Reich wirs stets aufgebaut
Das geht ja wie im Krebseslauf
10. Herr Hitler ist ein Bauerfänger
Der größte auf der Welt
Gefangen hat er sie mit Lügen
Die Wahrheit wird ihn unterkriegen

Johann Fromm: Schmähgedicht vom Frühjahr 1936, Strophe 1–10 (Quelle: Generallandesarchiv Karlsruhe, 507 1101)

Bei dem 22-strophigen Gedicht, das Fromm zum Verhängnis wurde, handelt es sich um eine Generalabrechnung mit dem Nationalsozialismus an der Macht, in der sich Enttäuschung über die ausgebliebene Erfüllung vor allem sozialer und wirtschaftlicher Versprechen („Die Butter ist zwar auch schon knapp / Devisen hat Deutschland auch mal gehabt / Im dritten Reich wirs stets aufgebaut / Das geht ja wie im Krebseslauf") und Verdruss über das allgemein repressive Klima seit 1933 („Herr Hitler spricht in seinen Reden / Er hat den Deutschen die Freiheit gegeben / Die Zwangsjacke hat er uns angezogen / Und mit der Freiheit ist alles verlogen") widerspiegeln. Zwar thematisiert das Gedicht in erster Linie den Verrat der Nationalsozialisten im Allgemeinen und Hitlers im Beson-

deren an den einfachen Deutschen („Die Regierung hat schon viel gelogen / Sie hat die Arbeiter alle betrogen"), der Verfasser prangert aber ebenso die versteckte Kriegstreiberei („Herr Hitler nehme Dich in Acht / Das Kriegsführen ist eine gewagte Sach / Mit Deinem großen Friedensgeschrei / Ist auf der ganzen Welt vorbei") wie die antisemitische Politik des Regimes an („Die Juden sind jetzt an allem Schuld / Daß in Deutschland die Wirtschaft nicht geht / Ach nein Herr Hitler sie sind schuld / Weil sie halt nichts verstehn").

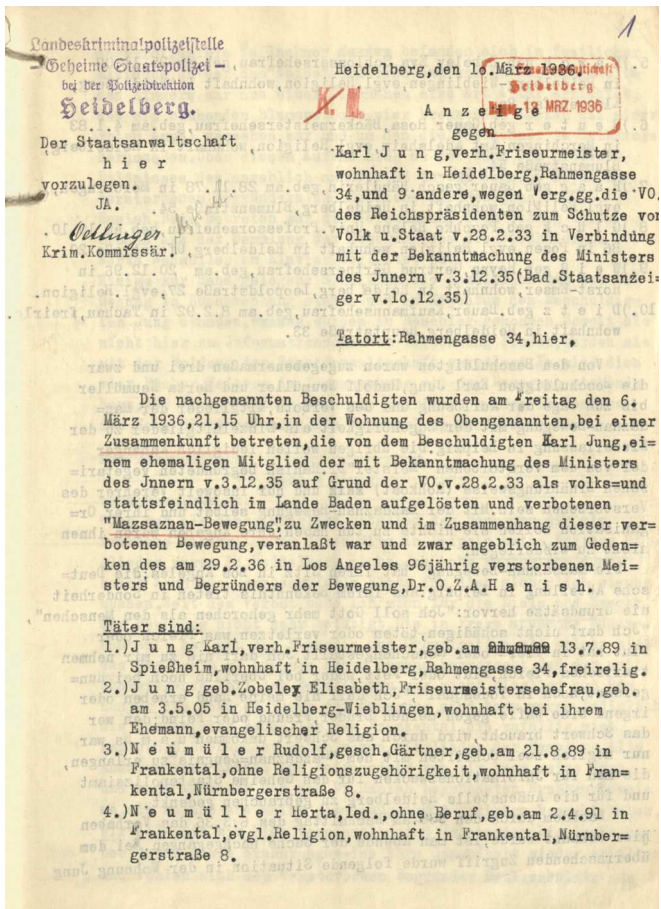
Die regionale Herkunft des Gedichts erschließt sich ganz offensichtlich gleich in der zweiten Strophe („In Heidelberg hat sich's bewiesen / Wo ist die Polizei geblieben / Sie bettelte von Haus zu Haus / Und morden kann man ungestört drauf"), und auch die neunzehnte („Der Adolf Hitler hat gelacht / Als er bekommen hat die Macht / Mit 1000 M. monatlich kommen wir auch nicht aus / Wir leben jetzt auch in Saus und Braus") nimmt möglicherweise Bezug auf regionale Problemlagen: Die badischen Nationalsozialisten nämlich hatten vor der Machtübernahme besonders nachdrücklich für eine Begrenzung der Gehälter im öffentlichen Dienst auf monatlich 1.000 Reichsmark agitiert, und noch 1933 war das Thema virulent geblieben, weil der NS-Ministerpräsident Walter Köhler (1897–1989) einige Anstrengungen unternahm, dieses Vorhaben tatsächlich durchzusetzen, womit er allerdings am Desinteresse seiner Ministerkollegen und des Reichsstatthalters Robert Wagner (1895–1946) sowie dem Widerspruch von nationalen NS-Größen scheiterte.[13] In den nicht allzu zahlreichen Ermittlungen wegen despektierlicher Äußerungen über Wagner und auch Köhler selbst jedenfalls tauchen Verweise auf das generell nicht eingelöste und mit Blick auf die Ministereinkünfte die Realität verhöhnende Versprechen der Gehaltsobergrenzen immer wieder auf.

Einen dritten Hinweis auf die regionale Verortung des Gedichts geben zwei Verse in der elften Strophe: „Sag nur die Wahrheit nicht so laut / Sonst kommst Du gleich nach Kislau". Dass sich der Name des badischen Konzentrationslagers nicht gut ins Reimschema fügt, fällt nicht ins Gewicht, da das Gedicht wohl ohnehin keine literarischen Ansprüche erfüllen wollte. Erinnerungswert mag es aus einem anderen Grund erscheinen: nämlich als zeitgenössisches Zeugnis einiger plausibler Einschätzungen des elementaren Charakters der nationalsozialistischen Herrschaft. Ob diese von Fromm selbst stammten oder ob er nur ein ihm zugänglich gemachtes Gedicht aus anderer Feder in seinen Besitz und später in Umlauf gebracht hatte, vermochte das Sondergericht nicht abschließend zu beurteilen. Es vermutete jedoch systematische parteipolitische Hetze hinter den Versen, galten doch sowohl Fromms Schwiegervater als auch sein Schwager als ehemalige Mitglieder beziehungsweise Sympathisanten der Sozialdemokratischen Partei. Das Gedicht jedenfalls stelle „ein Bekenntnis zum Marxismus" dar, befand das Sondergericht, und auch wenn es „in seiner äußeren Form plump und einfältig sein" möge, so sei „es doch seinem Inhalt nach außerordentlich hetzerisch".[14]

Anhänger einer verbotenen Sekte oder straffreie Vegetarier?

Am Abend des 6. März 1936 hob die Heidelberger Gestapo in der Wohnung des Friseurmeisters Karl Jung in der Rahmengasse in Neuenheim eine Versammlung auf, die sie für ein Treffen der verbotenen Mazdaznan-Bewegung hielt. Hierbei handelte sich um eine am Ende des 19. Jahrhunderts in den USA entstandene religiöse Leh-

re, die auf einer Mischung zarathustrischer, christlicher und hinduistischer Elemente beruhte und nach der Jahrhundertwende auch in Europa, in Deutschland vor allem in den 1920er Jahren in den Kreisen der Lebensreformbewegung, Anhänger fand.[15] In Baden war die Mazdaznan-Bewegung, der die Nationalsozialisten vor allem wegen ihres konsequenten Pazifismus mit Misstrauen begegneten, seit dem Jahresende 1935 verboten, als der Innenminister ihre „Bestrebungen" als „volks- und staatsfeindliche" klassifiziert hatte unter Berufung auf die sogenannte Reichstagsbrandverordnung.[16]



1

Landeskriminalpolizeistelle
– Geheime Staatspolizei –
bei der Polizeidirektion
Heidelberg.

Der Staatsanwaltschaft
hier
vorzulegen.
JA.
Oellinger
Krim.Kommissär.

Heidelberg, den 10. März 1936.

Staatsanwaltschaft
Heidelberg
Eingang 13 MRZ. 1936

K.L.

Anzeige
gegen
Karl Jung, verh. Friseurmeister, wohnhaft in Heidelberg, Rahmengasse 34, und 9 andere, wegen Verg. gg. die VO. des Reichspräsidenten zum Schutze von Volk u. Staat v. 28.2.33 in Verbindung mit der Bekanntmachung des Ministers des Innern v. 3.12.35 (Bad. Staatsanzeiger v. 10.12.35)

Tatort: Rahmengasse 34, hier.

Die nachgenannten Beschuldigten wurden am Freitag den 6. März 1936, 21,15 Uhr, in der Wohnung des Obengenannten, bei einer Zusammenkunft betreten, die von dem Beschuldigten Karl Jung, einem ehemaligen Mitglied der mit Bekanntmachung des Ministers des Innern v. 3.12.35 auf Grund der VO. v. 28.2.33 als volks- und staatsfeindlich im Lande Baden aufgelösten und verbotenen "Mazsaznan-Bewegung", zu Zwecken und im Zusammenhang dieser verbotenen Bewegung, veranlaßt war und zwar angeblich zum Gedenken des am 29.2.36 in Los Angeles 96jährig verstorbenen Meisters und Begründers der Bewegung, Dr. O. Z. A. H a n i s h.

Täter sind:
1.) J u n g Karl, verh. Friseurmeister, geb. am 13.7.89 in Spießheim, wohnhaft in Heidelberg, Rahmengasse 34, freireligiös.
2.) J u n g geb. Zobelex Elisabeth, Friseurmeistersehefrau, geb. am 3.5.05 in Heidelberg-Wieblingen, wohnhaft bei ihrem Ehemann, evangelischer Religion.
3.) N e u m ü l e r Rudolf, gesch. Gärtner, geb. am 21.8.89 in Frankental, ohne Religionszugehörigkeit, wohnhaft in Frankental, Nürnbergerstraße 8.
4.) N e u m ü l l e r Herta, led., ohne Beruf, geb. am 2.4.91 in Frankental, evgl. Religion, wohnhaft in Frankental, Nürnbergerstraße 8.

Anzeige der Gestapo Heidelberg gegen Karl Jung (Quelle: Generallandesarchiv Karlsruhe, 507 6202a)

Wie die Heidelberger Gestapo auf den örtlichen Ableger der Bewegung aufmerksam geworden war, erschließt sich aus der Sondergerichtsakte nicht. In der von ihr verfassten Anzeige heißt es nur: Nachdem das „Vorhaben hier" kurzfristig bekannt geworden sei, habe man sich zu einem „überraschenden Zugriff" entschlossen, bei dem „folgende Situation in der Wohnung Jung angetroffen" wurde:

> „Die Teilnehmer befanden sich in festlicher Kleidung, an der das ‚Weiße' vorherrschend war. An der Längsseite des Zimmers war aus einem Tischchen eine Art Altar errichtet, der mit blühenden Blumenstöcke [sic!], vier brennenden Kerzen und einer roten Ampel verse-

hen war und um den die Teilnehmer im Halbkreis herumsaßen. Über diesem Aufbau hing an der Wand ein größeres Bildnisses [sic!] des angeblich am 29.2.36 in Los Angeles 96jährig verstorbenen Begründers und Meisters der Bewegung Dr. O.Z.A. Hanish. Beim Betreten war die Versammlung beim Gesang eines Liedes aus der Sammlung der Bewegung, das die Beschuldigte Herta Neumüller am Klavier begleitet hat. Einige zur Hand gelegene Schriften, die inhaltlich mit der Bewegung in Zusammenhang stehen und in Eigentum des Beschuldigten Jung standen, wurden in Beschlag genommen".[17]

Nach der Aufnahme der Personalien der Anwesenden wurde die Versammlung aufgelöst und Friseurmeister Jung als der mutmaßliche Initiator der mutmaßlich illegalen Versammlung vernommen. Jung gab dabei zu Protokoll, Einzelmitglied der Mazdaznan-Bewegung gewesen zu sein, die indes in Heidelberg keine weiteren Mitglieder gehabt habe. Seit dem Verbot vom vergangenen Dezember habe er sich für die Zwecke und Ziele der Bewegung nicht mehr betätigt, und die aufgelöste Versammlung habe „mit der Bewegung und Organisation als solche nicht das Geringste zu tun gehabt": Lediglich er selbst und die „Geschwister Neumüller aus Frankental, die zufällig mich heute (6.3.36) besucht haben", seien ehemalige Mitlieder. „Alle anderen sind Kunden und Befreundete von mir bezw. meine Frau, und auch Anhänger der von Dr. Hanish begründeten Ernährungsweise, als solche sie meine diesbezüglichen Vorträge besucht haben". Alle Versammelten seien Vegetarier und hätten

„durch diese Ernährungsweise ihre Gesundheit wieder erhalten und fühlen sich dem verstorbenen Begründer zum Dank verpflichtet, dem sie durch Teilnahme der von mir heute Abend veranstalteten Totengedenkfeier Ausdruck verliehen haben. Wir kannten den Verstorbenen alle persönlich. Er hat 1932 einmal in der Stadthalle hier einen öffentlichen Vortrag über seine Koch- und Ernährungsweise, sowie über Körpergymnastik und Atemkunde Vorträge gehalten. Dr. Hanish war s. Zt. mein Gast und er wurde von vielen Anhängern seiner Ernährungsweise bei mir aufgesucht, so auch von den Beteiligten. Als Anhänger der vegetarischen Ernährungsweise stehen wir alle noch in gegenseitiger freundschaftlicher Verbindung. […] Wir wollten nicht mehr und nicht weniger machen, als dem Toten in einer schlichten Feier zu gedenken. Am Schluss war noch ein Tee vorgesehen. Ich möchte wiederholt erklären, daß die Veranstaltung mit dem Bekenntnis und mit einer Betätigung für die Bewegung nichts zu tun hat".[18]

Gleiches gab das Frankentaler Ehepaar zu Protokoll, das ebenfalls mit der Mazdaznan-Bewegung seit ihrem Verbot nichts mehr zu tun gehabt haben wollte, und die übrigen Verdächtigen – sechs Heidelberger Frauen im Alter von 27 bis 57 Jahren, unter ihnen eine Universitätsprofessorengattin – schilderten sich als bloße Anhängerinnen „der Koch- und Ernährungsweise, wie sie von dem verstorbenen Dr. Hanish erfunden und zusammengestellt wurde. Dem religiösen Bekenntnis der Bewegung als solche, wollen sie ablehnend gegenübergestanden haben. Das Gegenteilige kann ihnen wohl nicht nachgewiesen werden",[19] hielt Kriminalassistent Bender in seiner Anzeige fest. Während die Heidelberger Gestapo also offenkundig der Ansicht war, dass die ehemaligen Mitglieder der Mazdaznan-Bewegung strafrechtlich belangt, die übrigen Versammlungsteilnehmer aber straffrei bleiben sollten, zeigte das Mannheimer Sondergericht wenig Handlungsbereitschaft. Die Staatsanwaltschaft fragte drei Monate später bei der Heidelberger Gestapo nach, ob die Beschuldigten in der Zwischenzeit erneut in irgendeiner Weise für die verbotene Bewegung tätig gewesen seien,[20] und nach dem Ausbleiben relevanter Erkenntnisse ordnete der Oberstaatsanwalt im September 1936 nur den Einzug der im März bei

Jung beschlagnahmten Schriften an,[21] unternahm aber keine weiteren Schritte. Als einen Fall besonderer justizbehördlicher Milde wird man dies nicht beurteilen müssen; allerdings ist in Erinnerung zu rufen, dass in ähnlichen Fällen, etwa bei der Verfolgung von Zeugen Jehovas, kleinere Zusammenkünfte Gleichgesinnter und der Besitz einschlägigen Schrifttums bereits ausreichten, um Gerichtsverfahren in Gang zu bringen.

Nachbarschaftsstreitigkeiten unter dem Deckmantel der Politik

Während die im März 1936 in Neuenheim versammelten Vegetarier entweder auf ein polizeiliches Eingreifen vorbereitet waren oder ad hoc eine plausible Erklärung vorbringen konnten, um den Verdacht zu entkräften, sich für eine verbotene Vereinigung zu betätigen, und deshalb glimpflich davonkamen, hatte es für einen Kirchheimer Handwerker fatale Folgen, dass er im Sommer 1938 ins Visier der Gestapo geriet. Am 4. Juli erstattete dessen Nachbar, der 25-jährige Installateur Georg Dittrich, Strafanzeige gegen den 72-jährigen Wagner Peter Weber. Dieser habe sich, so gab Dittrich, Mitglied der NSDAP seit 1931 und Oberscharführer der SA seit 1933,[22] zu Protokoll, am 2. Juli in der Öffentlichkeit staatsfeindlich geäußert: Weber habe ihn auf offener Straße als einen „Faulenzer" beschimpft, der „schon sein Lebtag nicht" habe „schaffen wollen", „wenns ‚Dritte Reich' nicht kommen wär, wäre er heute noch arbeitslos". Wenn er selbst arbeitslos gewesen wäre, „wäre ich auch zur Partei, zu dene braune Affe. Ich habe sie aber nicht gebraucht". Dittrich gab an, hierauf entgegnet zu haben: „Jetzt habe ich Dich, wir treffen uns vor der Kreisleitung",[23] woraufhin Weber mit der Drohung, ihn erschießen zu wollen, in seine Wohnung gelaufen sei – mutmaßlich, um eine Waffe zu holen. Da Webers Ehefrau ihn davon abgehalten habe, sei es aber nicht zur Eskalation gekommen.

Die Charakterisierung der Nationalsozialisten als „braune Affe" fügte sich für Dittrich gut in das Bild, das er von seinem Nachbarn hatte. Anlässlich des jüngsten Hitlerbesuchs in Heidelberg wenige Monate zuvor habe Weber, so sei ihm zugetragen worden, gesagt: „Meinst ich stell mich da drinn hin und krieg kalte Füss, wege dem Kerl da", und dies hielt Dittrich für typisch, da es sich bei Weber „um einen asozialen Menschen" handele, der „stets gegen Gesetze des Staats verstösst und an Massnahmen des Staates Kritik übt". Er habe ihn bislang nicht zur Anzeige gebracht, so das für einen SA-Mann ungewöhnliche Eingeständnis,

> „weil er mir als gewalttätiger Mensch bekannt ist. Da er sich in politischer Hinsicht strafbar gemacht hat kann ich als Parteimann nicht umhin die Sache zur Anzeige zu bringen. Betr. der gegen mich von Weber gemachten beleidigenden Äusserungen stelle ich Strafantrag, aber nur dann, wenn die Angelegenheit mit der vorliegenden Sache wegen Vergehens gegen das Heimtückegesetz mit erledigt wird".[24]

Der von Dittrich als Augen- und Ohrenzeuge des Vorfalls vom 2. Juli benannte Nachbar Jakob Schläfer, ein 30-jähriger Schmied, wurde von der Gestapo am 9. Juli vernommen, bestätigte die beleidigenden Aussagen Webers – wenn auch in deutlich anderem Wortlaut („Ihr Gauner, Ihr Braune Parteiaffe, die lasst man gaffe. Ihr Spitzbuben, Ihr Tagdiebe") – und versicherte auch, dass Weber Dittrich bedroht habe. Zwar gab Schläfer zu Protokoll, dass er, offenkundig im Gegensatz zu Dittrich, mit Weber nicht „verfeindet" sei, nutzte aber die Gelegenheit zu einer eigen-

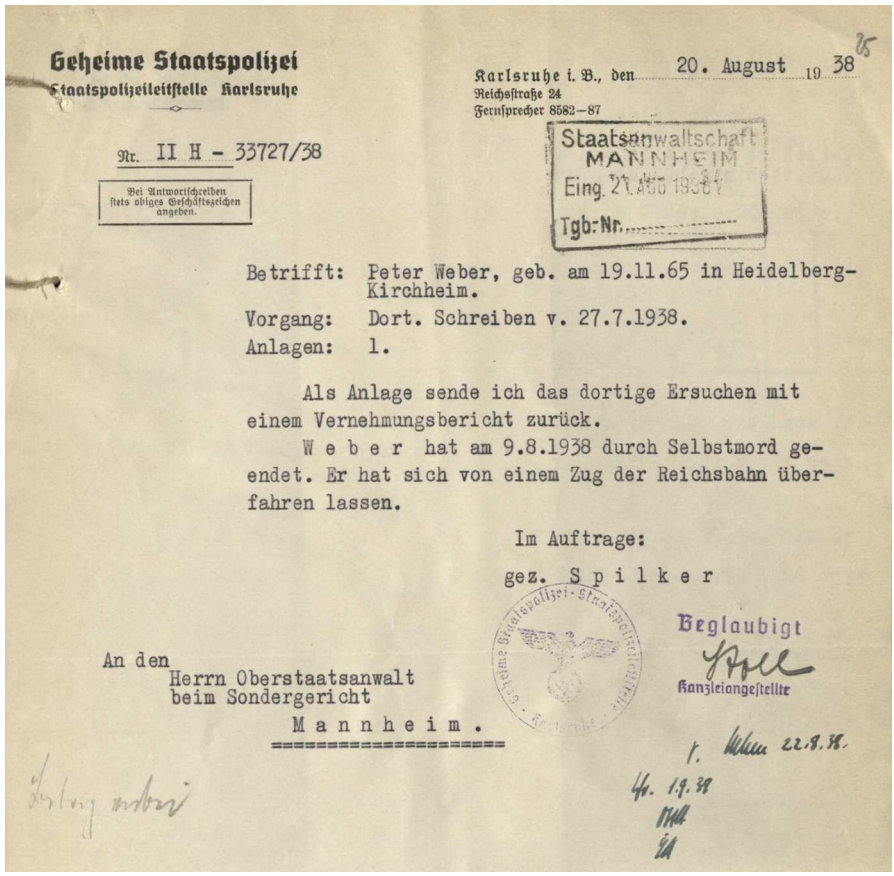
ständigen Denunziation und trug weitere vermeintlich staatsfeindliche Äußerungen Webers vor: Dieser habe sich insbesondere über schwangere Frauen lustig gemacht („Die setzen blos Kinder auf die Welt ums Reich aufzuziehen") und über das Winterhilfswerk abfällig geäußert („die komme nur um zu sammeln, ich gebe nichts, für die habe ich nichts").[25]

Die Gestapo hielt dies für ausreichend, um die Ermittlungen fortzusetzen, und verhörte den Beschuldigten am 13. Juli. Weber räumte dabei die Beleidigung Dittrichs ein, der allerdings eine Provokation vorangegangen sei: Sein Nachbar habe am fraglichen Tag gegenüber seinem Kind geäußert, dass „der alte Lump" jetzt „bald krepieren" würde, was er auf sich bezogen habe. Er habe sich dadurch zu Äußerungen „hinreissen lassen, die ich sonst nicht getan hätte". Mit den Worten „Du gehörst nach Neuenheim zu den brauen Affen" habe er allerdings nicht „eine Gliederung der Partei gemeint. Genau weiss ich nicht mehr was ich sagte, da ich an dem fraglichen Tag angetrunken war. Wenn ich tatsächlich etwas gesagt haben sollte, was als Beleidigung der Bewegung anzusehen ist, so tat ich dies nicht mit Absicht". Ob er Dittrich bedroht habe, könne er nicht mehr sagen; jedenfalls besitze er gar keine Schusswaffe. Die ihm vorgehaltenen weiteren Aussagen leugnete Weber: Er habe sich weder über schwangere Frauen noch über das Winterhilfswerk abfällig geäußert, und als „der Führer im Frühjahr 1938 in Heidelberg war, war ich ebenfalls nach dort gekommen, um ihn zu sehen".[26]

Unmittelbar nach der Vernehmung Webers fertigte Kriminalsekretär Kunz einen Schlussbericht des Vorfalls, in dem er eingangs hervorhob, dass der Anzeige „mehr persönliche als politische Motive" Dittrichs zugrunde gelegen haben dürften. Da beide seit einiger Zeit in Streit – dabei ging es offenkundig auch darum, dass Weber frühmorgens mit einer Säge hantierte, wodurch Dittrich seine Nachtruhe gestört sah – lebten, sei es „leicht möglich, dass Didtrich [!] den Beschuldigten durch Gebärden und Redensarten in Wut brachte, wodurch dieser, wie durch den Zeugen Schläfer einwandfrei bewiesen, die staatsfeindlichen Äusserungen getan hat". Gegen den Beschuldigten spreche, dass er „bereits im Jahre 1935 wegen staatsfeindlicher Redensarten hier in Erscheinung getreten" sei. Zur Einleitung eines Strafverfahrens sei es damals allerdings nicht gekommen, da die Zeugen „keine einwandfreien Angaben machen konnten". Weber sei „aber ernstlich verwarnt worden". Vor diesem Hintergrund hielt Kunz nun die Einleitung eines Strafverfahrens für geboten, plädierte aber zugleich für eine milde Bestrafung: In Anbetracht seines Alters und des Umstands, dass „er nicht mehr im Vollbesitze seiner Geisteskräfte sein dürfte", komme „nach Ansicht des Unterzeichneten für ihn eine Freiheitsstrafe nicht mehr in Frage. […] Es dürfte in vorliegendem Falle, nach Lage der Sache, evtl. eine Geldstrafe als genügende Sühne angesehen werden können, zumal eine solche den Beschuldigten bei seiner schlechten wirtschaftlichen Lage empfindlich treffen wird".[27]

Auf Seiten der Staatsanwaltschaft – zunächst befasst war der Oberstaatsanwalt beim Landgericht Heidelberg – beurteilte man den Fall offenkundig ähnlich wie der Kriminalsekretär der Gestapo, denn es wurde zunächst kein Strafverfahren eingeleitet, sondern eine Begutachtung des Beschuldigten durch das Staatliche Gesundheitsamt Heidelberg angeordnet. Zu dieser kam es jedoch nicht: Der Aufforderung, dort zu erscheinen, leistete Weber keine Folge; er verübte, wie es in einer Polizeimeldung hieß, „am 9. August 1938 durch Überfahrenlassen von der Eisenbahn, beim Römerübergang, Selbstmord".[28] Auch wenn die schmale Sondergerichtsakte

keine verlässlichen Aussagen über die Motive der Selbsttötung zulässt, liegt doch wegen der Koinzidenz der Ereignisse die Vermutung nahe, dass Weber die vermeintliche Schmach einer Untersuchung seines Geisteszustandes nicht über sich ergehen lassen wollte und er, plakativ formuliert, durch zwei Denunzianten aus seiner Nachbarschaft in den Tod getrieben wurde.



Geheime Staatspolizei
Staatspolizeileitstelle Karlsruhe

Nr. II H - 33727/38

Bei Antwortschreiben stets obiges Geschäftszeichen angeben.

Karlsruhe i. B., den 20. August 1938
Reichsstraße 24
Fernsprecher 8582—87

Staatsanwaltschaft MANNHEIM
Eing. 21. AUG 1938
Tgb.-Nr.

Betrifft: Peter Weber, geb. am 19.11.65 in Heidelberg-Kirchheim.
Vorgang: Dort. Schreiben v. 27.7.1938.
Anlagen: 1.

Als Anlage sende ich das dortige Ersuchen mit einem Vernehmungsbericht zurück.

W e b e r hat am 9.8.1938 durch Selbstmord geendet. Er hat sich von einem Zug der Reichsbahn überfahren lassen.

Im Auftrage:
gez. S p i l k e r

Beglaubigt
Kanzleiangestellte

An den
Herrn Oberstaatsanwalt
beim Sondergericht
M a n n h e i m .

Nachricht der Gestapo Karlsruhe über den Selbstmord von Peter Weber am 20. August 1938 (Quelle: Generallandesarchiv Karlsruhe, 507 7953)

Ausblick

Die drei hier skizzierten Sondergerichtsfälle sprechen zunächst nur für sich. Sie lassen keine Verallgemeinerungen zu, erlauben es aber, gängige Vorstellungen über die Funktionsweise der nationalsozialistischen Herrschaft in Frage zu stellen: Konnte die Propaganda der „Volksgemeinschaft" mit ihren sozialen Verheißungen tatsächlich eine große Bindekraft entfalten, wenn ein plumpes Schmähgedicht, wie es Johann Fromm in Besitz hatte, sie als Lügenkonstrukt entlarvte? War die Justiz tatsächlich durchgehend willfährige Dienerin der nationalsozialistischen Parteiinteres-

sen, wenn das Mannheimer Sondergericht den Neuenheimer Sympathisanten der Mazdaznan-Bewegung ihre Camouflage durchgehen ließ? Und: Besetzte die Gestapo im Repressionssystem der Diktatur immer die Schurkenrolle, wenn Kriminalsekretär Kunz den Kirchheimer Denunzianten mit Skepsis begegnete und dem vermeintlichen Staatsfeind Peter Weber ein glimpfliches Nachspiel des Vorfalls zu ermöglichen versuchte? Um nicht nur Fragen zu stellen, sondern möglicherweise Antworten zu geben, bedürfte es einer systematischen Auswertung der Sondergerichtsakten. Für die Fälle, die als Tatort Heidelberg ausweisen, möchte der Verfasser dieser Zeilen das demnächst in Angriff nehmen.

Anmerkungen

1 Reichsgesetzblatt 1933, S. 135.
2 Vgl. Reichsgesetzblatt 1933, S. 136f.
3 Generallandesarchiv Karlsruhe (im Folgenden: GLA) 233 24318, Protokoll der Sitzung vom 27.3.1933.
4 Vgl. Michael Kißener: Richter der „alten Schule". Alfred Hanemann, Edmund Mickel, Landgerichtspräsidenten und Vorsitzende des Sondergerichts Mannheim, in: Michael Kißener und Joachim Scholtyseck (Hgg.): Die Führer der Provinz. NS-Biographien aus Baden und Württemberg, Konstanz 1997, S. 201–224.
5 Vgl. Christiane Oehler: Die Rechtsprechung des Sondergerichts Mannheim 1933–1945, Berlin 1997, S. 30.
6 Vgl. https://www2.landesarchiv-bw.de/ofs21/olf/einfueh.php?bestand=11769 (Zugriff am 26.8.2018).
7 Dies behauptete zum Beispiel Alfred Hanemann in seinem Spruchkammerverfahren. Er wisse sich von dem „Vorwurf einer harten, grausamen, die Gebote der Gerechtigkeit und Menschlichkeit verletzenden Behandlung der Personen durchaus frei, mit denen sich das Sondergericht unter meinem Vorsitz oder mit denen ich mich überhaupt als Richter zu befassen hatte"; GLA 465a 56/S/1, Schreiben vom 5.4.1946.
8 Vgl. zum Beispiel Robert Gellately: Allwissend und allgegenwärtig? Entstehung, Funktion und Wandel des Gestapo-Mythos, in: Gerhard Paul und Klaus-Michael Mallmann (Hgg.): Die Gestapo – Mythos und Realität, Darmstadt 1995, S. 47–70.
9 Vgl. GLA 507 1101, Schreiben des Direktors des Haupt-Versorgungsamtes Südwestdeutschland an die Geheime Staatspolizei Karlsruhe vom 12.5.1936.
10 Vgl. ebd., Protokoll der Vernehmung Fromms vom 15.6.1936.
11 Ebd., Gutachten vom 16.9.1936.
12 Vgl. ebd., Urteil vom 12.2.1937.
13 Vgl. zum Beispiel GLA 233 24318, Protokoll der Sitzung des Staatsministeriums vom 20.12.1933.
14 GLA 507 1101, Urteil vom 12.2.1937.
15 Vgl. Bernd Wedemeyer-Kolwe: „Der neue Mensch": Körperkultur im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, Würzburg 2004, S. 153–164.
16 Badischer Staatsanzeiger vom 10.12.1935.
17 GLA 507 6202a, Anzeige vom 10.3.1936.
18 Ebd.
19 Ebd.
20 Vgl. ebd., Schreiben vom 10.6.1936.
21 Vgl. ebd., Schreiben vom 16.9.1936.
22 Vgl. Stadtarchiv Heidelberg, Amt für öffentliche Ordnung Zugang 1-84 Nr. 34, Mitteilung der Zentralspruchkammer Nordbaden an das Paß- und Meldeamt Heidelberg vom 4.12.1948.
23 GLA 507 7953, Strafanzeige vom 4.7.1938.
24 Ebd.
25 Ebd., Vernehmungsprotokoll vom 9.7.1938.
26 Ebd., Vernehmungsprotokoll vom 13.7.1938.
27 Ebd., Schlussbericht vom 14.7.1938.
28 Ebd., Notiz vom 12.9.1938.

Viktor Fichtenau

Fritz Ernst und das Heidelberger Historische Seminar[1]

Einleitung

Die Wiedereröffnung der Universitäten nach dem Zweiten Weltkrieg war ein zentraler Bestandteil des demokratischen Neubeginns in Deutschland. In Heidelberg bildete sich zeitnah nach dem Einmarsch der amerikanischen Truppen der sogenannte Dreizehnerausschuss aus „unbelasteten" Professoren, der die Wiedereröffnung der Universität maßgeblich vorantrieb. Ihm gehörte auch der Historiker Fritz (Friedrich Wilhelm) Ernst (1905–1963)[2] an. In der Forschung wurde sein Einsatz für die Universität hervorgehoben. Auch die Nachrufe auf Ernst loben seine „Leistungen für das Wiedererstehen und Wiedererstarken unserer geliebten Ruperto-Carola nach dem Zweiten Weltkrieg, der er seine ganze Kraft und zum guten Teil die Substanz seiner zarten sensiblen Nerven geopfert hat",[3] so beispielsweise Karl Engisch in einer Gedenkrede. Bei der Wiedereröffnung des Historischen Seminars und bei der Besetzung der historischen Lehrstühle hatte Ernst als einzig verbliebener Ordinarius entscheidenden Einfluss. Im Folgenden soll untersucht werden, welche Institutionen und welche Kriterien auf die Personalentscheidungen nach 1945 einwirkten – so bei der Wiedereingliederung der Historiker Willy Andreas (1884–1967) sowie Walther Peter Fuchs (1905–1997) in den Lehrkörper der Universität. Dabei sind die Rolle der betroffenen Wissenschaftler im NS-Regime und der Ablauf der Entnazifizierungsverfahren in den Blick zu nehmen. Welche Institutionen – US-Militärverwaltung, Universitätsorgane, Kultusbehörde – setzten jeweils ihre Vorstellungen durch? Waren die Personalentscheidungen durch sachlich fundierte Auswahlkriterien oder auch durch persönliche Sympathien bzw. Animositäten bestimmt?

Fritz Ernst (Foto: Universitätsarchiv Heidelberg, BA Pos I 00779)

Wiedereröffnung der Universität Heidelberg

Unmittelbar nach ihrem Einmarsch in die Stadt hatten die Amerikaner die Universität geschlossen, um das gesamte Personal einer politischen Überprüfung durch Fragebogen zu unterziehen.[4] Der sogenannte Dreizehnerausschuss, der sich mit Zustimmung und unter Teilnahme zweier CIC-Agenten (Nachrichtendienst der US-Armee) in der Wohnung des Philosophen Karl Jaspers (1883–1969)

traf, drängte entgegen den Plänen der Amerikaner darauf, die Universität bereits zum Wintersemester 1945/46 zu eröffnen.[5] In den Augen des Soziologen Alfred Weber (1868–1958) waren der Mediziner Karl Heinrich Bauer (1890–1978),[6] der 1943 nach Heidelberg berufen worden war, sowie Ernst die geeigneten Kandidaten für die Posten des Rektors und Prorektors.[7] Am 8. August 1945 wurde Bauer vom Großen Senat, der aus unbelasteten Professoren gebildet worden war, zum Rektor gewählt; Ernst wurde Prorektor.[8] Beide mussten allerdings noch von der Militärregierung bestätigt werden. Die Kandidatur Ernsts stieß bei der Militärregierung den Notizen Bauers zufolge auf Widerstand.[9] Noch am 7. August vermerkte auch der Universitätskontrolloffizier Edward Hartshorne (1912–1946): „Ernst will apparently be unacceptable as Pro-Rector",[10] offensichtlich aufgrund seiner Mitgliedschaft in der SA zwischen Herbst 1933 und Frühjahr 1935.[11] Bauer führte die Abneigung der Militärregierung gegen Ernst zudem auf eine Denunziation „from his ‚one enemy' [Willy] Andreas"[12] zurück, was Hartshorne jedoch verneinte. Ernst wurde als Prorektor schließlich bestätigt, nicht zuletzt, weil Bauer, der in Ernst einen verlässlichen Kollegen sah, sich bei der Militärregierung für ihn einsetzte: „Der Rektor wußte, daß auf die Integrität von Ernst Verlaß war, und setzte sich schließlich bei Hartshorne durch. Die Gründe für Hartshornes ablehnende Haltung kamen dabei nicht zur Sprache",[13] so Renato de Rosa anhand der Angaben aus dem Nachlass Bauers.

Eike Wolgast zufolge soll das „ursprünglich freundschaftliche Verhältnis"[14] zwischen Andreas und Ernst 1942 an einer Bagatelle zerbrochen sein. In seinen um 1960 verfassten Memoiren erinnert sich Ernst, dass „Andreas […] bald giftig wegen meines Einflusses auf die Studenten [wurde]."[15] Was tatsächlich zum Streit zwischen den Kollegen geführt hatte, ließ sich anhand des eingesehenen Materials nicht ermitteln. Der erste Nachkriegsrektor Bauer sah im feindschaftlichen Verhältnis der beiden Historiker indessen ein Hindernis für die Wiedereröffnung der Universität und versuchte, beide Parteien zu versöhnen.[16] Bauer verband mit Ernst ein freundschaftliches Verhältnis, aber er wollte auch Andreas in die Wiedereröffnung der Universität einbinden.[17] Andreas lehnte jedoch sowohl seine Versöhnung mit Ernst als auch die aktive Mitarbeit bei der Wiedereröffnung der Ruperto Carola ab.[18]

Willy Andreas (Foto: Universitätsarchiv Heidelberg, BA Pos I 00039)

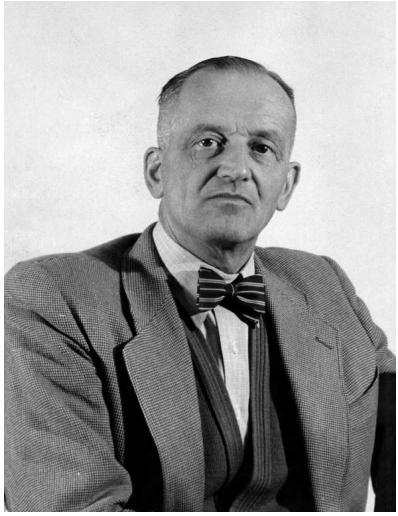
> „Wenn Sie mich bitten, das Kriegsbeil zwischen Ernst und mir zu begraben, so kann ich zunächst nur die Hoffnung aussprechen, daß der gleiche Anruf nicht bloß an mich ergangen sein möge. Ich darf aber zu Ihrer Orientierung auch in Kürze hinzufügen, daß jene für mich einst unausweichlich gewordene menschliche Distanzierung amtliche Möglichkeiten unmittelbarer sachlicher Zusammenarbeit in unserem gemeinsamen Seminar in keiner Weise ausschloß, daß sie aber nicht einmal in dringend notwendigen Fällen ergriffen wurden."[19]

Von der Spruchkammer Heidelberg wurde Ernst am 17. August 1946 zunächst als Mitläufer eingestuft und zu einer Geldstrafe von 500 RM verurteilt.[20] Dagegen legte er Einspruch ein und beantragte die Wiedereinsetzung in seinen vorigen Stand. Die Spruchkammer entlastete ihn schließlich am 13. September 1946, indem sie den freiwilligen Austritt aus der SA als „wichtiges Entlastungsmoment"[21] heranzog. Auch konnte Ernst mit zahlreichen Entlastungszeugnissen nahelegen, dass er „unter der Herrschaft des Nationalsozialismus wissenschaftliches und damit nicht nationalsozialistisches historisches Denken in seinen Schülern erweckte"[22] – so die Urteilsbegründung.

Nach dem Abitur am Stuttgarter Karlsgymnasium hatte Ernst von 1923 bis 1927 Geschichte und Germanistik in Tübingen und Berlin studiert. Der Tübinger Historiker Johannes Haller, mit dem Ernst einen regen Briefwechsel führte,[23] inspirierte den jungen Studenten zu einer Karriere in der Geschichtswissenschaft. 1927 wurde Ernst mit einer Arbeit über die „wirtschaftliche Ausstattung der Universität Tübingen in ihren ersten Jahrzehnten (1477–1534)" von Haller promoviert.[24] Bis 1935 lehrte Ernst in Tübingen als Privatdozent an der Seite von Heinrich Dannenbauer (1897–1961), der 1933 auf den Lehrstuhl von Johannes Haller gegen den Willen der Philosophischen Fakultät berufen worden war.[25] Zwischen 1935 und 1937 übernahm Ernst Lehrstuhlvertretungen in Erlangen, Kiel, Würzburg und Heidelberg, wohin er schließlich 1937 berufen wurde.

Nach 1945 sah die badische Landesbezirksverwaltung in Karlsruhe die Karriere von Ernst und insbesondere seine Berufung auf den Heidelberger Lehrstuhl mit nur 32 Jahren durchaus skeptisch. Im Nachlass des Landesbezirkspräsidenten Heinrich Köhler (1878–1949) befindet sich ein Auszug aus Ernsts Lebenslauf, in dem seine Karriere vom Ministerialrat Eugen Thoma (1877–1955) kritisch kommentiert wird: „Unerhört rasche Karriere! Mit 30 Jahren Stellvertreter ordentlicher Professoren (im dritten Reich!) Bei [Paul; V.F.] Schmitthenner[26] Liebkind."[27] Handschriftlich ergänzte Thoma am 14. Februar 1947: „Bei allen NS-Dienststellen gut angeschrieben."[28] Der Lebenslauf wurde offensichtlich infolge des „Erlasses über die Meldung der Einstellung von Beamten und Angestellten im öffentlichen Dienst" vom 26. August 1946 angefertigt, zumal der Text dieses Erlasses auf der Rückseite abgedruckt ist. Ihm zufolge bedurfte die Einstellung, beziehungsweise Wiedereinstellung eines Beamten der Genehmigung des Befreiungsministers. Im Falle Ernsts entfiel diese Genehmigungspflicht, weil er bereits am 13. September 1946 von der Heidelberger Spruchkammer entlastet worden war.

Bis zum Sommersemester 1949 blieb Ernst der einzige Historiker in Heidelberg. Sowohl Paul Schmitthenner als auch der Neuzeithistoriker Andreas[29] wurden von der Militärregierung entlassen. Andreas war im Gegensatz zu Schmitthenner allerdings weder Mitglied der NSDAP noch einer anderen NS-Organisation gewesen. Eine Wiedereinstellung von Andreas scheiterte schließlich am Widerstand der amerikanischen Militärregierung sowie der badischen Unterrichtsverwaltung, die den Heidelberger Lehrstuhl für Neuere Geschichte dem Landesdirektor für Unterricht und Kultus Franz Schnabel (1887–1966)[30] reservieren wollte. Als einziger verbliebener Ordinarius am Historischen Seminar hatte indessen auch Ernst einen großen Einfluss auf die Wiederbesetzung des Lehrstuhls innerhalb der Philosophischen Fakultät.



Franz Schnabel (Foto: Generallandesarchiv Karlsruhe, J-As S 252)

Bemühungen Franz Schnabels um eine Berufung auf den Heidelberger Lehrstuhl

Am 5. September 1945 wurde der Karlsruher Historiker Schnabel nach der Aufhebung seiner Zwangsemeritierung von der amerikanischen Militärregierung zum Landesdirektor für Kultus und Unterricht im Landesbezirk Nordbaden ernannt und mit dem Aufbau des gesamten Schulwesens einschließlich der beiden Hochschulen Heidelberg und Karlsruhe beauftragt.[31] Bei einer Bürgermeisterversammlung Nordbadens am 3. November kritisierte Schnabel die Situation an der Heidelberger Universität, die laut Ernst den Ruf hatte, „die radikalste Universität im Sinne der NSDAP zu sein",[32] und warnte vor einer Wiederherstellung der Weimarer Verhältnisse:

> „Was die Universität Heidelberg betrifft, so sind zwar ihre Gebäude erhalten, dass aber auch die Universität unzerstört sei, wird man nicht behaupten wollen. Wir wissen, dass die meisten nationalsozialistischen Funktionäre, die in der Zeit von 1933 bis 1945 als Ärzte, als Richter, als Schulmänner und Literaten den deutschen Geist vor der ganzen Welt kompromittiert haben, in der Zeit von 1919 bis 1933 an deutschen Universitäten zum Doktor promoviert sind, und man frägt sich mit Recht, ob sie denn dort nie etwas davon erfahren haben, was Wissenschaft denn eigentlich ist."[33]

Aufgrund der Entlassung von Andreas aus dem Lehrkörper blieb der Lehrstuhl für Neuere Geschichte vakant, woraufhin die badische Unterrichtsverwaltung von der Philosophischen Fakultät eine Vorschlagsliste einforderte, bestenfalls mit Schnabel an der Spitze, da „dabei als naheliegend angenommen [wurde], dass Landesdirektor Prof. Schnabel für diesen Lehrstuhl qualifiziert sei",[34] so Thoma in einem Schreiben an die Militärregierung. Nach „mehrfachen mündlichen Verhandlungen" wurde die Kandidatur Schnabels von der Philosophischen Fakultät schließlich abgelehnt.[35] Obwohl seine Kandidatur aufgrund seiner Stellung in der badischen Verwaltung ohnehin chancenlos war, entzündete sich trotzdem eine Auseinandersetzung zwischen der Universität und der badischen Unterrichtsverwaltung. Rektor Hans von Campenhausen (1903–1969) warf in seinem „Tatsachenbericht" vom 17. April 1947 zunächst Köhler vor, die Wiedereröffnung der Universität im Spätjahr 1945 verhindert haben zu wollen, und verurteilte dann Schnabels Rede bei der Bürgermeisterversammlung am 3. November 1945 als einen „Angriff auf die Universität […] in aller Öffentlichkeit"[36]. „Dieser Angriff wurde von allen damaligen Lehrern der Universität als unerhört empfunden", so Campenhausen weiter in seinem Bericht. Die Philosophische Fakultät pochte ihrerseits auf ihr Korporationsrecht und lehnte in einem Memorandum vom 1. Februar 1947 die Berufung Schnabels nach Heidelberg ab: „Es scheint der Universität mit der akademischen Tradition unvereinbar, die Beru-

fung des zur Zeit der Berufungsverhandlungen leitenden Beamten der für sie zuständigen Unterrichtsverwaltung auf einen Lehrstuhl hinzunehmen."[37] Neben einer Reihe von weiteren Anschuldigungen warf die Fakultät Schnabel auch vor, im Falle von Willy Andreas eingegriffen zu haben, „um seine Beseitigung zu erreichen."[38] Dieses Schreiben wurde von Campenhausen, dem Dekan der Philosophischen Fakultät Otto Regenbogen (1891–1966) sowie unter anderem von Karl Heinrich Bauer, Karl Jaspers und Fritz Ernst unterzeichnet. Daraufhin wurde sowohl die Öffentlichkeit als auch die amerikanische Militärregierung auf die Vorgänge in Heidelberg aufmerksam. Die Amerikaner verlangten von der Universität und von der deutschen Verwaltung eine Erklärung.

Schnabel sah sich aufgrund der gegen ihn erhobenen Vorwürfe zu einer Rechtfertigung gezwungen.[39] Auf sechs Seiten nahm er am 19. Februar 1947 zu den Beschuldigungen Stellung und erklärte Folgendes zum Fall Andreas:

> „Die Art und Weise, wie in der Darstellung des Dekans der Philosophischen Fakultät neben meiner vermeintlichen Untätigkeit in allen obigen Angelegenheiten meine angebliche Aktivität in Sachen des Professors Andreas gestellt wird, macht aus mir ein moralisches Ungeheuer. Ich habe hierzu folgendes zu sagen. Wenige Tage, nachdem ich am 5. September 1945 mein Amt als Landesdirektor angetreten hatte, erschien der mir bis dahin persönlich ganz unbekannte Prof. Fritz Ernst in meiner Wohnung […]. Er schilderte mir seine jahrelangen Differenzen und Schwierigkeiten mit Professor Andreas, nannte ihn einen Psychopathen etc. Dies war das einzige Gesprächsthema seines Besuchs […]. Dass die Machtstellung, welche Professor Andreas Jahrezehntelang [sic] im deutschen akademischen Leben einnahm, ein grosser Schaden war, habe ich immer betont, und es erscheint mir ein Teil der kommenden Hochschulreform zu sein, die Wiederkehr solcher Zustände im Interesse des wissenschaftlichen Nachwuchses zu verhindern."[40]

Dieses ursprünglich an Köhler gerichtete Schreiben erreichte am 17. März 1947 Campenhausen. Als Reaktion auf die Anschuldigungen gegenüber Ernst trat Otto Regenbogen als Dekan der Philosophischen Fakultät zurück.[41] Die Angelegenheit war auch deshalb politisch so heikel, weil die Universität einen Eingriff in die akademische Selbstverwaltung fürchtete, wie Ernst gegenüber Jaspers am 4. Februar 1947 äußerte:

> „Es besteht die grosse Gefahr: wir werden müde, die Gutwilligen verzweifeln, aber die reinen Politiker, die nichts anderes zu tun haben, halten aus. Sie werden die Formen bestimmen. Für die Universität im öffentlichen Leben würde das bedeuten, dass Köhler und Konsorten sich den öffentlichen Prestigeverlust der Universität zunutze machen und uns im Rahmen der Staatsverwaltung zur Schule degradieren. Fakultät: die Fakultätsfrage ist die Regenbogenfrage. In allen wichtigen Fragen hat Regenbogen versagt. In allen Fragen, in denen es auf persönliche Initiative ankam, hat er nachgegeben. In Berufungsfragen, die neben der sonstigen Ergänzung des Lehrkörpers die allein wichtigen sind, hat er wenig getan."[42]

Ernsts Rolle im Fall Andreas

Die vergeblichen Bemühungen Schnabels um den Heidelberger Lehrstuhl für Neuere Geschichte und die Anschuldigungen der Philosophischen Fakultät bestimmten schließlich auch Ernsts Verhalten gegenüber seinem ehemaligen Kollegen Andreas,

deren angespanntes, ja feindschaftliches Verhältnis oben bereits angesprochen wurde. Campenhausen vermerkte in seinen Erinnerungen hierzu: „Ernst haßte den kleinen, etwas wichtigen großen Mann und hat, fürchte ich, hinter den Kulissen das Seine getan, um dessen Rückkehr zu verhindern".[43] An der Fakultätssitzung vom 7. Mai 1947 nahm Ernst zu den von Schnabel erhobenen Vorwürfen Stellung:

> „Zu Punkt 8 des Schreibens gibt Herr Ernst nähere Erklärungen ab, die erkennen lassen, daß die Darstellung von Herrn Schnabel auf irrtümlichen Voraussetzungen beruht und das fragliche Gespräch im Juni 1945 und nicht im September stattgefunden hat, also bevor die beiden Beteiligten eine offizielle Stellung innehatten. Insofern kann nicht das weitere Verhalten des Herrn Landesdirektors auf das Gespräch zurückgeführt werden. Herr Jaspers bezeugt, daß die Initiative ausschließlich bei Herrn Schnabel lag. Die Fakultät billigt den Wortlaut des Antwortschreibens."[44]

Letztlich lässt sich nicht mehr rekonstruieren, auf wessen Initiative das Gespräch zwischen Ernst und Schnabel stattfand. Beide hatten persönliches Interesse am Fernbleiben von Andreas. Ernst bestritt nicht das Gespräch an sich sowie dessen Inhalt, sondern lediglich den Zeitpunkt; Jaspers verlieh der Stellungnahme durch seine Autorität als Ehrensenator zusätzliches Gewicht. Ernst rechtfertigte sich zudem gegenüber Jaspers in einem Brief am 22. Januar 1947 und betonte, dass er als Instrument der „Denazifizierungspolitik der Militärregierung"[45] Andreas entlassen musste. Ernst verlor sich hier allerdings im Schleier seines Gedächtnisses, zumal nicht die Universität, sondern die Militärregierung die Entlassung von Andreas aussprach.

Aufgrund der Entlassung aus dem Lehrkörper am 18. Februar 1946 hatte der formal unbelastete Andreas einen schweren Stand in der Affäre um seine Rückkehr auf den Heidelberger Lehrstuhl. Er wurde bereits von der Rektorenwahl am 8. August 1945 von der Militärregierung ausgeschlossen, was er als „Diskriminierung"[46] empfand. Grund für diesen Ausschluss war ein Schreiben des Gaupersonalamtsleiters, in dem Andreas als „absolutely reliable politically"[47] charakterisiert worden war. Daneben sah die Militärregierung vor allem die Aufnahme von Horst Wessel in die von Andreas herausgegebene Reihe „Die Großen Deutschen" als eine deutliche Konzession an den Nationalsozialismus an.[48] Eine Zukunft in Heidelberg erschien Andreas Ende 1945 zunehmend unmöglich, weshalb er am 19. Januar 1946 beim Minister für Kultus und Unterricht eine Emeritierung in gesetzlicher Form beantragte. Er begründete seinen Antrag mit einem geschwächten Gesundheitszustand, der ihm nicht mehr erlaube, Seminare und Vorlesungen zu halten.[49] In der Fakultät wurde daraufhin eine Kommission für die Neubesetzung seines Lehrstuhls gebildet, der Jaspers, Regenbogen sowie der Althistoriker Hans Schaefer (1906–1961) und Ernst angehörten.[50] Entlassen wurde Andreas am 18. Februar 1946 allerdings auf Befehl der Militärregierung.[51] Ungeachtet der oben bereits erwähnten Vorgänge um den vakanten Lehrstuhl für Neuere Geschichte war es folglich die Militärregierung, die eine Wiederkehr von Andreas in sein Amt zunächst blockierte.

Am 28. März 1947 wurde Andreas von der Spruchkammer Heidelberg entlastet, und das Verfahren gegen ihn wurde eingestellt. Die Urteilsbegründung stützte sich unter anderem auf entlastende Gutachten von Karl Heinrich Bauer und der Philosophischen Fakultät.[52] Die Militärregierung erkannte den Entlastungsbescheid jedoch nicht an, weshalb Andreas nicht wieder in sein Amt eingesetzt werden konnte. Für ihn blieb nur noch die Emeritierung, für die er weitere zwei Jahre kämpfen musste.[53] Die Philosophische Fakultät unterstützte ihn in diesem Vorhaben unter der

Bedingung, dass Andreas als emeritierter Professor keine Lehrveranstaltungen in Heidelberg mehr abhält.[54]

Köhler lehnte eine Emeritierung jedoch ab und forderte die Spruchkammer Heidelberg sogar auf, das Urteil zu überprüfen.[55] Der Widerstand gegen die Wiedereinsetzung von Andreas auf seinen Heidelberger Lehrstuhl kam folglich sowohl aus der Philosophischen Fakultät als auch aus der badischen Landesbezirksverwaltung, für die Köhler im Zuge der Gründung des Landes Württemberg-Baden eine weitreichende Unabhängigkeit gegenüber der Stuttgarter Zentralverwaltung aushandeln konnte. Andreas bat in dieser Angelegenheit auch um die Hilfe seines Freundes Theodor Heuss (1884–1963), des ersten Kultministers Württemberg-Badens.[56] In einem Schreiben vom 27. Juli 1947 berichtete Andreas, dass man „an heute maßgebender Stelle nicht wünscht, daß ich meine Vorlesungstätigkeit wieder aufnehme".[57] Im März 1948 wurde Andreas mitgeteilt, dass die „Unterrichtsverwaltung in Württemberg an der Sache nicht beteiligt sei, daß dieses allein Angelegenheit der Bad. Kulturabteilung sei. […] Der Widerstand [käme] aus den Heidelberger Universitätskreisen […], die eben ständig nach Angriffspunkten suchen, indem sie Deine Bücher und Aufsätze in Zeitschriften durchgehen".[58] Zu einem erneuten Spruchkammerverfahren sollte es allerdings nicht mehr kommen, weil eine Kassation des Urteils verhindert wurde. Im August 1947 erkannte die Militärregierung den Spruchkammerbescheid schließlich an und hob ihrerseits das Lehrverbot von Andreas wieder auf.[59] Damit wurden allerdings nicht die Vorbehalte der Fakultät und der badischen Kultusverwaltung gegenüber Andreas ausgeräumt. „Noch ist die zwangsweise mir abgepreßte Emeritierung an der Haltung des Präsidenten von Halbbaden gescheitert",[60] so Andreas an Heuss am 7. April 1948. Heuss wollte allerdings bei Köhler nicht intervenieren: „Wir stehen zwar formal locker und korrekt, aber ich spüre deutlich genug, dass er mir die Auseinandersetzung im Fall Schnabel und meine Aktivität in der Sache Württemberg-Baden übel genommen hat".[61]

Erst ungefähr ein Jahr später wurde Andreas wieder als ordentlicher Professor in den Dienst gestellt, jedoch gleichzeitig von Köhler in den Ruhestand versetzt.[62] Damit suchte man zu verhindern, dass Andreas wieder in Heidelberg lehrte. Die Philosophische Fakultät drängte hingegen weiterhin auf eine Emeritierung, was aus dem Schreiben des Dekans an den Rektor der Universität, den Juristen Karl Geiler (1878–1953), ersichtlich wird:

> „In Beantwortung Ihrer Nachricht vom 30.7.1948 gestattet sich die Fakultät, noch einmal darum zu bitten, dass nichts unversucht gelassen werde, eine Emeritierung von Prof. Dr. Willy Andreas bei den zuständigen Stellen zu erreichen. Die Fakultät legt, mit Rücksicht auf die Besonderheit des Falles, Wert darauf, in dieser Angelegenheit an ihrem alten Standpunkt festzuhalten, den sie [in] ihrem Antrag an die Militärregierung vom 27.7.1947 und in ihrem Schreiben an die Unterrichtsverwaltung vom 26.7.1947 vertreten hat."[63]

Daraufhin richtete Geiler im Herbst 1948 einen Antrag an das Kultusministerium, Andreas nicht zu pensionieren, sondern zu emeritieren.[64] Auf eine Entscheidung des Landesbezirks musste Andreas jedoch wiederum knapp ein Jahr lang warten. Am 2. Mai 1949 erreichte wiederum Thoma ein Schreiben von Heuss, der erneut auf eine Emeritierung von Andreas drang. „Die uns beiden bekannten personellen Schwierigkeiten der Ressentiments gegen Andreas sind heute doch eigentlich Geschichte und ich appelliere an Sie, Herr Ministerialrat, das Ihrige zu tun, um mit Beschleunigen technisch das Unrecht auszuräumen, an dem die Staatsverwaltung mit beteiligt ge-

wesen ist."[65] Erst im Juni 1949 wurde er als ordentlicher Professor reaktiviert und zum November 1949 emeritiert, wobei er in dieser Zeit nicht lehrte.[66] Nach seiner anschließenden Lehrtätigkeit in Tübingen und Freiburg wurde er 1959 sowohl in Freiburg als auch in Heidelberg zum Honorarprofessor ernannt,[67] kehrte allerdings nie wieder nach Heidelberg zurück, zumal er Wolgast zufolge „die ungerechte und unkollegiale Behandlung nie verwunden"[68] hatte.

Der Lehrstuhl für Neuere Geschichte konnte erst zum Sommersemester 1949 wiederbesetzt werden. Schon Ende 1946 wurde eine von Ernst stark beeinflusste Berufungsliste erstellt, auf der Carl Jakob Burkhardt, Hans Rothfels, Otto Vossler und Werner Kaegi standen. Da bei den aufgeführten Professoren keine Chance auf eine Berufung bestand, wurde im Juli 1947 eine neue Liste zusammengestellt, die von Johannes Kühn (1887–1973) angeführt wurde, der den Lehrstuhl schließlich zum Sommersemester 1949 und damit nach dreijähriger Vakanz übernahm.

Walther Peter Fuchs (Foto: Universitätsarchiv Heidelberg, BA Pos I 00923)

Ernsts Engagement für Walther Peter Fuchs

Der in Marburg von Wilhelm Mommsen promovierte Mittelalterhistoriker Walther Peter Fuchs[69] wurde im Gegensatz zu Andreas trotz seiner formalen Belastung aufgrund der Mitgliedschaft in der NSDAP (seit Mai 1937) sowie in der SA (von November 1933 bis Mai 1937) zügig in den Heidelberger Lehrkörper wiedereingegliedert, wofür sich vor allem Ernst gemeinsam mit der Philosophischen Fakultät einsetzte. Fuchs wurde am 13. März 1905 in Remscheid-Lüttringhausen geboren. Von 1924 bis 1930 studierte er Geschichte, Theologie, Philosophie und Germanistik in Tübingen, Marburg und Göttingen. Nach der Promotion in Marburg wurde er 1936 in Heidelberg habilitiert. Am Historischen Seminar lehrte er zunächst als Privatdozent sowie von 1942 bis Kriegsende als außerplanmäßiger Professor Mittlere und Neuere Geschichte. Von Juni 1940 bis Juli 1944 diente er in der Wehrmacht (Luftwaffe in Augsburg) und wurde mit dem Dienstgrad eines Fahnenjunker-Feldwebels aus dem Dienst entlassen, um seine Lehrtätigkeit in Heidelberg fortzusetzen.[70] Aufgrund seiner Mitgliedschaft in der NSDAP und der SA wurde er von der Militärregierung unmittelbar nach ihrem Einmarsch in Heidelberg entlassen. Ohne regelmäßiges Einkommen musste Fuchs deshalb auf sein „Eisernes Sparkonto" bei der Universität zugreifen.[71]

Die Fakultät und allen voran Ernst, den mit Fuchs ein enges freundschaftliches Verhältnis verband, bemühten sich nach der Entlassung um eine baldige Wiedereinsetzung von Fuchs als außerplanmäßiger Professor am Historischen Seminar, die

mit seinem Widerstand gegen „Bestrebungen von Parteiinstanzen"[72] begründet wurde. Vor der Fakultät verteidigte Ernst den formell belasteten Fuchs und relativierte dessen Mitgliedschaft in der NSDAP:

> „Ich halte es für durchaus wahrscheinlich, dass Herrn Regenbogen ein Mann wie Fuchs wenig ‚liegt'; Fuchs ist so schwer, elementar, scheinbar ungeistig. Ich gebe natürlich zu, dass diesem Erscheinungsbild eine Wirklichkeit entspricht, aber es ist eine, die meiner Ansicht nach in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Geschichte vertreten sein muss. […] Heute bemerkte Herr Regenbogen, Fuchs sei in seiner Fak.-Liste derjenige, der bei den meisten Organisationen gewesen sei. Das kann so einfach nicht richtig sein […] und ich halte es für meine Pflicht, diese Situation zu verteidigen. Es ist mir nicht bekannt, dass Fuchs sonst bei besonders vielen Organisationen war, abgesehen von seinem unglücklichen Blockhelfertum. […] Als Fuchs Widerstand leistete, war er im Besitz einer Einkunftsquelle und eines Rechtes: eines Dozentenstipendiums und einer Lehrberechtigung. Beide konnten mit einem Federstrich beseitigt werden, während Kienast und Wahle Beamte waren, deren Entfernung schon etwas Mühe gemacht hätte: […]. So möchte ich, alles in allem, nochmals Ihnen [Jaspers; V.F.] die Bitte vortragen, im Rahmen der allgemeinen Masstäbe […] bei gegebener Gelegenheit sich des Falles Fuchs im Zusammenhang mit den andern Fällen anzunehmen."[73]

Sowohl die Landes- als auch die Militärregierung hielten sich mit der Wiedereinstellung von Fuchs jedoch zurück; er blieb bis einschließlich Sommersemester 1948 entlassen. Am 4. Oktober 1946 wurde Fuchs von der Spruchkammer Heidelberg als Mitläufer eingestuft und zu einer Geldstrafe von 500 RM verurteilt.[74] Begründet wurde diese Einstufung mit seiner Mitgliedschaft in der NSDAP seit 1937, der er laut Urteilsbegründung beitreten musste, „wenn er auf Bezahlung rechnen wollte".[75] Weiterhin heißt es, dass „[d]amals die Lage schon so gewesen [sei], dass er, auch wenn er diesem Drängen nicht stattgegeben hätte, als Philologe auch in keiner anderen Staatsstellung – etwa als Lehrer – ein Unterkommen hätte finden können, ohne diese selbe Konzession machen zu müssen." Seine Parteimitgliedschaft wurde also nicht als Akt der politischen Überzeugung, sondern als Konzession für eine Anstellung an der Universität verstanden. Durch entsprechende Zeugnisse (unter anderem von Fritz Ernst) konnte er eine „vorbildliche Haltung" während des Nationalsozialismus nachweisen und die „Vermutung, dass der Betroffene Aktivist gewesen sei", widerlegen. Laurenz Müller kommt in seiner Dissertation hingegen zum Schluss, dass „Fuchs […] sogar als engagierter Nationalsozialist bezeichnet werden [kann]".[76] Hierbei stützt er sich auf positive Beurteilungen seitens des sogenannten „Amts Rosenberg", das mitunter für die politisch-fachliche Beurteilungen von Hochschullehrern zuständig war.[77]

Unmittelbar nach dem Spruchkammerbescheid richtete Regenbogen als Dekan der Philosophischen Fakultät auf Drängen von Ernst eine Petition an die badische Landesverwaltung und bat um die Wiedereinsetzung von Fuchs als außerplanmäßigen Professor.[78] Begründet wurde sie mit der von der Spruchkammer bescheinigten antinationalsozialistischen Haltung und dem Personalmangel am Historischen Seminar; denn der Lehrstuhl von Andreas war zu diesem Zeitpunkt nach wie vor vakant und Ernst der einzige Ordinarius am Historischen Seminar.[79]

Obwohl die Militärregierung jetzt einverstanden war, lehnte die badische Unterrichtsverwaltung eine Wiedereinstellung von Fuchs weiterhin ab. Die Gründe konnten anhand des eingesehenen Materials nicht zweifelsfrei rekonstruiert werden.

Nichtsdestoweniger bemühte sich die Universität, eine Stelle für Fuchs im Universitätsbetrieb zu finden. So richtete beispielsweise die Verwaltung des Universitätsarchivs im Frühjahr 1947 einen Antrag an die Landesverwaltung, Fuchs „mit der Aufstellung und Verwaltung des Archivs zu betrauen."[80] Auch dieser Antrag wurde abgelehnt, weil die Landesverwaltung zunächst die Direktorenstelle der Universitätsbibliothek besetzen wollte.[81]

Fuchs wurde von der Landesverwaltung deshalb zunächst in eine Bibliotheksratsstelle eingesetzt und bekam im Oktober 1947 schließlich die angestrebte Stelle im Universitätsarchiv.[82] Dies sollte ihm zunächst ein geregeltes Einkommen sichern. Die Universität drängte allerdings weiterhin auf die Wiedereinsetzung in den akademischen Lehrbetrieb, die jedoch von der Landesverwaltung weiterhin abgelehnt wurde.[83] Im September 1947 erneuerte die Philosophische Fakultät ihre Bitte um die Wiedereinsetzung von Fuchs. Um die Chancen einer Wiedereinstellung zu erhöhen, sollte er nicht als außerplanmäßiger Professor, sondern vorerst als Privatdozent für Neuere Geschichte eingesetzt werden. Darüber hinaus sollte seine „Lehrtätigkeit zunächst auf jene Epochen und Gebiete seines Faches […] [beschränkt bleiben], die der politischen Aktualität nicht unmittelbar unterworfen sind", um „möglichen Komplikationen, die im Zusammenhang mit der Entnazifizierung auftreten könnten, von vorne herein entgegenzuwirken".[84] Auch dieser Antrag wurde mit dem Hinweis abgelehnt, dass hierfür die ausdrückliche Erlaubnis der Militärregierung notwendig sei.[85] Ein entsprechender Bescheid wurde von der Militärregierung im Oktober 1947 erteilt, in dem ausdrücklich darauf hingewiesen wurde, dass jegliche Beschränkungen gegen Fuchs aufgehoben seien.[86]

Die Wiedereinsetzung erfolgte schließlich auf Antrag der Fakultät im April 1948, nachdem Otto Vossler den Ruf nach Heidelberg abgelehnt hatte.[87] Ob Fuchs bereits im Sommersemester lehrte, ist unklar. Er wird allerdings erst zum Wintersemester 1948/49 im Vorlesungs- und Personalverzeichnis als Lehrbeauftragter aufgeführt. Im März 1949 und nach mehreren Anträgen seitens der Fakultät wurde Fuchs erneut der Titel des außerplanmäßigen Professors verliehen.[88]

Fuchs hielt bis zum Sommersemester 1952 Seminare und Vorlesungen in Heidelberg und wurde im April 1952 zum Wintersemester 1952/53 auf den außerordentlichen Lehrstuhl für Geschichte an der Technischen Hochschule Karlsruhe berufen, der nach Schnabels Weggang nach München vakant geworden war.[89] 1957 wurde Fuchs zum Honorarprofessor in Heidelberg ernannt und lehrte dort aufgrund des Personalmangels bis 1962.[90] Der spätere Bundeskanzler Helmut Kohl promovierte 1958 bei Fuchs, der das erste Fachgutachten zu seiner Doktorarbeit „Die politische Entwicklung in der Pfalz und das Wiedererstehen der Parteien nach 1945" erstellte. Das Hauptgutachten verfasste Fritz Ernst, da dieses von einem ordentlichen Professor geschrieben werden musste. Kohl betont in seinen Erinnerungen allerdings, dass Fuchs sein Doktorvater gewesen sei.[91] Seit 1962 lehrte Fuchs in Erlangen-Nürnberg als ordentlicher Professor für Neuere und Neueste Geschichte.[92] Dort wurde er am 1. April 1973 emeritiert und starb am 4. November 1997.

Fazit

Die Wiedereröffnung der Universität Heidelberg nach dem Zweiten Weltkrieg sowie der persönliche Einsatz von Ernst in den Fällen Willy Andreas und Walther Peter

Fuchs verdeutlicht, welches Gewicht formal unbelasteten Personen in der Nachkriegszeit zukam. Zunächst war es Karl Heinrich Bauer, der den in den Augen der Militärregierung verdächtigen Ernst auf dem Posten des Prorektors halten konnte. Der unbelastete Andreas konnte hingegen seine Lehrtätigkeit in Heidelberg aufgrund des Widerstandes von Ernst, der Philosophischen Fakultät, der badischen Unterrichtsverwaltung sowie der amerikanischen Militärregierung nicht wiederaufnehmen. Der ehemalige Parteigenosse und damit formal belastete Fuchs genoss hingegen die Unterstützung seiner ehemaligen Kollegen und konnte trotz des anfänglichen Widerstandes der badischen Unterrichtsverwaltung nach einem kurzen Intermezzo seine Karriere wiederaufnehmen. Die rein formale Belastung aufgrund der Mitgliedschaft in der NSDAP führte folglich nicht zwangsläufig zu einem dauerhaften Ausschluss aus dem öffentlichen Dienst. Zahlreiche Forschungsprojekte konnten diese These auch für bundesdeutsche Behörden nachweisen.[93] An den Universitäten Heidelberg und Stuttgart startete 2018 das Forschungsprojekt „Reintegration, Schuldzuweisung und Entschädigung – Bewältigung und Nicht-Bewältigung der NS-Vergangenheit in den drei Vorgängerländern Baden-Württembergs 1945–1952". Neben dem Umgang mit dem Nationalsozialismus in der unmittelbaren Nachkriegszeit untersucht das Projekt „bürokratische Kontinuitäten über den politischen Systemwechsel hinweg, die vor allem in der raschen beruflichen Reintegration auch stark NS-belasteter Beamter in den öffentlichen Dienst zum Ausdruck kamen".[94]

Ernst seinerseits hielt nach 1945 mehrmals Gastprofessuren in den USA ab, darunter 1950 an der Universität Princeton (New Jersey) und 1955 an der Universität Madison (Wisconsin), an die er im darauffolgenden Jahr berufen wurde. Den Ruf nutzte Ernst, um eine finanzielle Besserstellung in Heidelberg zu erwirken.[95] Aus dem Briefverkehr von Ernst mit Jaspers wird ersichtlich, dass er diese Gastprofessuren sehr genoss, und sich in Heidelberg dagegen wie ein „Fremdling" vorkam.[96] Es ist bezeichnend für Ernsts Zwiespältigkeit, dass er den Ruf nach Wisconsin 1956 ablehnte, obwohl ihn Heidelberg bedrückte, so der Wortlaut eines Briefs an Jaspers.[97] Ernst beging am 21. Dezember 1963 in seinem Haus Suizid.

Anmerkungen

1 Der vorliegende Text beruht zum großen Teil auf den Ergebnissen meiner Ende 2015 an der Universität Heidelberg eingereichten Bachelorarbeit mit dem Titel „Die Nachkriegsgeschichte des Heidelberger Historischen Seminars. Kontinuität und Neuanfang", die im Präsenzbestand des Universitätsarchivs Heidelberg (UAH) eingesehen werden kann (VII BF 23). Darüber hinaus möchte ich an dieser Stelle Christian Ernst für die anregenden Gespräche sowie die zahlreichen zur Verfügung gestellten Dokumente seines Vaters herzlich danken.

2 An dieser Stelle wird auf eine ausführliche Biographie über Ernst verzichtet. Vgl. zu seiner Vita vor allem Fritz Trautz: Art. „Ernst, Fritz (Friedrich Wilhelm), Historiker", in: Badische Biographien. Neue Folge 2 (1987), S. 80–82.

3 Karl Engisch: Fritz Ernst als Persönlichkeit, in: Fritz Ernst 1905–1963. Zwei Gedenkreden gehalten von Ahasver von Brandt und Karl Engisch, Stuttgart 1964, S. 13–21, hier S. 13.

4 Vgl. Volker Sellin: Die Universität Heidelberg im Jahre 1945, in: Jürgen C. Heß, Hartmut Lehmann, Volker Sellin (Hgg.): Heidelberg 1945, Stuttgart 1996, S. 91–106, S. 94.

5 Vgl. Uta Gerhardt: Die Amerikanischen Militäroffiziere und der Konflikt um die Wiedereröffnung der Universität Heidelberg 1945–1946, in: Heß u.a. (wie Anm. 4), S. 30–54.

6 Vgl. Barbara Zimmermann: Art. „Bauer, Karl Heinrich, Chirurg, Krebsforscher", in: Badische Biographien. Neue Folge 3 (1990), S. 23f.

7 Vgl. James F. Tent (Hg.): Academic Proconsul. Harvard Sociologist Edward Y. Hartshorne and the Reopening of German Universities 1945–1946. His Personal Account (Mosaic. Studien und Texte zur amerikanischen Kultur und Geschichte 5), Trier 1998, S. 71.
8 Vgl. Karl Jaspers: Erneuerung der Universität. Reden und Schriften 1945/46, hg. v. Renato de Rosa, Heidelberg 1986, S. 379.
9 Vgl. ebd.
10 Tent (wie Anm. 7), S. 95.
11 Vgl. UAH B-3029/3, Fragebogen von Ernst vom 11.5.1945.
12 Tent (wie Anm. 7), S. 97.
13 Vgl. Jaspers (wie Anm. 8), S. 379.
14 Eike Wolgast: Die neuzeitliche Geschichte im 20. Jahrhundert, in: Jürgen Miethke (Hg.): Geschichte in Heidelberg. 100 Jahre Historisches Seminar, 50 Jahre Institut für Fränkisch-Pfälzische Geschichte und Landeskunde, Berlin, Heidelberg 1992, S. 127–157, hier S. 146 (Fußnote 108).
15 Privatarchiv Christian Ernst, Lebenserinnerungen von Fritz Ernst (um 1960 verfasst), S. 5.
16 Vgl. Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) N Andreas 763.1, Andreas an Bauer, 29.6.1945.
17 Vgl. GLA N Andreas 763.1, Bauer an Andreas, 30.6.1945. Darin spricht Bauer den Wunsch aus, Andreas bei der Neubegründung der Universität dabei haben zu wollen.
18 Vgl. GLA N Andreas 763.1, Andreas an Bauer, 29.6.1945: „Obwohl nun fast eine ganze Woche seit Ihrem Besuch vergangen ist und ich Muße hatte, darüber nachzudenken, ist mir leider nicht klar geworden, was Sie und Ihre Freunde angesichts der von Ihnen beabsichtigten neuen Personalkombination der Universitätsführung von mir erwarten oder – befürchten? – Bei den freundlichen Beziehungen, in denen ich zu Ihnen stehe, habe ich das Bedürfnis, hierzu ein luftreinigendes Wort zu sagen […]. Glaubte man denn, daß ich als Wahlagitator oder bei der bevorstehenden Handlung mich etwa oratorisch oder gar polemisch betätigen würde? – Wirklich, ich begreife immer noch nicht, was Ihr sicherlich wohlgemeinter Appell in concreto meinte. Seit vielen Jahren und neuerdings wieder seit Anfang April habe ich – trotz des begreiflichen Wunsches, daß auch mir einst wie Anderen in irgendeiner Form die bisher versagte Wiedergutmachung ungesühnten akademischen Unrechts zuteil werde – gesagt, ich begehre kein Amt, habe vielmehr stets auf andere hingewiesen, seit geraumer Zeit auch auf die unschätzbare Kraft, welche die Universität in Ihnen selbst besitzt."
19 Ebd.
20 Vgl. UAH PA 3689, Urteil der Spruchkammer Heidelberg vom 13.9.1946.
21 Ebd.
22 Ebd.
23 Briefe von Fritz Ernst an seinen Doktorvater Johannes Haller sind zumindest für die Jahre 1933–1943 im Familienarchiv überliefert.
24 Fritz Ernst: Die wirtschaftliche Ausstattung der Universität Tübingen in ihren ersten Jahrzehnten (1477–1534), Stuttgart 1929.
25 Vgl. Anne Christine Nagel: Im Schatten des Dritten Reichs. Mittelalterforschung in der Bundesrepublik Deutschland 1945–1970, Göttingen 2005, S. 35.
26 Paul Schmitthenner (1884–1963) war in der Zeit des Nationalsozialismus Professor für Kriegsgeschichte und Wehrkunde an der Universität Heidelberg sowie von 1938 bis 1945 ihr Rektor. 1940 wurde er zudem mit den Geschäften des badischen Ministers für Kultus und Unterricht betraut. Vgl. Ulrike Lennartz: Ein badischer „Preuße". Paul Schmitthenner, Badischer Staatsminister, in: Michael Kißener, Joachim Scholtyseck (Hgg.): Die Führer der Provinz. NS-Biographien aus Baden und Württemberg, Konstanz 1997, S. 623–653; Viktor Fichtenau: Prof. Dr. Paul Schmitthenner: „Universität als Stätte wehrpolitischer Erziehung", in: Wolfgang Proske (Hg.): Täter, Helfer, Trittbrettfahrer. Bd. 7: NS-Belastete aus Nordbaden + Nordschwarzwald, Gerstetten 2017, S. 257–271.
27 Vgl. GLA N Köhler 12/36, Angaben aus dem Lebenslauf von Ernst, 14.2.1947.
28 Ebd.
29 Vgl. Eike Wolgast: Art. „Andreas, Willy, Historiker", in: Badische Biographien. Neue Folge 2 (1987), S. 4–7.
30 Vgl. Lothar Gall: Art. „Schnabel, Franz, Historiker", in: Badische Biographien. Neue Folge 2 (1987), 244–247; Clemens Rehm (Hg.): Franz Schnabel – eine andere Geschichte. Historiker, Demokrat, Pädagoge, Freiburg im Breisgau, Basel, Wien 2002.

31 Vgl. Ulrike Gradmann: 1945–1947. Der „nordbadische Kultusminister", in: Rehm (wie Anm. 30), S. 31–34, hier S. 31.
32 Fritz Ernst: Die Wiedereröffnung der Universität Heidelberg 1945–1946, Berlin, Göttingen, Heidelberg 1964, S. 2.
33 GLA 481 Nr. 79, Rede Franz Schnabels vor der Bürgermeisterversammlung der Gemeinden in der amerikanischen Besatzungszone Baden in Mannheim am 3.11.1945.
34 Vgl. Nationalarchiv Washington RG 260 OMGUS, Microfiches im Staatsarchiv Ludwigsburg, 12/87-1/17, Ministerialrat Thoma an den Chef des Hochschulwesens der amerikanischen Militärregierung, 14.5.1947.
35 Ebd.
36 Vgl. Nationalarchiv Washington RG 260 OMGUS, Microfiches im Staatsarchiv Ludwigsburg, 12/87-1/17, Tatsachenbericht von Rektor Campenhausen an Militärregierung, 17.4.1947.
37 GLA N Köhler Nr. 12/70, Philosophische Fakultät der Universität Heidelberg an Ministerialrat Eugen Thoma, 1.2.1947, Blatt 3.
38 Ebd., Blatt 8.
39 Vgl. GLA N Köhler Nr. 12/38–43, Franz Schnabel an Heinrich Köhler, 19.2.1947.
40 Ebd., S. 4.
41 Vgl. Peter Herde: Kontinuitäten und Diskontinuitäten im Übergang vom Nationalsozialismus zum demokratischen Neubeginn. Die gescheiterten Berufungen von Hermann Heimpel nach München (1944–1946) und von Franz Schnabel nach Heidelberg (1946–1947), (Hefte zur bayerischen Landesgeschichte 5), München 2007, S. 97f.
42 Karl Jaspers: Korrespondenzen. Politik und Universität, hg. v. Eike Wolgast, Carsten Dutt, Göttingen 2016, S. 103 (Ernst an Jaspers, 4.2.1947).
43 Hans von Campenhausen: Die „Murren" des Hans Freiherr von Campenhausen. „Erinnerungen, dicht wie ein Schneegestöber". Autobiografie, hg. v. Ruth Slenczka, Norderstedt 2005, S. 279.
44 UAH H-IV-201/2, Protokoll der Fakultätssitzung vom 7.5.1947.
45 Vgl. Deutsches Literaturarchiv Marbach (DLA) A: Jaspers 75.11007/8, Ernst an Jaspers, 22.1.1947.
46 GLA N Andreas Nr. 760.1, Andreas an Gordon, 9.8.1945.
47 GLA N Andreas Nr. 760.1, Military Government an Karl Heinrich Bauer, 15.9.1945.
48 Vgl. Sellin (wie Anm. 4), S. 98.
49 Vgl. GLA N Andreas Nr. 765.2, Andreas an den Minister für Kultus und Unterricht des Landes Württemberg-Baden, 19.1.1946.
50 Vgl. UAH H-IV-201/2, Protokoll der Fakultätssitzung vom 16.2.1946.
51 GLA N Andreas Nr. 760.1, Bauer an Andreas, 18.2.1946.
52 Vgl. GLA N Andreas Nr. 760, Spruchkammerbescheid, 28.3.1947.
53 Vgl. Wolgast (wie Anm. 14), S. 146.
54 Vgl. UAH H-IV-201/2, Protokoll vom 23.7.1947; GLA N Andreas 765.2, Andreas an den Dekan der Philosophischen Fakultät, 25.7.1947.
55 Vgl. GLA N Andreas 765.2, Präsident des Landesbezirks Baden, Abteilung Kultus und Unterricht, an Andreas, 9.12.1947.
56 Vgl. den Schriftwechsel zwischen Heuss und Andreas im Nachlass von Heuss, der im Bundesarchiv Koblenz verwahrt wird: BA N 1221/72, N 1221/107, N 1221/220.
57 BA N 1221/72, Andreas an Heuss, 20.7.1947.
58 GLA N Andreas Nr. 764, Köppel an Andreas, 4.3.1948.
59 GLA N Andreas Nr. 760.1, Office of Military Government an Andreas, 15.8.1947.
60 BA N 1221/72, Andreas an Heuss, 7.4.1948.
61 BA N 1221/72, Heuss an Andreas, 29.6.1948.
62 GLA N Andreas 765.2, Präsident des Landesbezirks Baden an den Präsidenten des Landesbezirks Baden, Abteilung Kultus und Unterricht, Karlsruhe, 22.6.1948.
63 GLA N Andreas Nr. 765.2, Dekan der Philosophischen Fakultät an Rektor Geiler, 7.8.1948.
64 Vgl. GLA N Andreas Nr. 765.2, Rektor Geiler an Anwalt Waldeck, 3.10.1948.
65 BA N 1221/100, Heuss an Thoma, 2.5.1949.
66 Vgl. GLA N Andreas Nr. 765.2, Präsident des Landesbezirks Baden an den Präsidenten des Landesbezirks Baden, Abteilung Kultus und Unterricht, 4.6.1949; GLA N Andreas Nr. 765.2, Präsident des Landesbezirks Baden, Abteilung Kultus und Unterricht an Andreas, 4.6.1949.
67 Vgl. Wolgast (wie Anm. 29), S. 4.

68 Wolgast (wie Anm. 14), S. 147.
69 Vgl. Clemens Wachter: Die Professoren und Dozenten der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen 1743–1960. Teil 3: Philosophische Fakultät, Naturwissenschaftliche Fakultät (Erlanger Forschungen. Sonderreihe 13), Erlangen 2009, S. 61f.
70 Vgl. UAH B-3029/3, Military Government of Germany Fragebogen, 12.5.1945.
71 Vgl. UAH PA 3835, Fuchs an Rektor Bauer, 3.10.1945.
72 Vgl. UAH PA 3835, Dekan Regenbogen an Rektor Bauer, 13.12.1945.
73 DLA A: Jaspers 7511007/3, Ernst an Jaspers, 21.11.1945. Dabei handelt es sich um den Germanisten Richard Kienast und den Prähistoriker Ernst Wahle.
74 Vgl. UAH PA 3835, Urteil der Spruchkammer Heidelberg, 4.10.1946.
75 Dieses sowie die folgenden Ausschnitte aus dem Spruchkammerurteil ebd.
76 Laurenz Müller: Diktatur und Revolution. Reformation und Bauernkrieg in der Geschichtsschreibung des ‚Dritten Reiches' und der DDR (Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte 50), Stuttgart 2004, S. 131.
77 Vgl. Bundesarchiv (BA) NS 15/238, Bl. 117–120.
78 Vgl. UAH PA 3835, Regenbogen an das Präsidium der Landesverwaltung Baden, Abteilung Kultus und Unterricht, 24.10.1946; UAH PA 380, Regenbogen an Ernst, 14.10.1946.
79 Vgl. UAH PA 3835, Regenbogen an das Präsidium der Landesverwaltung Baden, Abteilung Kultus und Unterricht, 24.10.1946. Als Anlage wurde der Petition ein Schreiben von Rektor Campenhausen beigelegt, der die Personalnot am Historischen Seminar anführte.
80 UAH PA 3835, Verwaltung des Universitätsarchivs an den Präsidenten des Landesbezirks Baden, Abteilung Kultus und Unterricht, 24.4.1947.
81 Vgl. UAH PA 3835, Präsident des Landesbezirks Baden, Abteilung Kultus und Unterricht, [Thoma] an Rektor von Campenhausen, 12.5.1947.
82 Vgl. UAH PA 3835, Direktor der Universitätsbibliothek an den Präsidenten des Landesbezirks Baden, Abteilung Kultus und Unterricht, 11.9.1947; UAH PA 3835, Präsident des Landesbezirks Baden Abteilung Kultus und Unterricht an Rektor Kunkel, 28.10.1947.
83 Vgl. UAH PA 3835, Dekan der Philosophischen Fakultät Ranke an das Präsidium des Landesbezirks Baden, Abteilung Kultus und Unterricht, 29.7.1947; UAH PA 3835, Irvin an Fuchs, 24.7.1947.
84 UAH PA 3835, Dekan der Philosophischen Fakultät an das Präsidium des Landesbezirks Baden, Abteilung Kultus und Unterricht, 24.9.1947.
85 Vgl. UAH PA 3835, Präsident des Landesbezirks Baden, Abteilung Kultus und Unterricht, an Rektor Kunkel, 4.10.1947.
86 Vgl. UAH PA 3835, Office of Military Government – Letter of Concurrence, 4.10.1947 [wohl rückdatiert auf den 4.10.1947].
87 Vgl. UAH PA 3835, Präsident des Landesbezirks Baden, Abteilung Kultus und Unterricht, an Rektor Kunkel, 18.5.1948.
88 Vgl. die Petitionen des Dekans vom 24.5.1948, 10.9.1948 und 21.1.1949 in UAH PA 3835; UAH PA 3835, Präsident des Landesbezirks Baden, Abteilung Kultus und Unterricht, an Fuchs, 2.3.1949.
89 Vgl. UAH PA 3835, Fuchs an Rektor Schneider, 18.7.1952; UAH PA 3835, Präsident des Landesbezirks Baden, Abteilung Kultus und Unterricht, an Fuchs, 16.4.1952.
90 Vgl. Wolgast (wie Anm. 14), S. 155f.
91 Vgl. Helmut Kohl: Erinnerungen 1930–1982, München 2004, S. 105.
92 Vgl. Wachter (wie Anm. 69), S. 62.
93 Vgl. hierzu zusammenfassend vor allem Magnus Brechtken: Mehr als Historikergeplänkel. Die Debatte um „Das Amt und die Vergangenheit", in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 63,1 (2015), S. 59–92.
94 Forschungsgegenstand. Über das Projekt, online: Reintegration, Schuldzuweisung und Entschädigung – Bewältigung und Nicht-Bewältigung der NS-Vergangenheit in den drei Vorgängerländern Baden-Württembergs 1945–1952, <https://ns-kontinuitaeten-bw.de/forschungsgegenstand/> (16. Mai 2019).
95 Vgl. UAH PA 3689, Ausschnitt aus dem Heidelberger Tageblatt vom 29./30.10.1955; UAH PA 3689, Ernst an Rektor Randerath, 19.10.1956.
96 Vgl. DLA A: Jaspers 75.11007/12, Ernst an Jaspers, 30.10.1951.
97 Vgl. ebd.

Jörg Tröger

„Diese Werke sind in ihrer Art unübertrefflich – sie bedeuten eine geschichtliche Wende“

Vor 70 Jahren kam die Neue Musik nach Heidelberg[1]

Nur eine blassgraue Eintrittskarte vom 5. November 1948 ist erhalten, dazu ein Zettel mit dem Programm des ersten musica-viva-Studiokonzerts im Rathaussaal, zwei Kompositionen von Paul Hindemith. „Die junge Magd“ für Alt, Flöte, Klarinette und Streichquartett nach Gedichten von Georg Trakl sowie die Kammermusik Nr. 1 op. 24. Den Heidelberger Ohren werden allein schon mit der Instrumentierung bislang unerhörte Klänge präsentiert: ein Bläserquartett und ein Streichquartett kombiniert mit Klavier, dazu Akkordeon, eine Sirene, eine mit Sand gefüllte Blechbüchse sowie andere nicht ganz salonfähige Instrumente.

Eintrittskarte zum ersten musica-viva-Studiokonzert am 5. November 1948 (Quelle: Historisches Archiv des SDR/SWR Stuttgart)

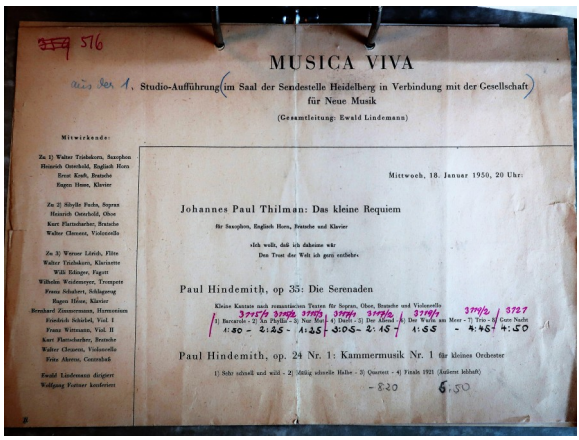
In den zwölf Jahren nationalsozialistischer Rassen- und Kulturpolitik war dergleichen als „entartete Musik“ und undeutsch verpönt und verboten, jetzt in der jungen Demokratie merkt man, wie vieles man auf allen Feldern der Kultur versäumt hat. Man ist begierig nach dem Neuen.

Nur fünf Monate nach Ende des Kriegs hatte der Komponist Karl Amadeus Hartmann in München eine Konzertreihe mit zeitgenössischen Kompositionen begonnen, die er 1947 musica viva nannte. „Es ist einer großen Zahl von Menschen Wunsch und Bedürfnis geworden, im geistigen Leben den Atem der Gegenwart zu spüren“, stellte Hartmann angesichts steigender Besucherzahlen fest. Ähnlich in Heidelberg, wo der Komponist und Musikpädagoge Wolfgang Fortner 1948 musica-viva-Konzerte auf den Weg bringt, zusammen mit GMD Ewald Lindemann und dem Städtischen Orchester.

Ein halbes Jahr vergeht bis zum nächsten Konzert am 6. Mai 1949, wieder im Rathaussaal. „Der Spiegel“ schickt einen Korrespondenten, und der erlebt nicht nur zwei Uraufführungen von Fortner selbst und seinem Schüler Hans-Werner Henze, sondern auch eine denkwürdige Szene - ein Streitgespräch vor Publikum. Der Feuilletonchef der RNZ, Edwin Kuntz, hatte Fortner vorgeworfen, das Neue nur deshalb zu fördern, weil es neu ist. Daraufhin fordert Fortner den Redakteur zum Rededuell. Henze und eine weitere Person sind die Sekundanten. Kuntz, vielleicht etwas in die

Enge getrieben, argumentiert, Musik müsse Musik und verständlich bleiben. Applaus. Fortner gibt zurück, musikalischen Verstand hätten nur die Wenigsten, deshalb dürfe man der Mehrheitsmeinung getrost misstrauen. Applaus auch dafür. Wolfgang Fortner, so der Mann vom „Spiegel", „ist dauernd drauf und dran, temperamentvoll zu explodieren, kaum jemals anders als mit offenem Hemdkragen und meist barhäuptig, höchstens mit einer verwitterten Baskenmütze zu sehen."

In den ersten drei Jahren läuft die junge Heidelberger musica viva noch nicht rund, eine richtige Konzertreihe kommt erst einmal nicht zustande. Anfang 1950 die nächste Veranstaltung, Lindemann dirigiert Mitglieder des Städtischen Orchesters, Fortner „konferiert", er erläutert. Das erste gedruckte Programm erscheint. Zukunftsweisend der Ort der Veranstaltung, nämlich der Saal der Sendestelle des Süddeutschen Rundfunks in der Marstallstraße 6. Der SDR war 1946 in das ehemalige Hotel Prinz Max eingezogen und nutzte dessen Gesellschaftssaal für öffentliche Veranstaltungen.



MUSICA VIVA

Studio-Aufführung (im Saal der Sendestelle Heidelberg in Verbindung mit der Gesellschaft für Neue Musik

(Gesamtleitung: Ewald Lindemann)

Mitwirkende:

Zu 1) Walter Trinkaus, Saxophon
Heinrich Ostenfeld, Englisch Horn
Ernst Kraft, Bratsche
Eugen Hans, Klavier

Zu 2) Sibylle Fuchs, Sopran
Heinrich Ostenfeld, Oboe
Kurt Flattenhacher, Bratsche
Walter Clement, Violoncello

Zu 3) Werner Lötzb, Flöte
Walter Trinkaus, Klarinette
Willi Edinger, Fagott
Wilhelm Wanfemayer, Trompete
Franz Schubert, Schlagzeug
Eugen Hans, Klavier
Bernhard Zimmermann, Harmonium
Friedrich Schübel, Vcl. I
Franz Wittmann, Vcl. II
Kurt Flattenhacher, Bratsche
Walter Clemens, Violoncello
Fritz Abrens, Contrabaß

Ewald Lindemann dirigiert
Wolfgang Fortner konferiert

Mittwoch, 18. Januar 1950, 20 Uhr:

Johannes Paul Thilman: Das kleine Requiem

für Saxophon, Englisch Horn, Bratsche und Klavier

sich weiß, daß ich daheime war
Den Trost der Welt ich gott entfahre.

Paul Hindemith, op 35: Die Serenaden

Kleine Kantate nach romantischen Texten für Sopran, Oboe, Bratsche und Violoncello

1) Barcarole - 2) Im Phylla - 3) Nur Nacht - 4) Dorfe - 5) Der Abend - 6) Der Wind am Meer - 7) Trio - 8) Gute Nacht

Paul Hindemith, op. 24 Nr. 1: Kammermusik Nr. 1 für kleines Orchester

1) Sehr schnell und wild - 2) Mäßig schnelle Halbe - 3) Quartett - 4) Finale 1921 (Esoterm bibbaß)

Musica-viva-Konzert 18. Januar 1950 (Quelle: Historisches Archiv des SDR/SWR Stuttgart)

Unten rechts: Ewald Lindemann, bis 1953 Heidelberger Generalmusikdirektor (Quelle: Spielzeitheft der Städtischen Bühne Heidelberg, Spielzeit 1951/52, Heft 6)

Links: Der Komponist Wolfgang Fortner (1907–1987) (Quelle: https://www.operamusica.com/media/cache/img_vid_640x360/upload/image/5a/f5/71/5af5715c83f32.jpeg, Abruf 12.10.2019)

25. Januar 1952, der Neubeginn

Der Süddeutsche Rundfunk wird offizieller Partner der musica-viva-Konzerte und stellt Saal, Honorare sowie, besonders willkommen, Sendezeit zur Verfügung, am Folgetag nach 22.00 Uhr. Für jedes Konzert gibt es 2.500 Mark, davon 1.000 Mark an GMD Lindemann, der bezahlt die Künstlerhonorare; die Orchestermusiker bekommen jeweils 25 Mark. Der SDR übernimmt als Mäzen und Anreger auch die künstlerische Planung. Die Pionierarbeit Fortners und Lindemanns hatte sich also gelohnt.

Sendestelle des Süddeutschen Rundfunks Heidelberg Mannheim, Marstallstraße 6, Aufnahme Hans Roden, Ansicht Oktober 1949, nach zuvor erfolgter Renovierung (Quelle: Stadtarchiv Heidelberg, 7010 10346)

Die Programme, heißt es in der RNZ, sind eine gute Mischung von „zur Anerkennung gekommenen Werken aus dem internationalen Bereich, daneben aber, aus dem deutschen Bereich, interessante, verheißungsvolle, möglicherweise sogar stilbildende Versuche." Das Programm dieses ersten, vom SDR mit verantworteten Abends ist vollgepackt: Honeggers Concerto da Camera, Henzes Apollo et Hyacinthus sowie seine Improvisationen für Cembalo und acht Soloinstrumente, Martinus Partita für Streichorchester, und das Concertino für Klarinette und 13 Soloinstrumente, komponiert von Edward Staempfli, einem in Paris zum Komponieren gekommenen Schweizer, der damals in Heidelberg lebt und arbeitet.

Die Feuilletons jubeln. Otto Riemer im Tageblatt:

> „Der Rundfunk hat sich der Heidelberger Serie angenommen und sie mit einem neuen glücklichen Start auf die Bahn geschickt. Denn dieser Abend war nicht nur Experiment, wie er es oft sein muss, sondern war auch schon Erkenntnis, Ernte, Ertrag nicht nur in dem ausgezeichnet besetzten Saal und seinem lebhaften Interesse, sondern auch im Arbeitsfeld der Komponisten selbst."

Der Rezensent lobt „die zunehmende Fähigkeit der Moderne, auch aus der Zwölftontechnik deutlich atmosphärische Stimmungswerte herauszuholen oder, anders gesagt, ohne Konzession an das Prinzip doch dem willigen Hörer Brücken zum Verstehen zu bauen." Edwin Kuntz in der RNZ betont die landespolitische Bedeutung des Geschehens, wenige Wochen vor der Vereidigung der ersten baden-württembergischen Regierung.

> „Indem der SDR, darin in richtigem Sinne ‚südweststaatliche' Kulturpolitik treibend, Heidelberg eine so betont musikavantgardistische Aufgabe übertrug, hat er einmal im allgemei-

nen dem Rufe Heidelbergs als einer führenden Musikstadt Rechnung getragen, dann aber auch im Besonderen gewürdigt, was hier in den letzten Jahren im Dienste der musica viva geleistet worden ist."

Viele Badener hatten sich schwer getan, dem Zusammenschluss zuzustimmen, da kam dieses Musikbonbon aus Stuttgart zur rechten Zeit. Und offenbar auch an den rechten Ort.

„Wir haben als Heidelberger alle Ursache auf diesen Auftrag stolz zu sein weil es im näheren Umkreis kaum Orchestermitglieder gibt, die Neue Musik so instruktiv und sauber zu interpretieren wissen wie die Heidelberger. Die Hörer des SDR dürfen somit überzeugt sein, dass sie Aufführungen von dokumentarischer Gültigkeit hören werden."

Der Publizist Gert Kalow, damals Mieter in der Torwohnung der Alten Brücke, sieht den wichtigsten Teilhaber am Erfolg der Reihe in der Person eines ihrer Gründer:

„Dass die in künstlerischen Dingen trotz ihrer Universität nicht eben neuerungssüchtigen Heidelberger so erstaunliches Interesse für neue Musik entwickelten, ist das Verdienst ihres Mitbürgers Wolfgang Fortner; nicht nur Komponist, sondern zugleich ein Genie der Interpretation. Seine temperamentvollen, brillant formulierten Einführungen aus dem Stegreif geben den Heidelberger Konzerten ihr einmaliges Gepräge."

Im historischen Archiv des SDR/SWR in Stuttgart sind die schriftlichen Dokumente rund um musica viva in der Marstallstraße erfreulich vollständig aufbewahrt, was der engagierten jungen Musikredakteurin Marion Brand zu danken ist: Programme, Rechnungen, Korrespondenzen, Manifeste, Essays, Freikartenwünsche und Konzertkritiken; bei denen beeindruckt, auf welch hohem Niveau das lokale und später nationale Feuilleton die Reihe begleitet. Denn auch für Journalisten war das erst einmal ungewohntes Terrain, sie mussten sich kundig machen, um kompetent und sachlich über zeitgenössische Musik aufzuklären, um Eigenheiten und Absichten verständlich zu erklären und um den künstlerischen Wert eines Konzertabends meinungsstark einzuordnen.

Immer wieder kommt es in den Folgejahren zu Klagen, dass der Sendesaal dem großen Publikumsinteresse nicht mehr gewachsen ist. 200 Sitzplätze, dabei blieb es, der Eintritt zu 2, ermäßigt 1 Mark – da ist die Kapazität schnell erschöpft. Otto Riemer 1952 im Heidelberger Tageblatt:

Sendesaal der Sendestelle Heidelberg des SDR 1949 (Quelle: Historisches Archiv des SDR/SWR Stuttgart)

„Wo sind die Zeiten hin, in denen sich noch ein Häuflein Verschworener wie zu einer verbotenen Versammlung, manchmal nur ihrer 20-30, im Rathaussaal zu einem Konzert der musica viva zusammenfanden! Heute vermag der Sendesaal sie kaum zu fassen, all die Jungen und Alten, die vom Fach und die Gläubigen, die Skeptiker und die Lernbegierigen. Ob man, da um des Funks willen eine Trennung von diesem Saal gewiß nicht in Frage kommt, nicht ernstlich erwägen sollte, künftig

auch die Generalprobe öffentlich zu machen? Die vielen jungen Menschen, selbst oft Musensöhne, könnten sich größtenteils gewiss auch morgens frei machen und wären dankbar für alles, was sie vielleicht durch doppeltes Hören hier lernen könnten."

Auch als GMD Lindemann 1953 Heidelberg verlässt, bleibt das Publikumsinteresse hoch. „Musica viva – lebendiger denn je." Karl Rucht, der neue Heidelberger GMD, übernimmt die Konzerte, der Franzose Ernest Bour kommt als Gast, der Italiener Bruno Maderna, Hans Vogt aus Heidelberg. Gelegentlich muss Wolfgang Fortner als Dirigent einspringen. Es kommt vor, November 1953, dass sämtliche Komponisten des Abends im Sendesaal anwesend und gesprächsbereit sind. Es kommt auch vor, dass ein vorgesehenes Stück nicht gespielt werden kann, weil aus dem städtischen Orchester nicht genügend Streicher bereit sind, aufzutreten; musica-viva-Konzerte gehören nicht zum normalen Dienst. Edwin Kuntz hat dafür kein Verständnis: „Die Konzerte sind Ehrentage des Heidelberger Orchesters und Ehrentage der Sendestelle. Da sollte sich manches, was sonst unter einem anderen Gesichtspunkt gesehen werden darf, von selbst verstehen." Konsequenz: der SDR engagiert erstmals Musiker aus dem Mannheimer Nationaltheater und dem Kurpfälzischen Kammerorchester.

Aber, nach diesem Novemberkonzert mit Kompositionen unter anderen von Luigi Nono – Konzert für Flöte, Saiteninstrumente und Schlagzeug, Solist der unlängst verstorbene Konrad Hampe – und Hans Zehdens Uraufführung ‚Les Chansons', abstraktes Ballett mit Sprecher, hielt sich das Feuilleton erstmals seit Gründung der musica-viva-Reihe mit Lob deutlich zurück. Die Rheinpfalz spricht bei Nono von „betrüblicher Kargheit an wirklichen Einfällen" und von „erheblichem Kopfschütteln" im Saal. Und die RNZ über Zehden: „Die Sparsamkeit der Mittel erweist sich als Spärlichkeit, der Atem reicht nicht hin. Wenn man sieht, dass sich Junge gebärden, als wären sie die ausgewachsenen Schönbergs, dann kann es einem schon kalt über den Rücken laufen." Schlimmer noch, ein paar Konzerte später, der SDR-Sendesaal ist nicht ausverkauft, weil – wie die Badischen Neusten Nachrichten vermuten – sich herumgesprochen hat, „dass an diesem Abend die Gehörnerven stranguliert werden sollten wie nie zuvor, eine Krachorgie." Grund des Missempfindens: eine Auftragskomposition des SDR aus der Feder des Fortner-Schülers Gottfried Schnabel.

War man in den Anfangsjahren nach 1948 erst einmal begierig, diese im Dritten Reich verschlossene Musikwelt zu erkunden und mit staunender Begeisterung aufzunehmen, melden sich ab etwa 1954 also auch kritische Stimmen. Da geht es natürlich um die Zwölftontechnik, die eine „bewußte Selbstunterwerfung" unter ihre Gesetze verlange, wie der Komponist Ernst Krenek in einer Konzerteinführung anmerkt. Aber Edwin Kuntz in der RNZ macht den Lesern Mut: „Die Zwölfttontechnik ist für den Komponisten da, nicht für den Hörer", das heißt grübelt nicht so viel. „In Krenek ist das große Schisma der Musik, das hinnehmen zu müssen unser Schicksal zu sein scheint, wenigstens menschlich überbrückt." Gar nicht zufrieden ist der Korrespondent der Allgemeinen Zeitung Mainz: „Man wird den fatalen Eindruck nicht los, dass der Laie gar nicht verstehen soll, weil in ihm ein unbequemer Kritiker herangezogen werden könnte." Die Zeitung Rheinpfalz 1955 über ein Heidelberger musica-viva-Konzert mit Kompositionen von Anton Webern, gespielt vom Kammerorchester Tibor Varga: „Es machte Schwierigkeiten, sich in dieser konstruierten Musik zurechtzufinden. Was man hört sind abgehackte Tonfetzen, die nach einem schwer ergründbaren Plan aus den verschiedensten Ecken des Orchesters in den Saal geworfen werden." Dagegen der bekennende Webern-Fan Kuntz – er beklagt, dass

sich viel zu viele Halb- und Minderbegabte auf Webern beriefen, der doch zu den wenigen gehöre, die in der Musik wirklich eine geschichtliche Funktion ausgeübt hätten. „Diese Werke sind in ihrer Art unübertrefflich, und ob sie uns nun beim Hören mehr quälen als beschenken oder nicht: sie bedeuten eine geschichtliche Wende."

Mit der Saison 1956/57 kommt es zu einer Neuausrichtung der Reihe. Größere Umbauten im Sendesaal sind Anlass, auch dem Programm ein neues Gewand anzupassen. Das städtische Orchester trägt jetzt nicht mehr die Last der Aufführungen, seine Mitglieder sind nicht mehr als Solisten gefragt, was vermutlich damit zusammenhängt, dass es immer wieder Klagen über die kurze Probenzeit für musica-viva-Konzerte gibt; mehr erlaubt der Dienstplan der Musiker nicht. Jetzt will man sich auf reine Kammermusik zurückziehen und dafür, wie Wolfgang Fortner in einem Memorandum schreibt, „hervorragende Solisten" von außerhalb engagieren. Mittlerweile könne man im ganzen „kulturgesättigten" Südwesten Konzerte mit gegenwärtiger Musik erleben, von großen Orchestern gespielt, mit dem Auto oder der Bahn gut erreichbar; besser sei deshalb, „im kleineren Heidelberg einen besonders erwählten Zyklus mit Künstlern internationalen Ranges solistisch und kammermusikalisch durchzuführen, der der Heidelberger musica viva gegenüber Veranstaltungen ähnlicher Art in größeren Städten eine besondere Note verleiht." Kommentar im Tageblatt: „wichtig ist schon, dass man nun der Wahl der Solisten besondere Aufmerksamkeit schenkt, aber noch wichtiger, dass nun wirklich auch für die Kammer Abseitiges entdeckt wird."

Zwei Monate später, März 1957, kommt das „Abseitige" in Heidelberg an, zum ersten Mal ein Abend nur mit elektronischer Musik. Ernst Kreneks Pfingstoratorium, Karlheinz Stockhausens Gesang der Jünglinge sowie fünf Stücke von Herbert Eimer, dem Leiter des Elektronikstudios beim WDR. Edwin Kuntz erlebt diese Musik „wie ein Naturereignis mit sphärischen Klängen und geisterhaften Geräuschen", bei dem das Publikum nur einen Lautsprecher vor sich auf der Bühne hat, keine Musiker. „Ist dies Musik im eigentlichen Sinne? Die Komponisten elektronischer Musik, die in Wirklichkeit Ingenieure sind, sagen ja. Den Interpreten ersetzt ein physikalisches Laboratorium, und der Klang ist einfach da." Otto Riemer im Tageblatt: „Machen wir uns also frei davon, dass wir es hier mit Musik zu tun hätten. Dann bleibt ein Rest bewundernden Schauerns, wie herrlich weit wir es gebracht haben." Gleichwohl prophezeit der Kritiker, dass es sich bei den Konzerten auch um „Modellaufführungen" handelt, die „ein klärendes Vertrautwerden mit der Moderne ermöglichen, ein kostbares Geschenk für Heidelberg. So wird die Neue Musik bald neue Freunde noch aus dem konservativen Lager finden." Wie immer seit Anbeginn liefert die Druckerei auch für dieses Konzert 100 Plakate und 200 Eintrittskarten.

Musica-viva-Konzert 1. März 1957 (Quelle: Historisches Archiv des SDR/SWR Stuttgart)

Das erste Jahrzehnt musica viva in Heidelberg geht am 16. Dezember 1958 zu Ende, mit einem festlichen Jubiläumskonzert im

großen Saal der Stadthalle. Das Radiosinfonieorchester des SDR unter seinem Chefdirigenten Hans Müller-Kray spielt ein damals bereits eher gemäßigt modernes Programm: das Konzert für Orchester op. 38 von Paul Hindemith, von Wolfgang Fortner „Mouvements" für Klavier und Orchester, Solist Carl Seemann, und nach der Pause „Le Sacre du Printemps" von Igor Strawinsky, als Heidelberger Erstaufführung.

Süddeutscher Rundfunk

Dienstag, 16. Dezember, 20 Uhr, Stadthalle Heidelberg

Sinfoniekonzert

aus Anlaß des zehnjährigen Bestehens der Veranstaltungsreihe „MUSICA VIVA"

Paul Hindemith: Konzert für Orchester, op. 38

Wolfgang Fortner: „Mouvements" f. Klavier u. Orchest.

Igor Strawinsky: Le Sacre du Printemps (Tableaux de la Russie paienne)

Das Sinfonie-Orchester des Süddeutschen Rundfunks

Solist:

Carl Seemann

Leitung:

Hans Müller-Kray

Karten zu DM 2,-, 3,-, 4,- u. 5,- bei der Städt. Konzert-Zentrale, Friedrich-Ebert-Anlage 2, Tel. 21076; bei Hochstein, Hauptstr.86; bei Pfeiffer, Hauptstr.85 u. beim Neuenheimer Musikhaus, Brükkenstr. 51

Musica-viva-Konzert 1958, Ankündigung in der RNZ vom 6./7. Dezember 1958 und SDR-Programmheft (Quelle: Historisches Archiv des SDR/SWR Stuttgart)

Der Saal ist ausverkauft, im Publikum „Namen und Gesichter von Rang und Klang, dem Funk, der Stadt, dem Kulturleben – eine Elite auch von Hörern, die man viel zu selten sieht und die vielleicht auch sonst die künstlerischen Entscheidungen unserer Tagen ein wenig mittragen helfen könnte", schreibt Otto Riemer im Tageblatt. Ein gesellschaftliches Ereignis. Begeisterung auch auf den Seiten der RNZ:

> „Hans Müller-Kray dirigierte mit der Sachlichkeit, Genauigkeit und Schlichtheit des Arbeitsdirigenten, für den das Pathos und die Leidensmiene der Pultschauspieler noch nicht einmal in der Form der Versuchung existieren. Bei ihm gehen Werkkenntnis und Orchesterkenntnis Hand in Hand. Das ergibt Aufführungen von absoluter Legitimität."

Edwin Kuntz schließt die Bitte an, der SDR möge mit seinem Orchester wenigstens einmal im Jahr „Konzerte vom gleichen Charakter" in der Universitätsstadt zur Aufführung bringen. Dazu kam es aber nicht.

Musica viva in Heidelberg wird bis 1971 fortgeführt, dann zieht der SDR um in die Villa Bosch. Die Marstallstraße 6 wird von der Universität übernommen, der alte Sendesaal existiert heute nicht mehr. Einen Sendesaal im neuen Studio am Schloß-Wolfsbrunnenweg gibt es nicht. Die Reihe wandert noch für wenige Jahre ins Studio Karlsruhe des SDR und läuft dort aus.

Wenn man sich vergegenwärtigt, jetzt im 21. Jahrhundert, welche Schätze an Neuer Musik seit 1948 in Heidelberg auf Tonband dokumentiert worden sind, Mitschnitte von Ur- und Erstaufführungen, von Konzerten, die exemplarisch interpretiert wurden, weil der Komponist anwesend war, Mitschnitte auch von Fortners Konzerteinführungen, dann möchte man meinen, diese Schätze sind für die Geschichte der zeitgenössischen Musik einzigartig. Das wären sie auch, man müsste sie nur wiederfinden und zugänglich machen. Komplett verschwunden, wie eine Quelle im Internet behauptet, sind diese Heidelberger Bestände nach Auskunft des SWR-Archivs vermutlich nicht. Allerdings scheinen Mitschnitte aus dem interessanten ersten Jahrzehnt verloren zu sein. Vielleicht weil Konzerte in der Marstallstraße durchweg mono aufgezeichnet und später ausgetauscht wurden durch modernere Stereoproduktionen. Vielleicht hat man die damals teuren Bänder auch mehrfach bespielt. Wer weiß das noch? Diese großartige kulturelle Aufbruchzeit ist Geschichte.

Anmerkungen

1 Der Text schöpft aus Dokumenten im historischen Archiv des SDR/SWR in Stuttgart. Dort sind die schriftlichen Zeugnisse rund um musica viva in der Marstallstraße erfreulich vollständig aufbewahrt, was der engagierten jungen Musikredakteurin Marion Brand zu danken ist: Programme, Entwürfe, Rechnungen, Korrespondenzen, Manifeste, Essays, Freikartenwünsche und Konzertkritiken – alles in vier dicken Ordnern chronologisch abgeheftet.

Reinhard Riese

Bewegte Zeiten. Das Bunsen-Gymnasium 1968–1975

Die Ära Schwarz geht zu Ende

> „Vor 15 Jahren war das Bunsen-Gymnasium noch ein mehr geschlossenes Gebilde als heute. Das Wort ‚geschlossen' trug damals noch einen positiven Akzent. Es bedeutete Einheit der Teile von einer Mitte her, die nicht nur gegeben, sondern auch aufzubauen war. Es bedeutete weiter Zugehörigkeit zu einem in seinem Grund nicht bezweifelten gemeinschaftlichen Unternehmen, ja, es bedeutete auch Loyalität, nicht nur der beamteten Lehrer, sondern auch der meisten Schüler."[1]

In seinen „Reflexionen" nach dem freiwilligen Rückzug vom Amt des Schulleiters beließ es Josef Schwarz (geb. 1914; Schulleiter 1. August 1956 bis 31. Juli 1970) aber nicht bei diesem eher verklärenden Rückblick. Er analysierte auch die Veränderungen des Schullebens seit Mitte der 1960er Jahre: „Schule in Verschiedenheit", „Schule in Offenheit", „Schule in Bewegung" – Entwicklungen, in denen er eine Chance für die Zukunft sah.

Schwarz, ein hochgebildeter Mensch, ein Mann der leisen Töne, des Zuhörens und des Gesprächs, hatte 1966/67 ein Schuljahr an einer amerikanischen High School verbracht. Dieser Studienaufenthalt verschaffte ihm die nötige Distanz, um die Reformbedürftigkeit des deutschen Schulsystems zu erkennen. Er brachte Ideen mit, wie die institutionelle Erstarrung des Gymnasiums aufgebrochen und der weit verbreiteten Schulverdrossenheit begegnet werden könnte: vor allem durch eine erweiterte Mitwirkung der Schüler an der Gestaltung des Schullebens sowie durch die Einführung des Kurssystems in der Oberstufe, das den Schülern eine größere Freiheit bei der Fächerwahl bieten sollte. Diese Vorschläge, die spätere Reformen vorweggenommen hätten, fanden Unterstützung im Lehrer-Kollegium und bei den Schülern, die an der Ausarbeitung der Stundentafeln mitwirkten. Die (meist älteren) Fachabteilungsleiter zeigten allerdings wenig Bereitschaft, Curricula für den Oberstufenunterricht zu entwickeln. Auch in der Öffentlichkeit setzte sich Schwarz entschieden für eine Reform des Gymnasiums ein; in einer Versammlung mit den Heidelberger Landtagskandidaten – darunter Kultusminister Wilhelm Hahn (1909–1996; Kultusminister 1964–1978) – äußerte sich Schwarz, überzeugter Katholik und wohl auch CDU-Wähler, in ungewohnter Klarheit:

> „Am deutlichsten sprach Oberstudiendirektor Schwarz vom Bunsen-Gymnasium die ‚sich ansammelnde Enttäuschung' aus. Der ‚Sprengstoff' – nicht unähnlich bei den Schülern – müsse sich, ‚irgendwie mal Luft machen', erklärte Direktor Schwarz. Die brennenden Probleme der Schulen würden offenbar oben nur als ‚abstrakte Fragen' angenommen. Doch: ‚Die Schwierigkeiten sind viel größer, als man abstrakt wissen kann.' An den Kandidaten der CDU gewandt, erklärte Schwarz, in der Verwaltungszeit von Kultusminister Hahn sei keine einzige Maßnahme realisiert worden, durch die den Schulen ‚mehr Freiheit' zugestanden worden wäre."[2]

Damit schloss sich Schwarz den Bestrebungen an, die in den 1960er Jahren auf die überfällige Reform des Gymnasiums – seiner Struktur und der Bildungsinhalte –

drangen.[3] Das konservativ geführte baden-württembergische Kultusministerium und das Oberschulamt Karlsruhe hatten aber keinerlei Interesse an einem weiteren Schulversuch und speisten das Bunsen-Gymnasium mit unbedeutenden Zugeständnissen ab – einem von Lehrern und Schülern paritätisch besetzten „Gemeinsamen Ausschuss" ohne wirkliche Kompetenzen. Nach einem hoffnungsvollen Beginn erwies sich dieses Gremium bald als handlungsunfähig. Denn ein Teil der Schülervertreter, die der kurz zuvor gebildeten Basisgruppe Bunsen nahestanden, forderten öffentliche Sitzungen und beanspruchten für sich ein imperatives Mandat, das ihnen von ihren Wählern auferlegt worden sei. Die Lehrer dagegen meinten, dass der Ausschuss gegenüber der Blockadepolitik der Kultusverwaltung einstimmige Beschlüsse fassen müsse. Gerhard Friedrich, selbst Mitglied des „Gemeinsamen Ausschusses", resümiert:

> „Der von OStD Schwarz mit enormem Aufwand an Arbeitskraft, Reformgläubigkeit und Idealismus eingeleitete Versuch, der Schule eine neue Gestalt zu geben, war an der Intransigenz der Basisgruppe, der taktischen Unerfahrenheit der Mehrheit der Schüler wie der Lehrer und der Unbeweglichkeit der Kultusverwaltung gescheitert."[4]

Doch eine wichtige Innovationsidee konnte Schwarz 1969/70 in die Tat umsetzen: den bilingualen Französisch-Zug, der im Geist des Deutsch-Französischen Freundschaftsvertrages geschaffen wurde und zu einem Alleinstellungsmerkmal des Bunsen-Gymnasiums in der Region wurde.

Schulleiter Jendreiek mit neuen Reformideen

Nach dem Interregnum einer kommissarischen Schulleitung wurde am 20. April 1971 Dr. Helmut Jendreiek (1928–2006) als Direktor des Bunsen-Gymnasiums eingeführt – ein Generationenwechsel war vollzogen. Das Foto von seinem Amtsantritt vermittelt einen Eindruck der unterschiedlichen Charaktere des scheidenden und des neuen Schulleiters. Jendreiek galt zunächst als eher reformerisch und tendenziell „links". Dynamisch, willensstark und selbstbewusst wird er bis 1991 das Gesicht der Schule nach innen und außen prägen – solange wie kein anderer Bunsen-Direktor. Er trat mit dem Anspruch an, eine neue Ära an der Schule zu beginnen. Aus dem Pressebericht über seine Amtseinführung:

> „Er gab zu, daß die Schule in einer fundamentalen Krise stecke, daß es aber eine große Chance sei, den Veränderungsprozeß aktiv mitzugestalten. ‚Es gibt kein Zurück mehr zur Schule von gestern', bemerkte der Oberstudiendirektor. Die Schule sei der Ort der Zukunft. Hier werde wesentlich entschieden, ob die Zukunft verloren oder gewonnen wird. Lernbereit und lernwillig müßten die Lehrer ihren Schülern vorangehen. Als Pflicht, unter die er den Lehrer gestellt sieht, definierte Jendreiek die Verantwortung vor der Gesellschaft und der Zukunft. Die mitverantwortliche Kooperation – auch und gerade mit den Schülern – nannte Jendreiek die prinzipielle demokratische Pflicht der Schule. Doch bedürfe es auch von Seiten der Schüler des Willens zur Demokratie."[5]

In den ersten Amtsjahren verfolgte der neue Schulleiter eine dreifache Strategie: Er bemühte sich, das Kollegium, in dem immer noch die konservativen Kräfte dominierten, für seine Pläne zu gewinnen, den Schülern einen sachlichen Dialog und Projekte politischer Information über den Unterricht hinaus anzubieten und schließlich die Agitation der Basisgruppe Bunsen einzudämmen, ohne den Gesprächsfaden

Amtseinführung von Helmut Jendreiek (Mitte) am 20. April 1971. Heinrich Unruh (Präsident des Oberschulamts; o. li.), Sebastian Schönle (stellvertr. Schulleiter; o. re.), Josef Schwarz (u. li.), Rudolf Schindler (Dezernent im Oberschulamt; u. re.) (Foto: H. Willareth; Quelle: 50 Jahre, wie Anm. 19, S. 94)

zur Schülerschaft abreißen zu lassen. Sein Führungsstil war dominierend-entschieden, verbunden mit der Bereitschaft zum Gespräch, in dem er durch Argumente und seine philosophisch untermauerte Rhetorik zu überzeugen wusste. Ein Bestandteil seines Führungsstils war es, über Äußerungen und Stimmungen an „seiner" Schule gut informiert zu sein. „Nicht nur böse Zungen, sondern auch seriöse und erfahrene Mitglieder des Lehrkörpers haben gelegentlich anklingen lassen, dass das Ohr der Schulleitung verdächtig nahe an Schülerschaft und Lehrerkollegium gewesen sei."[6] In einem Interview mit der Schülerzeitung „Staufer" nannte Jendreiek drei Aufgaben, die die Schule in einer Zeit der Veränderung zu erfüllen habe: Wissensvermittlung mit dem Ziel der Weltorientierung, Erziehung zu Demokratie und demokratischen Verhaltens- und Denkweisen, schließlich Vermittlung von „Veränderungsqualitäten", d.h. die Bereitschaft, Veränderungsmöglichkeiten zu erkennen und zu realisieren.[7]

Ein halbes Jahr nach der Amtsübernahme setzte Jendreiek mit Zustimmung des Kollegiums erste Reformmaßnahmen um: die Anrede der Schüler mit dem Vornamen statt der bisher an Jungenschulen üblichen militärisch-knappen Form des Nachnamens, dann das Bunsen-Forum und das Schwarze Brett für Schüler. Als Teil der politischen Bildungsarbeit an der Schule sollte das Forum über aktuelle Fragen informieren und eine Diskussionsmöglichkeit im Geist des demokratischen Pluralismus bieten. Die erste Veranstaltung am 18. Oktober 1971 war dem Thema „Aktuelle Fragen der Heidelberger Kommunalpolitik" gewidmet; auf dem Podium saßen

Vertreter von SPD, CDU, FDP und – nota bene – von NPD und DKP, die alle für die Gemeinderatswahl am 24. Oktober kandidierten. Interessierte Zuhörer und lebhafte Fragesteller waren die Oberstufenschüler, die erstmals wählen durften. Die Gruppe der linksorientierten Schüler bemühte sich, die „Rechtstendenzen" und die „faschistoiden Züge" des Gemeinderates zu entlarven. Die meisten kritischen Fragen und scharfen Attacken aber bezogen sich auf konkrete Probleme der Kommunalpolitik: Verkehrspolitik („Schaechterle-Plan" von der autogerechten Stadt), Fahrpreiserhöhungen der Heidelberger Straßenbahn (HSB), Altstadtsanierung, Drogenszene, Sozialistisches Patientenkollektiv. Naturgemäß fielen die Antworten der Politiker sachlich, aber eher „beschwichtigend" aus. Nach Meinung aller Beteiligten war die Veranstaltung ein Erfolg, der zu einer Fortsetzung ermutigte.[8]

Die Foren, die meist unter der Gesprächsleitung des Verbindungslehrers Horst Hofmann (geb. 1940) stattfanden, wurden zu einem festen Bestandteil des Schullebens: 1972 sechs Foren, von da an jährlich meist drei Foren.[9] Eingeladen wurden u.a. Politiker aller demokratischen Parteien, OB Reinhold Zundel, Kultusminister Wilhelm Hahn, ein Bundeswehr-Offizier und ein Wehrdienstverweigerer, Vertreter der HSB, Arbeitgeber- und Gewerkschaftsvertreter sowie Theater-Regisseure. Normalerweise ging die Initiative von der Direktion aus, die Wünsche der Schülerschaft nach bestimmten Themen wurden berücksichtigt. Die personelle Auswahl der Referenten aber behielt sich Jendreiek vor; studentische Aktionskomitees für Chile oder Indochina, die von Schülerseite vorgeschlagen wurden, standen unter Ideologieverdacht und wurden nicht eingeladen. In diesen Veranstaltungen konnten die Schüler – ob kritisch-sachorientiert oder ideologisch festgezogen – Fragen stellen und ihre Meinung äußern. Die Gäste auf dem Podium vermittelten ihre Sicht der Dinge und beriefen sich oft auf tatsächliche oder vermeintliche Sachzwänge in den politischen Entscheidungen. Die Foren liefen generell ohne Zwischenfälle ab.

Der Konflikt um das „Schwarze Brett"

Auf Wunsch der Schüler öffneten Lehrerkonferenz und Elternvertreter im November 1971 ein weiteres „Ventil" und beschlossen die Einrichtung eines „Schwarzen Brettes", das den Schülern unter folgenden Bedingungen zur Verfügung stehen sollte:

> „daß 1. der Inhalt der Plakate nicht gegen geltendes Recht verstößt, 2. die Plakate von demjenigen, der sie zum Aushang bringt, in Gegenwart des Hausmeisters namentlich abgezeichnet werden, 3. die Dauer des Aushangs auf eine Woche befristet ist, 4. jederzeit gewährleistet ist, daß unterschiedliche Meinungen zu Wort kommen können. Bei Mißbrauch kann diese Regelung widerrufen werden."[10]

Gegen die letzte Klausel gab es rasch massiven Widerstand aus der Schülerschaft. Jendreiek versuchte, die Klassensprecher über die pädagogische, nicht juristische Absicht dieses Satzes aufzuklären, was ihm nicht recht gelang. In einem Flugblatt vom 16. Dezember 1971 griff die Basisgruppe Bunsen das Thema auf und warf der Schulleitung undemokratisches Verhalten und einen Verstoß gegen die Meinungsfreiheit vor:

> „Herr Jendreiek geht offensichtlich von der Existenz eines Gesetzes aus, die bloße Existenz ist für ihn Grund genug ein Gesetz zu befolgen. Wir tun das nicht. Wir fragen, wer ein bestimmtes Gesetz gemacht hat, warum es gemacht wurde und wem es nützt. […] Wir mei-

nen, daß Gesetze, die zulassen, daß die Freiheit der Information an der Schule eingeschränkt wird, der großen Mehrheit nicht nützen, sondern schaden, wie alle undemokratischen Gesetze. […] Auf wessen Standpunkt stellt sich also Herr Jendreiek, wenn er sie befolgt, ja mehr, wenn er sie rechtfertigt? […] Die Gesetze, die den Entzug der Informationsfreiheit für demokratische und sozialistische Gruppen zulassen, sind Gesetze zur Sicherung der Ausbeutergesellschaft. […] Wenn Herr Jendreiek diese Gesetze verteidigt und rechtfertigt, stellt er sich auf den Standpunkt des Kapitalismus gegen die demokratischen Forderungen der Schüler."[11]

Bemerkenswert die rein ideologische Argumentation und die Gleichsetzung von „demokratisch" und „sozialistisch". Das Flugblatt wurde auch von drei Bunsen-Schülern außerhalb des Schulgeländes verteilt. Am 22. Dezember 1971 beriet die Gesamtlehrerkonferenz über dieses Flugblatt und hielt in ihrer überwiegenden Mehrheit die Grenze einer tolerierbaren Meinungsfreiheit für überschritten. Die Aufforderung, Gesetze nicht mehr zu befolgen, gefährde die Verantwortung der Pädagogen für die Bildung und Erziehung ihrer Schüler. Die betroffenen zwei Schüler und eine Schülerin wurden für zwei Wochen vom Unterricht ausgeschlossen mit der Androhung des endgültigen Schulverweises, wenn sie weiterhin gegen die Schulordnung oder das Schulgesetz verstießen. Nachdem Kollegium und Schulleitung den Flugblattkrieg der Basisgruppe vor den Toren der Schule lange toleriert hatte, glaubten sie jetzt, ein Exempel statuieren zu müssen. Die Entscheidung des Kollegiums fiel nicht einstimmig aus, wie die Presseerklärung vom 18. Januar 1972 beweist, die 59 von 65 planmäßigen Lehrern unterschrieben.[12]

Die öffentliche Stellungnahme der Schule, die vom Elternbeirat unterstützt wurde, verurteilt zu Recht, dass Schüler in dem inkriminierten Flugblatt aufgerufen werden, Gesetze und Schulordnungen nicht zu befolgen. Der mittlere Teil des Textes enthält aber Anklagen und Formulierungen, aus denen die Frustration und der Ärger der Lehrerschaft über die langjährige Agitation und destruktive Arbeit der Basisgruppe sprechen: Anonymität der Flugblätter, „permanente Diffamierung der pluralistisch-demokratischen Gesellschaftsordnung der Bundesrepublik und der Schule als Institution", „eine langfristig angelegte Diffamierungsstrategie", „systematische Verhetzung der Schüler". Eine derartige, vielleicht aus der Situation heraus nachvollziehbare Wortwahl war keinesfalls geeignet, den Konflikt abzumildern. Die Gegenseite titulierte die zweiwöchige Suspendierung, die keine Folgen für die weitere Schullaufbahn hatte, als endgültigen „Rausschmiss". Der AStA erklärte sich solidarisch mit den ausgesperrten Schülern und warf den 59 Lehrern „demagogische Hetze" vor. Die Erklärung der Basisgruppe Bunsen zu dem Fall war – wie bei den Flugblättern üblich – mit Hilfe von Studenten formuliert worden und wurde vom AStA an die Presse gegeben. Die Lehrerkonferenz habe sich „mit großer Mehrheit zu ihrer Rolle als Büttel der kapitalistischen Ausbildungsreform an Schule und Hochschule gemacht."[13] Lokale und bundesweite Medien (Sendung „Monitor", Wochenzeitschrift „Die Zeit") griffen den Fall in den folgenden Monaten auf. Jendreieks Reaktion: Der „Konflikt" sei „inszeniert" und „agitatorisch ausgeschlachtet" worden.[14] Wie bei solchen „Skandalen" üblich, wurden auch unvollständige oder falsche Behauptungen in die Welt gesetzt, auf die das Kollegium und die Direktion mit neuen Gegendarstellungen reagierten. Das Bild von den Windmühlenflügeln drängt sich förmlich auf. Hätte die Lehrerschaft nicht gelassener mit geeigneten pädagogischen Maßnahmen unterhalb der zweitschärfsten Schulstrafe reagieren können?

Einen bedenkenswerten Weg zeigte die Mutter der betroffenen Schülerin und PH-Dozentin Gerda Freise auf: „Warum eigentlich hat man die pädagogische Chance nicht genutzt, anhand der inkriminierten Flugblätter die [von Lehrerseite] behaupteten Tatsachen [im Gemeinschaftskunde-Unterricht] nachzuweisen, um damit die Kritikfähigkeit zu stärken?“[15] Ihren vernünftigen Vorschlag kleidete Freise allerdings in eine Polemik gegen die „autoritäre Erziehung“ im Allgemeinen; die Maßnahme der Schule verglich sie mit „Einschüchterung und Angsterregung“, wie sie Diktaturen in Krisensituationen anwendeten. Darauf erfolgte eine neue weitschweifige Stellungnahme von Seiten der Schule, die unverkennbar die Handschrift von Jendreiek aufwies, grundsätzliche Fragen einer Pädagogik aufwarf und das Erziehungskonzept von Freise scharf verurteilte: „Dem autoritären Konzept dieser Pädagogik entspricht die Dogmatisierung der Erziehung zum Ungehorsam und die pauschale Diffamierung jeder Anpassung.“[16]

Schließlich beschäftigte sich das Verwaltungsgericht Karlsruhe mit der Klage zweier betroffener Eltern und erklärte am 26. Oktober 1972 die Maßnahme der Gesamtlehrerkonferenz für rechtmäßig. In der Urteilsbegründung wog das Gericht gründlich ab, ob das Verteilen von Flugblättern außerhalb des Schulgeländes nicht vom Grundrecht auf Meinungsfreiheit (Art. 5 GG) gedeckt sei. Im konkreten Fall aber gab das Gericht dem Erziehungs- und Bildungsauftrag der Schule (Art. 7 GG) den Vorrang und lehnte das im Flugblatt geäußerte Gesetzesverständnis als undemokratisch ab. „Das scheinbare Legitimitätskriterium des ‚Nutzens für das Volk‘ vermag […] die Verbindlichkeit eines Gesetzes […] nicht in Frage zu stellen. Der ‚Nutzen für das Volk‘ ist eine politische Leerformel, die der Ausfüllung durch jedwede konkrete Zielsetzung offensteht.“ Es folgte der Hinweis auf autoritäre und totalitäre Staaten sowie Äußerungen von NS-Juristen („Alles was dem Volke nützt, ist Recht.“) – eine Bemerkung, die die Zeitung des Neuen Roten Forums „Schulkampf“ empört als „juristischen Terror“ und „Klassenjustiz der Bourgeoisie“ anprangerte.[17]

Die Maßnahme des Bunsen-Gymnasiums wäre schon bald aus den Schlagzeilen verschwunden gewesen, wenn sie nicht mit dem „Fall Topp“ verknüpft worden wäre. Ulrich Topp, Assessor am Helmholtz-Gymnasium und Vorsitzender der Heidelberger GEW-Fachgruppe Gymnasien, hatte sich öffentlich mit den ausgesperrten Bunsen-Schülern solidarisiert. Nicht deswegen – so die Kultusbehörde –, sondern „weil er in verfassungswidriger Weise Widerstand propagiert“ habe, wurde ihm zum 31. Juli 1972 die außerordentliche Kündigung ausgesprochen. Hier wurde schon der berüchtigte „Radikalen-Erlass“ vom 28. Januar 1972 angewendet. Aber auf Topps Klage hin erklärte das Verwaltungsgericht am 2. Oktober 1972 die Kündigung für unwirksam. Auch in zweiter Instanz war das Oberschulamt unterlegen.[18] Bis dahin blieb das Bunsen-Gymnasium als indirekt Beteiligter weiter in der öffentlichen Diskussion. Hatte sich der Aufwand an Zeit und Formulierungskunst wirklich gelohnt? Übrigens wurde – im Unterschied zu vielen anderen Ereignissen aus der Schulgeschichte der 1970er Jahre – der Konflikt um das Schwarze Brett in dem von Jendreiek maßgeblich gestalteten Jubiläumsband von 1990 verschwiegen.[19]

Dass die beschriebenen Ereignisse ihre Spuren im Kollegium hinterließen und zu internen Spannungen führten, beweist der Appell, den Jendreiek am Ende des Schuljahres 1971/72 an das Kollegium, vor allem an die vorherrschende konservative Mehrheit richtete:

„Die Polarisation ist ein gesamtgesellschaftliches Phänomen unserer Zeit. Wir können sie nicht aus der Schule ausklammern, und das heißt: wir können die Schule nicht aus der Gesellschaft ausklammern. […] In einem Kollegium gibt es unterschiedliche Meinungen und Einstellungen. […] Die rückwärts gewandte Sehnsucht nach einem auf eine einzige Meinung harmonisierten Kollegium setzt allzu leicht den Anspruch auf allgemeine Anpassung an die eigene Meinung zur Norm und löscht die Freiheit der anderen aus. Was uns pädagogisch gegenüber unseren Schülern aufgegeben ist, haben wir selbst miteinander zu leisten. Der andere darf anderer Meinung sein, und er darf seine Meinung äußern. […] Es kommt nicht darauf an, sich in Resignation mit dieser Pluralität abzufinden und sie durchzustehen. Es ist unsere Aufgabe, die Spannungen der Pluralität produktiv umzusetzen. […] Die Solidarität, die ein Kollegium braucht und von der es lebt, kann und soll keine Solidarität der gleichen Meinung als Uniformität des Denkens sein."[20]

Ob Jendreiek diesem Idealbild in seiner Amtszeit immer treu geblieben ist, sollte dem Urteil der Zeitzeugen – Lehrern wie Schülerinnen und Schülern – überlassen bleiben.

Das Meinungsspektrum in der Schülerschaft

Dass die linksradikalen Forderungen der Studentenbewegung in der Heidelberger Schülerschaft auf Resonanz stießen, ist nicht verwunderlich. Heidelberg war keine „Provinz in Bewegung"[21], sondern neben Berlin und Frankfurt ein Zentrum der Studentenrevolte. Die studentische Ablehnung der „Ordinarienuniversität" ließ sich leicht auf die Schule übertragen, die eine Mitverantwortung der Schüler kaum zuließ. Viele ältere Lehrerinnen und Lehrer waren in ihrem Erziehungsverständnis und ihren Unterrichtsmethoden in den 1950er Jahren stehen geblieben, was sich erst mit dem Einstellungsschub junger Lehrkräfte zu Beginn der 1970er Jahre zu ändern begann. Der familiäre Hintergrund der Schüler in der Universitätsstadt war ein anderer als in der „Provinz". In den hiesigen Familien wurde diskutiert – oft kontrovers. Die besondere soziale Zusammensetzung der Schülerschaft am Kurfürst-Friedrich-Gymnasium führte dazu, dass diese Schule eine Vorreiterrolle einnahm. Der dortige Konflikt im Herbst 1968 nahm seinen Ausgang in relativ bescheidenen Wünschen der Schüler, eskalierte durch die Kompromissunfähigkeit der Schulleitung sowie die Einmischung radikaler Studenten und endete für drei Schüler und eine Schülerin mit der unverhältnismäßig harten Strafe eines endgültigen Schulausschlusses.[22]

In einem offenen Brief mit der Überschrift „Die Lage ist ernst" wandten sich Bunsen-Schüler schon im August 1968 an die Öffentlichkeit und forderten längst überfällige Reformen im Bildungswesen. Sie kritisierten, dass den Wahlkampfversprechen des Kultusministers Hahn keine Taten gefolgt seien und der Minister sich wieder in seinen „Beinah-Elfenbeinturm" zurückgezogen habe.[23] Zwei Monate zuvor hatten 37 politisch engagierte Schüler am Sternmarsch gegen die Notstandsgesetze nach Bonn (11. Mai 1968) teilgenommen.[24] Ein Jahr später demonstrierten immerhin 70 Bunsen-Schüler während der Unterrichtszeit gegen die geplante Fahrpreiserhöhung der HSB. Während die übrigen Heidelberger Gymnasien sich mit Strafmaßnahmen zurückhielten, verhängte die Gesamtlehrerkonferenz mit 31:15:1 Stimmen eine harte Schulstrafe und schloss die beteiligten Schüler für drei Tage vom Unterricht aus. Diese harte Reaktion stieß in der Öffentlichkeit auf Unverständnis und

zwang Direktor Schwarz zu einer Erklärung. Das Heidelberger Tageblatt widmete den Ereignissen am Bunsen-Gymnasium eine ganze Seite und druckte ein Interview mit Schulleiter Schwarz ab, in dem er sich überraschend ungeschickt und dünnhäutig („Das geht die Öffentlichkeit nichts an.") äußerte.[25] Der Grund dafür ist wohl in seiner wachsenden Enttäuschung zu suchen. Der Einfluss der Basisgruppe Bunsen auf die gesamte Schülerschaft blieb aber immer noch begrenzt. Am 25. November 1968 organisierte die Schülermitverwaltung (SMV) eine Umfrage unter den Schülern der Mittel- und Oberstufe über die Zusammenarbeit mit Studenten: Von 590 Schülern stimmten 107 für eine solche Zusammenarbeit, 64 enthielten sich, 419 aber sprachen sich gegen eine solche Einmischung in schulinterne Angelegenheiten aus.[26] Damit distanzierte sich die überwiegende Mehrheit der Schüler von den eskalierenden Vorgängen am KFG. Im folgenden Jahr wählte eine außerordentliche Schülerversammlung den Schülersprecher ab, der als unabhängiger Bewerber kandidiert hatte, sich dann aber als Anhänger des AUSS (Aktionszentrum unabhängiger und sozialistischer Schüler) entpuppte. Seit 1970 existierte fünf Jahre lang an der Schule keine SMV mehr;[27] gleichzeitig verstärkte die Basisgruppe ihren Einfluss auf die Klassensprecherversammlung (KSV). Anfang 1972 analysierte die Basisgruppe die politische Gruppenbildung in der Schülerschaft folgendermaßen: eine kleine „rechte" Gruppierung, die sich mit den vorhandenen Zuständen zufrieden gebe; eine ebenso kleine „linke" Gruppe, die scharfe, ideologisch formulierte Kritik übe und dafür „den stärksten Anfeindungen" ausgesetzt sei; schließlich die zahlenmäßig stärkste „liberale" Gruppe, die Disziplinierungsmaßnahmen gegen Schüler ablehne, aber auf „eine partnerschaftliche Zusammenarbeit" in der Schule hoffe.[28] Letztere war in sich gespalten; es dauerte noch lange, bis sie sich mit ihren Vorstellungen in der Schülerschaft durchsetzen konnte.

Basisgruppe Bunsen: Flugblätter und andere Aktionen

Noch prägte die Basisgruppe mit ihren Flugblattaktionen die politische Auseinandersetzung. Die Ideologie der marxistischen Kapitalismuskritik, den ideologisch aufgeladenen Jargon und die praktische Hilfe leistete die „Sandgasse 7", d.h. die AUSS, der SDS, das „Neue Rote Forum" und dann der KBW. Die verbalen Angriffe richteten sich gegen den Vietnamkrieg der USA und die Ausbeutung der Dritten Welt durch die imperialistischen Staaten – dies die Themen aus der internationalen Politik. Der Bundesrepublik warf man vor, als kapitalistischer Staat die Arbeiterklasse zu unterdrücken und sozialistische (= demokratische) Kräfte zu kriminalisieren. Bestes Beispiel dafür sei der Radikalenerlass vom Januar 1972 mit seinen Berufsverboten. Mit der NS-Vergangenheit habe sich die bundesrepublikanische Gesellschaft nicht wirklich auseinandergesetzt. In der Hochschule müssten der Numerus Clausus und die Ordinarien-Struktur abgeschafft werden. Die Schule wurde in den Flugblättern als Unterdrückungsinstrument des Staates gebrandmarkt, in dem sozialistische (= demokratische) Schüler massiv eingeschüchtert würden. Schulleitung, Gesamtlehrerkonferenz und konservative Vertreter des Philologenverbandes wurden mit Beleidigungen und hasserfüllten Bezeichnungen angegriffen. Zu Konflikten kam es mehrfach um Wandzeitungen und Aushänge am „Schwarzen Brett". Wenn diese auf Anweisung der Schulleitung aus formellen oder inhaltlichen Gründen entfernt wurden, war von „Zensur" und Aufhebung der Meinungsfreiheit die Rede. Gleichzeitig pole-

misierte die Basisgruppe gegen gemäßigte Schülergruppen wie die Sozialdemokratische Gruppe Bunsen und die Junge Union, die sie pauschal als „undemokratisch" abqualifizierte. Eine Kuriosität am Rande: Das Schulfach „Leibesübungen" diene nur dazu, die Schüler zu „quälen" und ihnen die Lust an der sportlichen Betätigung zu nehmen.[29]

Aus heutiger Sicht erscheinen einige Kritikpunkte an der damaligen Politik berechtigt, manche nachvollziehbar, manche völlig überzogen und rein ideologisch begründet. Durch ihre einseitige Ausrichtung und die negative Sprache verlieren sie in der Rückschau ihre Überzeugungskraft.

Mehrfach wurde in diesen Jahren der Unterricht durch anonyme Bombendrohungen unterbrochen bzw. lahmgelegt. Angesichts des RAF-Terrorismus, der in dem Anschlag auf das Heidelberger US-Hauptquartier im Mai 1972 gipfelte, war jedes Mal ein Polizeieinsatz an der Schule die unvermeidliche Folge. Dafür machten sich Basisgruppe und Schulleitung gegenseitig verantwortlich: Die Polizeibeamten hätten die Klassenzimmer und die Schülermaterialien auf Initiative der Direktion rigoros durchsucht, um die Schüler einzuschüchtern.[30] Diese Anschuldigungen wies Jendreiek zurück und suchte die Schuldigen in den Reihen der Basisgruppe. Es bleibt aber festzuhalten, dass es am Bunsen-Gymnasium keine gewaltsamen Räumungs- oder Polizeieinsätze gab.

Trotz der ständigen Auseinandersetzungen mit der Basisgruppe war seit dem Jahresende 1972 eine vorsichtige Rückkehr zur „Normalität" des schulischen Lebens feststellbar. Konzerte, Sportfeste und Abiturfeiern, die vorher nicht durchgeführt werden konnten, waren wieder möglich. Ein erster Höhepunkt im Musikleben der Schule war die Produktion eines LP-Doppelalbums im Jahre 1973, dem später noch weitere folgten. Die Einführung der Koedukation und der Überdruss der Schüler an den dauernden Störungen durch den „Schulkampf" trugen zu einer allmählichen Entspannung bei. Die Haltung der Schülermehrheit zeigte sich im Mai 1973. Gegen die von Kultusminister Hahn geplante Novellierung des Hochschulgesetzes, die die Reformen des Jahres 1969 ein Stück weit zurückdrehen und den staatlichen Einfluss stärken sollte, hatten AStA und linke Studentengruppen zu einem dreitägigen Vorlesungsboykott und einer Demonstration aufgerufen. Der Warnstreik, der nicht von allen Studenten befolgt wurde, sollte auch auf die Heidelberger Gymnasien ausgedehnt werden. „Den Kampf in die Schule und Elternhäuser zu tragen", „Agitationsbesuche in den Schulen" – so lauteten die gängigen Parolen.[31] Schon bei der Demonstration war die Beteiligung mit 90 Schülern, d.h. 3% unter 3000 Demonstranten, recht gering.

Am 10. Mai 1973 drangen studentische Aktionsgruppen auf das Schulgelände des Bunsen-Gymnasiums vor und forderten die Schüler zum Unterrichtsboykott auf. Diese aber lehnten ab. Die Unterstufenschüler machten sich einen Spaß daraus, „Wasserbömbchen" aus Plastiktüten auf die Agitatoren zu werfen.[32] Eine Politik-Aktion der Linken war zu einem Happening der besonderen Art geworden. Diese „Niederlage" versuchten drei Schüler der Klassenstufe 13, die wohl der Basisgruppe angehörten, dadurch zu kompensieren, dass sie aus Protest Wandzeitungen an die Wände klebten und sich weigerten, diese zu entfernen. Die Gesamtlehrerkonferenz ahndete diesen Verstoß gegen die Schulordnung mit einem dreitägigen Schulausschluss, ermöglichte ihnen aber ausdrücklich die Ablegung der Reifeprüfung.[33]

Ein Bunsen-Forum mit KBW und ohne CDU

Nach fünf Jahren erlebte die SMV 1975 eine „Wiedergeburt". Nach langen Verhandlungen zwischen Klassensprechern, Verbindungslehrern und Lehrerkollegium konnte die neue SMV-Satzung am 5. März 1975 vorgestellt werden. Mit 87,1% wurde sie von der Schülerschaft angenommen. Der gleichzeitig gewählte Schülersprecher war „parteilos", seine Stellvertreter gehörten der SPD bzw. der Schüler-Union an.[34]

Wenige Wochen später geriet das Bunsen-Gymnasium wieder in die Schlagzeilen – freilich mit einer gegenüber 1972 völlig veränderten Frontstellung. Abgesehen von der lokal- und schulgeschichtlichen Bedeutung stellte sich damals eine Frage, die heute nach dem Wiedererstarken populistischer Bewegungen wieder aktuell ist. Sollen Demokraten das Gespräch mit den Vertretern linksradikaler (damals) oder rechtspopulistischer (heute) Parteien führen oder ihnen aus Angst vor einer propagandistischen Wirkung eine öffentliche Plattform verweigern?

Am 20. April 1975 fanden Gemeinderatswahlen statt. Im Vorfeld war es den sonst heillos zerstrittenen linksradikalen Gruppierungen unter Führung des KBW gelungen, eine gemeinsame Liste mit 18 Kandidaten aufzustellen. Auf einer CDU-Wahlveranstaltung in Rohrbach erklärte der KBW-Kandidat Volker Müller, der KBW habe nur 18 Kandidaten aufgestellt, weil „die weiteren 22 und mehr nicht aus der Gewerkschaft ausgeschlossen werden wollten". Studenten hätten sich „auf unser Drängen nach Heidelberg umgemeldet", um sich an der Kommunalwahl zu beteiligen und die Wählerzahl des KBW zu erhöhen. Als „offizieller Vertreter des KBW" stellte Müller fest, „daß dieser den bewaffneten Umsturz der Grundordnung der BRD zum Ziel habe, weil sich bei uns die Massen nicht bewaffnet unter freiem Himmel zur Revolution versammeln könnten".[35] Die ideologischen Vorgaben für die zukünftige Parlamentsarbeit formulierte der KBW wenig später:

> „Wir Kommunisten können im Stadtrat nicht die Arbeitslosigkeit verhindern, wir können im Stadtrat auch nicht verhindern, daß die öffentlichen Ausgaben immer auf das Volk abgewälzt werden. Was wir aber können ist, den Bewegungen und Forderungen der Arbeiterklasse und des Volkes im Stadtrat ein Sprachrohr zu verleihen, die bürgerlichen Parteien und den Staat mit diesen Forderungen zu konfrontieren und die Kämpfe in den Betrieben der Stadt zu unterstützen. Dem Zusammenschluß der Arbeiterklasse und des Volkes gegenüber den Kapitalisten und dem Staat dient die ganze Arbeit des KBW und wer den KBW wählt, unterstützt dieses Ziel."[36]

Offensichtlich hielt die studentisch-elitäre Kaderorganisation KBW immer noch an ihrem längst gescheiterten Ziel fest, die Arbeiterschaft in einer Aktionseinheit zu gewinnen.

Bei einer Wahlbeteiligung von 63,1% errang die CDU mit 45,53% (18 Sitze im Gemeinderat) einen großen Erfolg vor der SPD mit 32,25% (14 Sitze), FWV 10,10% (4 Sitze) und FDP 7,90% (3 Sitze). Zur Überraschung dieser Parteien und von OB Reinhold Zundel erreichte die Liste des KBW 83.418, d.h. 3,6% der Stimmen. Helga Rosenbaum (geb. 1942), Chemielaborantin und KBW-Aktivistin, war auf der KBW-Liste hinter Jochen Noth und Dietrich Hildebrandt an dritter Stelle platziert. Mit 6073 Stimmen erreichte sie die höchste Stimmenzahl auf der Liste und war damit in den Gemeinderat gewählt.[37] Dies blieb das einzige Mandat, das der KBW jemals in der Bundesrepublik erringen konnte.

Die SMV des Bunsen-Gymnasiums hatte ein Forum mit den Vertretern aller kandidierenden Parteien – also auch des KBW – gewünscht, das vor der Wahl stattfinden sollte. Ähnlich wie 1971 wurden solche Veranstaltungen vor dem Wahltermin im Helmholtz-Gymnasium, im Ballsaal der Stadthalle (Veranstalter: Stadtjugendring) und im Comenius-Haus durchgeführt.

Das Kollegium des Bunsen-Gymnasiums entschied sich aber dafür, die Sperrfrist für solche politischen Diskussionen an Schulen einzuhalten, und setzte für das Forum mit dem Thema „Bildung, Ausbildung, Jugendförderung in Heidelberg" den 5. Mai 1975 fest – zwei Wochen nach der Wahl, aber noch vor der Konstituierung des neuen Gemeinderates. Vielleicht hatte dabei die Absicht mitgespielt, auf diese Weise einen Auftritt des KBW in der Schule zu vermeiden – eine Hoffnung, die sich durch das überraschende Wahlergebnis zerschlagen hatte. Jetzt waren je ein(e) Vertreter(in) von CDU, SPD, FWV, FDP und eben auch KBW eingeladen. Hinter den Kulissen versuchte das Oberschulamt unter Präsident Dr. Heinrich Unruh, die Teilnahme von Helga Rosenbaum zu verhindern. Schulleiter Jendreiek aber beharrte darauf, dass es demokratischen Spielregeln entspreche, eine durch Volkswahl legitimierte Stadträtin sprechen zu lassen, auch wenn sie einer demokratiefeindlichen, aber nicht verbotenen Partei angehöre. Unter der Moderation von Verbindungslehrer Horst Hofmann und Schülersprecher Thomas Körner nahmen auf dem Podium Platz: Ruth Zutt (SPD), Hannah Walz (FDP), Werner Poppen (FWV) und Helga Rosenbaum (KBW). Der Stuhl für die CDU blieb leer. Warum? Die CDU-Fraktion hatte mit Günther Gehring einen Mann geschickt, der als Stadtrat und Jurist im Oberschulamt eine Doppelfunktion innehatte, die an seiner Unbefangenheit zweifeln ließ.

Bunsen-Forum am 5. Mai 1975. Auf dem Podium von links: Helga Rosenbaum (KBW), Hannah Walz (FDP), Thomas Körner (Schülersprecher), Horst Hofmann (Verbindungslehrer), Ruth Zutt (SPD), Werner Poppen (FWV). (Foto: H. Willareth; Quelle: 50 Jahre, wie Anm. 19, S. 117)

Er erschien kurz vor Veranstaltungsbeginn und verlangte ultimativ den Ausschluss der KBW-Vertreterin. Als weder die Schulleitung noch seine Gemeinderatskollegen dieser Forderung zustimmten, verließ er das Schulgebäude. Bevor das Forum überhaupt begonnen hatte, bot dieser Abgang den Schülern ein abschreckendes Beispiel für undemokratisches Verhalten. Im Übrigen verlief das Forum in relativ ruhiger Atmosphäre.[38]

Dies alles wäre eine marginale Episode in der Schulgeschichte geblieben, wenn nicht Dietrich Klein, Gehrings CDU-Stadtratskollege und als Rektor einer Hauptschule ebenfalls im Schulbereich beschäftigt, in einem Leserbrief einen heftigen Angriff gegen die Schulleitung des Bunsen-Gymnasiums geführt hätte. Er warf Jendreiek vor, „dem KBW eine Plattform [geboten zu haben], die er bis jetzt noch nicht hatte". Die Schulleitung habe „eine politische Gruppe, die den bewaffneten Umsturz der Grundordnung der Bundesrepublik Deutschland auf ihre Fahnen geschrieben hat, zu einem demokratischen Forum" in ein städtisches Gebäude eingeladen. Zur gleichen Zeit würden Lehrer, die sich offen zum KBW bekennen, nicht in den Schuldienst übernommen. Schließlich verstieg sich Klein zu der Behauptung, „daß im Bunsen-Gymnasium das Gespenst der Volksfront zumindest rein optisch für kurze Zeit erkennbar wurde".[39] Tatsächlich hatten die Stadträtinnen von SPD und KBW gemeinsam auf dem Podium gesessen! Aus heutiger Sicht unverständlich, dass Klein ausgerechnet den Ausschluss politisch missliebiger Lehrer als Argument anführte, an dem Gehring als Jurist im Oberschulamt mitwirkte.

Mit der Resonanz auf diese Attacke hatte die Heidelberger CDU sicherlich nicht gerechnet. Anders als 1971, als das Bunsen-Gymnasium im Zentrum öffentlicher Kritik stand, erlebte es jetzt von allen Seiten eine ungeahnte Solidarität. Übereinstimmend stellten sich die Stadträte Werner Poppen (FWV), Ruth Zutt (SPD) und Eberhard Bucke (FWV) hinter Jendreieks Entscheidung. Auch die Nachwuchsorganisationen der CDU, die Schüler-Union („Mit dem KBW auseinandersetzen") und die Junge Union („Übertriebene Nibelungentreue") kritisierten Gehring und Klein öffentlich.[40] Die Verfasser der Leserbriefe führten folgende Argumente an:

- Der KBW ist ohne Zweifel eine verfassungsfeindliche Partei, aber bisher nicht verboten worden.
- In einer gesetzes- und verfassungskonformen Wahl hat der KBW einen Sitz im Gemeinderat gewonnen; deshalb ist der Wahlausgang zu respektieren.
- Zu diesem Ergebnis haben die 37% der Wahlberechtigten beigetragen, die von ihrem Wahlrecht keinen Gebrauch gemacht haben.
- Vor vier Jahren hatten NPD und DKP unmittelbar vor der Wahl an einem Bunsen-Forum teilgenommen, ohne dass die CDU dagegen protestiert hätte.
- Unmittelbar vor der jetzigen Wahl waren Vertreter der CDU in städtischen Räumen an Diskussionen beteiligt, an denen auch KBW-Vertreter teilnahmen.
- Der Bildungsauftrag der Schule gebietet es, im Sinne des Pluralismus verschiedene politische Meinungen zu Wort kommen zu lassen.
- Die Schüler brauchen Diskussions- und Argumentationshilfen, um der täglichen Agitation vor den Toren der Schule begegnen zu können.

- Gehring hat durch seine Absage die Chance verpasst, seine Position und die der CDU darzulegen.
- Durch sein engstirniges Verhalten hat er der Taktik des KBW, die herrschende Politik als undemokratisch zu „entlarven", Vorschub geleistet.

Mit ähnlichen Argumenten wehrte sich das Bunsen-Kollegium gegen die Attacke von Klein; die Stellungnahme wurde am 16. Mai 1975 in einer Personalversammlung einstimmig beschlossen. Ob sich alle Kollegen, die die Ausschluss-Entscheidung von 1971 mitgetragen hatten, an dieser Abstimmung beteiligten oder wie weit sie nur den Vorgaben des Schulleiters folgten, lässt sich nicht feststellen.

„Verfassung und geltendes Recht [sind] höhere demokratische Güter […] als das subjektive Empfinden und Meinungen einzelner Parteivertreter. In einer Demokratie ist der Wählerwille Souverän." In dem schwierigen Umfeld, das Klein und Gehring anscheinend unbekannt sei, nehme das Bunsen-Gymnasium seit Jahren den demokratischen Bildungsauftrag der Schule ernst. „Wir warnen davor, an den Heidelberger Gymnasien kurzsichtig einen politischen Scherbenhaufen anzurichten, mit dessen Bewältigung allein Lehrer, Eltern und Schüler langfristig und zeitraubend beschäftigt wären." Die Resolution endet mit einer für Schulverhältnisse bemerkenswerten Solidaritätsbekundung für den Schulleiter, der vor dem Vorwurf der CDU („demokratische Unzuverlässigkeit") in Schutz genommen wird.[41]

Die konstituierende Sitzung des neu gewählten Gemeinderates am 22. Mai 1975 verlief chaotisch – ganz anders als in der sonst üblichen feierlichen Routine. Helga Rosenbaum verweigerte die Verpflichtung auf ihr Mandat und versuchte stattdessen, eine Erklärung zur geplanten Fahrpreiserhöhung der HSB zu verlesen. Unterstützt wurde sie dabei von KBW-Mitgliedern wie Jochen Noth, die als Zuschauer anwesend waren. Schließlich schloss OB Zundel Rosenbaum wegen ungebührlichen Verhaltens von der Sitzung aus.[42]

Nach dieser Erfahrung glaubte Gehring in einer eigenen Stellungnahme auftrumpfen zu können: Er bekräftigte „die Meinung, daß gerade der demokratische Bildungsauftrag einer Schule […] es nicht zulassen darf, daß Verfassungsfeinde in der Schule zu Wort kommen." Der Pluralismus in einem Forum habe seine Grenzen an der „Verfassungskonformität". „In einer Demokratie gibt es neben dem Wählerwillen als Souverän […] auch noch Verfassung und Gesetze. Beide zwingen geradezu jeden, der es ernst mit unserem Staat meint, alles zu tun, damit der KBW nicht eines Tages selbst Verfassung und Gesetze bestimmt."[43]

Auf die Forderung, dass die Verfassungsfeindlichkeit zu einem Verbot des KBW führen solle, ging Gehring nicht ein.

Die Fronten waren geklärt, die Meinungen ausgetauscht, der Konflikt publizistisch ausgereizt. Die Schule und die ihre Position unterstützenden Kräfte gehen von einem pluralistischen Demokratieverständnis aus, in dem die Meinungsfreiheit und der politische Bildungsauftrag der Schule einen hohen Stellenwert haben. Mit derartigen Veranstaltungen könne man die Mehrheit der Schüler für sich gewinnen und die Agitatoren weiter isolieren. Gehring argumentiert juristisch-etatistisch. Verfassung und Gesetze stehen über dem Wählerwillen. Die politische Auseinandersetzung mit Verfassungsfeinden dürfe nicht im Rahmen der Schule ausgetragen werden.

Entgegen den düsteren Ahnungen von Günther Gehring übernahm der KBW weder im Bunsen-Gymnasium noch in Heidelberg die Macht. In der zweiten Hälfte der 1970er Jahre verlor er hier jeden Einfluss, insbesondere als die Zentrale der Kader-

organisation mit dem ehemaligen Heidelberger Studenten Joscha Schmierer als ZK-Sekretär im Mai 1977 nach Frankfurt verlegt wurde. Das Schulleben am Bunsen-Gymnasium normalisierte sich weiter. Neben vielfältigen kulturellen und sportlichen Veranstaltungen führte die Schule im September 1976 das erste der legendären Schulfeste mit Erfolg und in harmonischer Atmosphäre durch. War das von Josef Schwarz schmerzlich vermisste Gemeinschaftsgefühl der Schule ein Stück weit zurückgekehrt? Eine Oberstufenreform, wie sie sich Schwarz gewünscht hatte, wurde von der Kultusministerkonferenz in der Rahmenvereinbarung vom 7. Juli 1972 beschlossen; in Baden-Württemberg freilich dauerte es bis zum Schuljahr 1978/79, bis sie flächendeckend an allen Gymnasien des Landes umgesetzt wurde.

Stadtrat Gehring hatte sich durch sein Verhalten innerhalb der CDU isoliert und trat auf dem Kreisparteitag am 18. Juni 1975 nicht mehr als 2. stellvertretender Kreisvorsitzender an. Die Delegierten forderten von der Landesregierung ein Verbot des KBW, sprachen sich aber gleichzeitig – wie der Kreisvorsitzende Karl Weber – dafür aus, solange der KBW nicht verboten sei, die „Auseinandersetzung mit Radikalen bei neutralen Veranstaltungen insbesondere vor Schülern" zu führen und sich nicht „ins politische Abseits zu manövrieren".[44]

Helga Rosenbaum verspielte durch ihre übertriebene „revolutionäre" Agitation die Chance, im Gemeinderat konstruktive Oppositions- und Reformarbeit zu leisten. Ende 1975 war sie an vorderster Front an den gewaltsamen Protesten und Blockaden gegen die geplante Fahrpreiserhöhung der HSB beteiligt. Ihr Verhalten, das genau den Direktiven des KBW entsprach, führte mehrfach zum Ausschluss aus Gemeinderatssitzungen, zu einer strafrechtlichen Verurteilung und schließlich 1977 zum endgültigen Ausschluss aus dem Gemeinderat, nachdem ihr „wegen gröblicher und besonders schwerer Verstöße gegen die Pflichten eines Gemeinderates" die Bürgerrechte auf vier Jahre aberkannt worden waren[45] – ein ziemlich einmaliger Vorgang in der Demokratie-Geschichte Heidelbergs.

Schluss

Ferne Zeiten in der Heidelberger Schul-und Lokalgeschichte waren Gegenstand dieser Untersuchung. Damals durchlebte das Bunsen-Gymnasium eine schwierige Zeit; dies gilt gleichermaßen für die Mehrzahl der Schüler, die Lehrkräfte und die Schulleitung. Die Agitation der Basisgruppe und der von außen ausgeübte Druck erschwerten die normale Unterrichtsarbeit und ließen außerunterrichtliche Aktivitäten kaum zu. Das von der Direktion geförderte Engagement der Kollegen und der Wunsch der meisten Schüler nach „Normalität" ermöglichten nach 1973 in zunehmendem Maße wieder kulturelle, sportliche und festliche Veranstaltungen. Der Blick zurück berührte aber auch zwei überraschend aktuelle Fragestellungen: Soll man das öffentliche Gespräch mit Extremisten führen und ihnen eine Plattform zur Selbstdarstellung bieten? Haben wir Verständnis für Schüler, die sich einem Schulstreik zugunsten gravierender Probleme anschließen? Diese Überlegungen muss man gerade heute zulassen.

Anmerkungen

1 Josef Schwarz: Übergänge. Reflexionen am Ende der Amtszeit 1970, in: 1971–1973 Bunsen-Gymnasium Heidelberg, Heidelberg 1973, S. 7–10, Zit. S. 7 (Jahrbuch 1971–1973).
2 Gespräch mit Landtagskandidaten, in: Heidelberger Tageblatt (HT) 1.4.1968, S. 13. Presseartikel und Flugblätter konnten dankenswerterweise im Stadtarchiv Heidelberg (StAH), im Archiv des Bunsen-Gymnasiums Heidelberg und in der Privatsammlung von Jochen Reder eingesehen werden. Für mündliche Auskünfte dankt der Verfasser Horst Hofmann, Jochen Reder und Matthias Wermke.
3 Vgl. dazu Thorsten Gass-Bolm: Das Gymnasium 1945–1980. Bildungsreform und gesellschaftlicher Wandel in Westdeutschland (Moderne Zeit. Bd. VII), Göttingen 2005, S. 175ff.
4 Gerhard Friedrich: Rückblick, in: Jahrbuch 1971–1973 (wie Anm. 1), S. 10–14, Zit. S. 14.
5 Kein Zurück zur Schule von gestern, in: Rhein-Neckar-Zeitung (RNZ) 21.4.1971, S. 5.
6 So die Erinnerung des ehemaligen Bunsen-Schülers Matthias Wermke am 13.5.2019.
7 Gespräch über Schule, in: Jahrbuch 1971–1973 (wie Anm. 1), S. 66–71, hier S. 69f.
8 Gemeinderatskandidaten auf der Schulbank, in: RNZ 19.10.1971, S. 6, abgedr. in: Jahrbuch 1971–1973 (wie Anm. 1), S. 41f.
9 Aufstellung und ausgewählte Presseberichte in: Jahrbuch 1971–1973 (wie Anm. 1), S. 39–45 und in: Bunsen-Gymnasium 1973–1975, Heidelberg 1975 (Jahrbuch 1973–1975), S. 65–69.
10 Jahrbuch 1971–1973 (wie Anm. 1), S. 86.
11 Jahrbuch 1971–1973 (wie Anm. 1), S. 87. Ebd. S. 86–101 die Darstellung des folgenden Konflikts aus der Sicht der Schule (Redaktionsteam F./J./K./S.) unter dem Titel „Die Bunsen-Brett-Ballade". Vgl. HT 11.1.1972.
12 Systematische Verhetzung der Schüler, in: RNZ 18.1.1972, S. 5, abgedr. in: Jahrbuch 1971–1973 (wie Anm. 1), S. 90. Protokolle der Gesamtlehrerkonferenzen waren im Archiv des Bunsen-Gymnasiums nicht auffindbar.
13 Eltern stehen zu „Bunsen"-Lehrern, in: RNZ 20.1.1972, S. 3 mit der Stellungnahme von ASTA und Basisgruppe Bunsen.
14 Bunsen-Brett-Ballade (wie Anm. 11), S. 86.
15 Gerda Freise: „…selten sind es die Lehrer, die notwendige Veränderungen erzwingen", in: HT 28.1.1972, S. 16, abgedr. in: Bunsen-Brett-Ballade (wie Anm. 11), S. 97–99, Zit. S. 98.
16 Kollegium des Bunsen-Gymnasiums erwidert Prof. Freise, in: HT 5./6.2.1972, S. 18 (in Auszügen), abgedr. in: Bunsen-Brett-Ballade (wie Anm. 11), S. 99f., Zit. S. 100.
17 Urteilsbegründung vom 26.10.1972 und Reaktion in: Schulkampf Nr. 6/7 vom Nov./Dez. 1972, abgedr. in: Bunsen-Brett-Ballade (wie Anm. 11), S. 94–96. Urteil auszugsweise in: RNZ 18./19.11.1972, S. 5 („Ein Zeichen ungehemmter Demagogie").
18 In verfassungswidriger Weise Widerstand propagiert, in: RNZ 10.7.1972, S. 6. Hat Ulrich Topp Gewalt gepredigt? In: RNZ 27.9.1972, S. 3. Oberschulamt im „Fall Topp" unterlegen, in: RNZ 3.10.1972, S. 3. Politische Entlassung am Helmholtz-Gymnasium, in: Schulkampf Nr. 3 vom Juli 1972, S. 1ff. Vgl. Horst Bethge, Erich Roßmann (Hgg.): Der Kampf gegen das Berufsverbot. Dokumentation der Fälle und des Widerstands, Köln 1973, S. 269f.
19 50 Jahre Bunsen-Gymnasium 1940–1990. Ein Bunsen-Bilder-Buch mit Textanhang „Happy Birthday, Bunsen!", Heidelberg 1990, S. 367–373.
20 Helmut Jendreiek: Schlußrede zum Schuljahr 1971/72, in: Jahrbuch 1971–1973 (wie Anm. 1), S. 50f. Zeitpunkt und Ort der Rede sind nicht genannt.
21 Katja Nagel: Die Provinz in Bewegung. Studentenunruhen in Heidelberg 1967–1973 (Buchreihe der Stadt Heidelberg. Bd. XIII), Heidelberg u.a. 2009. Nagel thematisiert die Wirkungen auf die Schülerschaft nicht. Dietrich Hildebrandt: „… und die Studenten freuten sich!" Studentenbewegung in Heidelberg 1967–1973, Heidelberg 1991 erwähnt die Schüleraktivitäten auf S. 106f. (KFG 1968) und S. 197f. (Schülerstreik gegen den Numerus Clausus 1970).
22 Vgl. Roland Schäffer: Schulverweis. Das Jahr 1968 am Kurfürst-Friedrich-Gymnasium, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt. Jg. 23, 2019, S. 153–171.
23 Bunsen-Primaner: „Die Lage ist ernst", in: RNZ 20./21.7.1968, S. 4.

24 Flugblätter zur Begründung eines Primaner-Streiks, in: RNZ 14.5.1968, S. 5.
25 RNZ und HT 23.–26.6.1969, insbes. HT 24.6.1972, S. 9 (Zit.) und RNZ 26.6.1972, S. 5.
26 Mitteilung der SMV, November 1968 (StAH Drucksachen, Flugblätter 1968).
27 Horst Hofmann: Untergang und Wiedergeburt einer SMV, in Jahrbuch 1973–1975 (wie Anm. 9), S. 47–51.
28 Aus der KSV vom Dienstag lernen! Flugblatt der Basisgruppe Bunsen 3.2.1972 (StAH Drucksachen, Flugblätter 1972).
29 Flugblätter im StAH (Drucksachen, Flugblätter), im Archiv des Bunsen-Gymnasiums (zwei Ordner „Flugblätter") und in der Sammlung Reder. Wenige Auszüge in: Jahrbuch 1973–1975 (wie Anm. 9), S. 101–104.
30 Flugblatt der Basisgruppe Bunsen 11.3.1972 (StAH Drucksachen, Flugblätter 1972).
31 Jetzt Mitläufer von der Schulbank, in: RNZ 10.5.1973, S. 3.
32 Agitatoren fanden bei den Schülern wenig Resonanz, in: RNZ 11.5.1973, S. 3; Politik im Schulhof wurde verhindert, in: HT 11.5.1973, S. 17.
33 „Bewußt Bestimmungen verletzt", in: RNZ 7.6.1973, S. 5.
34 SMV am Bunsen-Gymnasium; Hofmann: Untergang, in: Jahrbuch 1973–1975 (wie Anm. 9), S. 47–51.
35 KBW für den bewaffneten Umsturz, in: RNZ 22./23.3.1975, S. 4.
36 Wahlveranstaltung des KBW in Heidelberg, in: Kommunistische Volkszeitung Nr. 12 vom 26.3.1975, S. 9; zit. in: http://de-wikipedia.org.wiki/helga_rosenbaum (30.12.2018).
37 Wahlergebnisse in: RNZ 25.4.1975, S. 3f.
38 Dokumentation unter dem Titel „Democracy is difficult", in: Jahrbuch 1973–1975 (wie Anm. 9), S. 94–104.
39 Dietrich Klein: Überraschung beim Bunsen-Forum, in: RNZ 10./11.5.1975, S. 4; abgedr. in: Jahrbuch 1973–1975 (wie Anm. 9), S. 96.
40 RNZ 12.–15.5.1975, jeweils S. 4; abgedr. in: Jahrbuch 1973–1975 (wie Anm. 9), S. 96–100.
41 Ein demokratischer Bildungsauftrag, in: RNZ 17./18.5.1975, S. 6; abgedr. in: Jahrbuch 1973–1975 (wie Anm. 9), S. 100f.
42 Tumulte bei Verpflichtung im Rathaus, in: RNZ 23.5.1975, S. 3.
43 CDU-Stadtrat Gehring fühlt sich bestätigt, in: RNZ 26.5.1975, S. 4; abgedr. in: Jahrbuch 1973–1975 (wie Anm. 9), S. 101f.
44 CDU Heidelberg setzt 1976 auf weitere Wahlerfolge, in: RNZ 30.6.1975, S. 3.
45 Einleitung des Verfahrens am 2.9.1976, in: Heidelberger Amtsanzeiger. Jg. 31, 1976, Nr. 37, S. 1f. Vgl. Der KBW im Gemeinderat Heidelberg (MS im StAH) und Andreas Kühn: Stalins Enkel, Maos Söhne. Die Lebenswelt der K-Gruppen in der Bundesrepublik der 1970er Jahre, Frankfurt, New York 2005, S. 240.

Renate Marzolff

Hans Thoma: „Petrus auf dem Meer" in der Heidelberger Peterskirche

Zur Geschichte dieses Bildmotivs

1902 wurden in der Heidelberger Peterskirche auf den östlichen Stirnwänden der beiden Seitenschiffe zwei monumentale Leinwandgemälde von Hans Thoma den neugotischen Spitzbögen eingepasst. Das rechte (südliche) zeigt die Begegnung des auferstandenen Jesus mit Maria Magdalena. Im nördlichen Seitenschiff ist eine Szene aus dem Leben des Kirchenpatrons Petrus dargestellt: Bei nächtlichem Sturm auf dem See Genezareth droht Petrus im Wasser zu versinken, da kommt ihm Jesus auf den Wellen entgegen.

Diese Begebenheit steht in den Evangelien nur bei Matthäus (Mt 14, 22–33). Auch Markus (6, 45–52) berichtet zwar, wie die Jünger auf dem See Genezareth (auch „Tiberias-See" oder „Galiläisches Meer" genannt) bei einbrechender Dunkelheit mit ihrem Boot in einen Sturm geraten. Da kommt ihnen spät in der Nacht auf dem Wasser eine Gestalt entgegen, die sie in ihrer Angst für ein Gespenst halten. Erst als sie die bekannte Stimme hören: „Seid getrost, ich bin's; fürchtet euch nicht", sind sie beruhigt. Und nun folgt bei Matthäus (Mt 14, 28–31) die Szene, wie Thoma sie auf dem Bild festhält:

> „Petrus aber antwortete ihm und sprach: Herr, bist du es, so befiehl mir, zu dir zu kommen auf dem Wasser. Und er sprach: Komm her! Und Petrus stieg aus dem Boot und ging auf dem Wasser und kam auf Jesus zu. Als er aber den starken Wind sah, erschrak er und begann zu sinken und schrie: Herr, rette mich! Jesus aber streckte sogleich die Hand aus und ergriff ihn und sprach zu ihm: Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt? Und sie stiegen in das Boot und der Wind legte sich. Die aber im Boot waren, fielen vor ihm nieder und sprachen: Du bist wahrhaftig Gottes Sohn."[1]

Hans Thoma, „Petrus auf dem Meer", 1902, Peterskirche Heidelberg (Foto: Renate Marzolff)

Das Petrus-Motiv in frühen Beispielen

Die Szene ist seit frühchristlicher Zeit immer wieder dargestellt worden, die älteste bekannte aus dem 3. Jahrhundert fand sich als Fresko im Baptisterium zu Dura-Europos (Syrien). Andere findet man in der karolingischen und ottonischen Buchmalerei, in Fresken und Mosaiken oder Gemälden, vor allem in Peterskirchen und auf Petrus geweihten Altären. Ein nicht mehr vorhandenes spätantikes Mosaik am Ort der ersten Peterskirche in Rom wird auch als Vorbild für Giottos populärstes Werk, seine „Navicella", vermutet.[2]

Die folgende Auswahl von Bildbeispielen kann keine Vollständigkeit beanspruchen, möchte aber eine Übersicht über die Entwicklung des Motivs geben:

Codex Egbert, Errettung Petri aus den Fluten, Reichenauer Schule (980–993) (Quelle: Hs. 24 der Stadtbibliothek Trier, hg. von Gunther Franz, 2005)

Der Codex Egbert wurde zwischen 980–993 in der Reichenauer Schule nach spätantiken Vorbildern für Erzbischof Egbert von Trier erstellt. Die Buchmalerei zeigt von links auf bewegten Wellen ein kleines Ruderboot mit drei nach vorn gerichteten Jüngern und den davor im Wasser schwimmenden Petrus. Jesus steht vor ihm auf dem Wasser, hält in der Linken das Buch der Evangelien und ergreift mit seiner Rechten Petrus' ausgestreckte Hand. Nur zwei pustende Masken am oberen Bildrand verweisen auf den Sturm. Es handelt sich um eine Textillustration, die bedeuten will: Das Boot ist die Kirche; von todbringenden Mächten bedroht, bewegt sie sich auf den zu, der ihr Herr ist, auf den Sohn Gottes. Petrus als zweifelndem Lenker des Bootes wird geholfen**.** Die Symbolik der Gesten Christi und der Gesamtdarstellung hat in dieser Zeit schon feste Tradition.

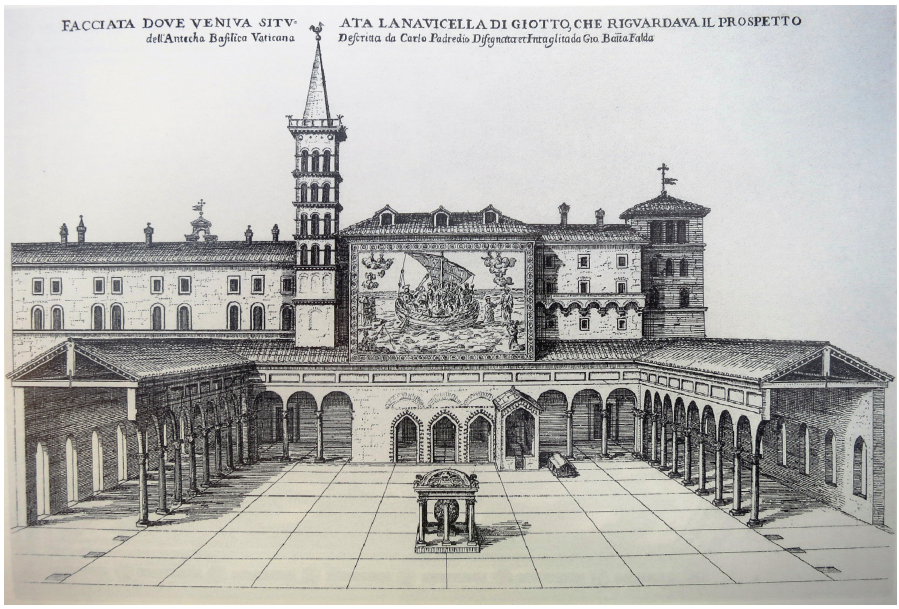
Es gibt eine beträchtliche Anzahl von weiteren mittelalterlichen Buchmalereien, Fresken und Mosaiken, die diese und andere Szenen mit Schiff und Sturm auf dem See Genezareth zum Thema haben.[3] Sie sind jedes Mal in einen größeren Kontext eingebunden. Bilder einer Szenenfolge aus dem Leben Christi sind in der Regel solchen aus dem Alten Testament gegenübergestellt. Als Beispiel möge eine kleine Sequenz aus den Mosaiken des Doms zu Monreale (1179–1182) dienen.

Monreale, Dom, Mosaik (1179–1182) (Quelle: Ernst Kitzinger, I mosaici del periodo normanno in Sicilia, Bd. V, 1996)

Doch wird nun in der Folge diese Szene mit dem sinkenden Petrus erstmals aus dem Zusammenhang der Evangeliengeschichten gelöst und als Einzelbild monumentalisiert.

Giottos damals berühmtestes Werk

Die bekannteste und in der Kunstgeschichte folgenreichste Darstellung ist die von Giotto di Bondone, nach ihrem zentralen Motiv „Navicella" (das Schiffchen) benannt. Sie wurde von 1298–1300 in Form eines großen (ca. 31,5m x 9,5m) rechtwinkligen Mosaiks über den Eingangsarkaden im Atrium des alten Petersdomes in Rom eingebaut, so dass, wer das Grab des heiligen Petrus besuchen wollte, unter der Navicella in den Vorhof eintrat. Einen Eindruck davon, wie Giottos Mosaik an Ort und Stelle gewirkt haben könnte, vermittelt (um 1673) ein Stich von Giovanni Battista Falda.



Giovanni Battista Falda, Alt-St. Peter in Rom, Atrium, Rekonstruktion, 1559 (Quelle: Helmtrud Köhren-Jansen: Giottos Navicella. Bildtradition, Deutung, Rezeptionsgeschichte. Römische Studien der Bibliotheka Hertziana, Bd. 8, Worms 1993)

Das Werk, das einmal Giottos populärste Arbeit war, ist heute nicht mehr vorhanden. Die Zeitgenossen (siehe Vasaris Bericht) bewunderten die realistische Darstellung des Schiffes auf dem sturmgepeitschten See,[4] es beeindruckten sie das mächtig gewölbte Segel, die verschiedenen Gesten und Angstreaktionen der elf im Boot befindlichen Jünger (z.B. das Hochziehen des Segels, ein verhülltes Gesicht, ausgestreckte Arme, gebanntes Starren auf die Szene im Wasser), während auf der rechten Seite Petrus von der Hand Jesu aus den Wellen hochgezogen wird. Jesus steht als größte Gestalt frontal und statuarisch dem Betrachter zugewandt, er blickt Petrus nicht in die Augen, die Schriftrolle hält er in der Linken, er ist der Messias, Christus. Auf der linken Seite sieht man die Türme einer Stadt, darunter angelt am

Meeresufer ein Fischer, vielleicht ein Selbstporträt des Malers und gleichzeitig ein Symbol: Er hat den Auftrag, Menschenfischer zu sein. Ihm gegenüber, zu Füßen Jesu, sieht man das Porträt des auf den Knien betenden Auftraggebers für das große Mosaik: Kardinal Jacopo Stefaneschi.[5] Am Himmel blasen auch hier, symmetrisch angeordnet, geflügelte Sturmdämonen; jeweils über ihnen schweben auf Wolken vier Heiligenfiguren, die wohl als Propheten zu deuten sind.

Bei der Erneuerung und dem Umbau des konstantinischen Petersdoms, über dreihundert Jahre später, wurde Giottos Mosaik zunächst ausgelagert, dann, nach etlichen Beschädigungen, 1628 innerhalb der neuen Kirche untergebracht und ging später verloren. Zuvor aber war Francesco Berretta zu konservatorischen Zwecken mit einer exakten Kopie in Öl auf Leinwand (7,40m x 9,90m) des bereits beschädigten Werkes beauftragt worden, sie befindet sich heute in der Münsterbauhütte St. Peter in Rom.

Francesco Berretta, Öl-Kopie nach Giottos Navicella-Mosaik, 1628 (Quelle: Wikimedia commons, Vatican, Fabbricca di S. Pietro)

Wir kennen die Ansicht des epochemachenden Originals von Giotto auch aus Repliken in verschiedenen italienischen Kirchen sowie aus Handzeichnungen des frühen 15. Jahrhunderts von Parri Spinelli. Eine noch getreuere graphische Wiedergabe ist wohl der (allerdings im Druck seitenverkehrte) Kupferstich von 1559, „Navicella in Atrio" von Nicolas Beatrizet.

Nicolas Beatrizet, „Navicella in Atrio" (Paris, Bibliothèque Nationale, Quelle: Helmtrud Köhren-Jansen: Giottos Navicella. Bildtradition, Deutung, Rezeptionsgeschichte. Römische Studien der Bibliotheka Hertziana, Bd. 8, Worms 1993)

Giottos „ Navicella" wird Paradigma

Mit Giottos „Navicella" war die erzählende Illustration verlassen und die dargestellte Szene zur wegweisenden Allegorie der Römischen Kirche geworden: Auf goldenem Hintergrund segelt das Schiff der Kirche. Petrus, der Repräsentant des Papsttums, wird gehalten von Christus, goldgewandete Frontalgestalt und als solche Adaption aus römischen Apsisdekorationen in der Tradition der Sol-Ikonographie. Die Platzierung auf der Ostseite der damaligen Peterskirche, die von Anfang an gewestet war, entsprach der Symbolik des Bildes, vor dem die Pilger beteten: Ex oriente lux – aus dem Osten kommt das Licht.

Orazio Manenti, Navicella, 1675, Mosaik im heutigen Petersdom, Umzeichnung (Quelle: Wikimedia Commons)

Das Mosaik, das heute auf der Innenseite über dem Hauptportal des Petersdoms zu sehen ist, wurde als Kopie des Giotto-Mosaiks 1675 dem Maler Orazio Manenti in Auftrag gegeben. Es ist nun allerdings dort in den Rundbogen eingepasst, mit dem Fischer auf der linken Seite, aber ohne die Stadt, rechts, zu Füßen Jesu, einem Porträt des Auftraggebers Stefaneschi. Der Maler hat durchaus Details des Werkes von Giotto wieder aufgenommen, vor allem die verschiedenen charakteristischen Bewegungen der Jünger, die auch von anderen Künstlern wiederholt werden. Insgesamt ist es wohl – mehr als eine Kopie – eine Neufassung.

Schon viel früher aber, bereits zwanzig Jahre nach Giottos „Navicella," war eine vergleichbare Darstellung in einer anderen Petrus-Kirche entstanden: Von einem Unbekannten, vermutlich einem Straßburger Künstler, wurde sie in Jung-Sankt-Peter in Straßburg zwischen 1320 und 1325 als großes Fresko auf der westlichen Stirnwand des Mittelschiffs angebracht. Das Werk ist deutlich von Giottos Vorbild inspiriert. Der Maler musste aus einem Pilgerbericht oder einer Skizze davon Kenntnis bekommen haben und hält sich an die Gesamtkomposition, während etwa die sehr gleichar-

Straßburg, St. Pierre-le-Jeune, Navicella, um 1320 (Foto: Renate Marzolff)

Andrea di Bonaiuto, Navicella (1365–1367), Spanische Kapelle, Santa Maria Novella, Florenz (Foto: Renate Marzolff)

mehr um episodische Illustrationen, sondern um das sanktionierte Bild der Kirche.

Ein halbes Jahrhundert später übernimmt, ebenfalls in Florenz, Ghiberti bei seinem 1424 vollendeten Nordportal für das Baptisterium das Petrus-Motiv deutlich in Anlehnung an Giotto für eines der 28 Türreliefs. Er kannte das Mosaik Giottos aus eigener Anschauung und war mit Spinelli, dessen Zeichner, befreundet.

In all diesen Fällen steht die Wiederaufnahme der Bildallegorie zur ecclesia romana jeweils in einem aktuellen kirchenpolitischen Zusammenhang, der hier nicht weiter verfolgt werden kann.

tig gestalteten freundlichen Figuren der Jünger eher an den Stil der Minnesängerhandschrift erinnern. Dieses Fresko ist an alter Stelle (in restaurierter Fassung) immer noch zu sehen.

Noch deutlicher hat bis in Einzelheiten als Kontrafaktur zur „Navicella" Giottos Andrea di Bonaiuto sein Fresko (1365–1367) im Gewölbe der Spanischen Kapelle von Santa Maria Novella in Florenz gestaltet. Er hat das Original zweifellos bei einem Rombesuch betrachten können. Wie schon bei Giottos Darstellung selbst (d.h. der Berretta-Kopie), ist hier der Steuermann deutlich als Paulus zu identifizieren,[6] neben Petrus der zweite Lenker der Kirche. Den Evangelien zufolge konnte er (als Ersatz für den Verräter Judas) noch nicht mit im Boot sein. Es ging jedoch nicht

Lorenzo Ghiberti, Kassette an der Nordtür des Baptisteriums in Florenz, 1424 (Quelle: Ludwig Goldscheider, Ghiberti, 1949)

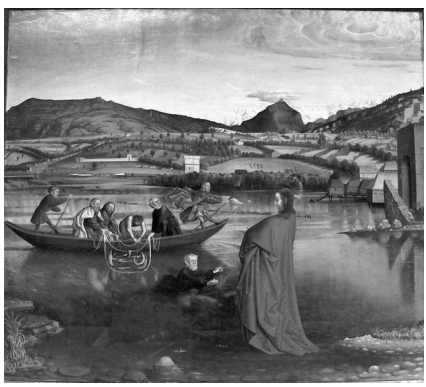
Die Begegnung des zweifelnden Petrus mit seinem Herrn wird Kern des Bildmotivs

Nun gibt es auch weitere Bildfassungen zum Thema „Sinkender Petrus", die offenbar unabhängig von Giottos Vorbild und von der Kirchendogmatik entstanden. Hierzu folgende, eher zufällige Beispiele, wie sie unter dem Begriff im Internet zu finden sind: Auf dem Petrus-Altar des Lluís Borrassà in Terrassa bei Barcelona sind auf einer Tafel um 1411 zwei biblische Erzählungen vereint: die des sinkenden Petrus und die vom wunderbaren Fischzug (Lukas 5). Es handelt sich um den Ausschnitt aus einem größeren detailreichen Bildzusammenhang: Zwei Fischerboote, in die

Netze hochgezogen werden, davor ist Petrus im Wasser treibend zu sehen, wie er zu Jesus hochblickt und von ihm an der Rechten gehalten wird. Jesus ist ihm in Lehrhaltung zugeneigt (Geste der rechten Hand). „Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?"

Ebenso hat Konrad Witz 1444 im Genfer Petrus-Altar neben dem wunderbaren Fischzug, bei dem Petrus mit im Boot sitzt, auch den im Wasser schwimmenden und die Hände nach Jesus ausstreckenden Petrus untergebracht, doch weder hier noch dort werden Sturm noch Nacht noch Angst und Aufregung thematisiert. Vielmehr hat der Künstler noch eine dritte, bisher unerwähnte biblische Geschichte einbezogen, in der sich der auferstandene Jesus am See Tiberias den Jüngern offenbart, ohne dass sie ihn zunächst erkennen. Dann heißt es bei Johannes 21: „Da spricht der Jünger, den Jesus lieb hatte, zu Petrus: Es ist der Herr! Als Simon Petrus hörte, dass es der Herr war, gürtete er sich das Obergewand um, denn er war nackt, und warf sich ins Wasser." Der Maler hat die Szenerie in eine weitgespannte landschaftliche Szenerie verlegt, die als getreues Abbild einer Landschaft am Genfer See zu erkennen ist: die erste topographisch genau bestimmbare Landschaftsdarstellung der europäischen Malerei. Hier steht alles unter der segnenden Hand Jesu, der am Ufer als monumentale Gestalt im roten Mantel dem Bildraum zugewandt ist.[7]

Lluís Borrassà, Detail aus dem Petrus-Altar in Terrassa bei Barcelona, 1411 (Quelle: Wikimedia Commons)



Konrad Witz, Der wunderbare Fischzug, Genfer Petrus-Altar, 1444 (Quelle: Wikimedia Commons)

Auch von Rembrandt existiert eine Federzeichnung von 1632/33 zu unserem Thema. Sie skizziert zwei Phasen des Geschehens: Von links eilt Jesus, weder durch Heiligenschein noch durch Schriftrolle als Christus ausgezeichnet, dem im Wasser treibenden Petrus mit der ausgestreckten Linken zur Hilfe. Rechts darüber steigt Petrus gerade aus dem Boot, das von einer kräftigen Welle gehoben wird. Ein weiterer Jünger beobachtet den Vorgang von der Reling aus. Schon Rembrandt konzentriert sein Interesse ganz auf die

Petrus-Szene. Es ist das Drama des bedrängten Einzelnen, dem ein Anderer beinahe im Vorübergehen zu Hilfe kommt. So könnte es jedem begegnen. Rembrandts Zeichnung verdeutlicht das Geschehen unmittelbar, ohne Rücksicht auf kirchliche Ikonographie.

Rembrandt, Federzeichnung von 1632/33 (Quelle: www.sander-gaiser.de, British Museum London)

Anfang des 19. Jh. hat der deutsche Maler Philipp Otto Runge „Petrus auf dem Meer" auf einem Leinwandgemälde dargestellt. Dieses war 1805 von Runges ehemaligem Lehrer, dem Pastor Kosegarten, für eine von ihm geplante Kapelle auf Rügen in Auftrag gegeben worden. Mit diesem Altarbild hatte er seine Gemeinde von Heringsfischern im Sinn. Am 4. Dezember 1806 schreibt Runge über dieses Vorhaben an Goethe:

> „Es ist die Erscheinung Christi, wie er zu Petro sagt: du Kleingläubiger, warum zweifelst du? Es ist im Mondenschein, und da das Ganze in einer sehr ansehnlichen Größe in Verhältnis zum Gebäude ausgeführt werden soll, auch als das einzige Bild darin, so würden manche imposante Erscheinungen, der Wogen, des Mondscheins, des Stürzens der Schiffe, mit den nächsten Umgebungen in der Natur auf Rügen in Einklang stehend, zusammenzufassen sein."

Da jedoch dem Auftrag gebenden Pastor das Geld ausging, blieb das Bild unvollendet. Seit 1856 befindet es sich, ebenso wie eine Aquarell-Fassung des Motivs, in der Hamburger Kunsthalle.[8]

Ich weiß nicht, ob Thoma von dem Bild Kenntnis hatte; bei seiner Freundschaft zum Kunsthistoriker Thode kann man wohl davon ausgehen. Was sein Gemälde mit dem Runges vor allen anderen hier aufgeführten gemein hat, ist die erstmalige Thematisierung der im Evangelium genannten Nachtsituation: bei Runge eine hochromantische Szenerie mit Mondschein, dramatisch bewegten Wolken und Wellen, Lichtreflexen und, im Hintergrund angedeutet, der Küste bei Rügen. Auch hier steht das Paar Jesus-Petrus rechts im Vordergrund, das gefährlich geneigte Segelschiff

mit den grell beleuchteten Jüngern auf der Linken etwas zurückgesetzt. Runge hat, darin Giotto vergleichbar, den verschiedenen Reaktionen der Jünger vor dem Schauspiel des Wunders große Aufmerksamkeit gewidmet. Davon zeugen auch einzelne zeichnerische Vorstudien. Sein Jesus erscheint in tatsächlich gespenstischer Größe, sein Mantel überschlägt sich im Sturm. Petrus sucht sich kniefällig an ihm festzuhalten. Das Ganze wirkt eher unheimlich als beruhigend.

Philipp Otto Runge, Petrus auf dem Meer, 1806/07, Öl auf Leinwand (© Hamburger Kunsthalle/bpk, Foto: Elke Walford)

Goethe: „eine der schönsten Legenden"

Bei Goethe schien Runges Mitteilung von 1806 nachgewirkt zu haben. Eckermann berichtet unter dem 12. Februar 1831, Goethe habe ihm ein Bild gezeigt [welches kann es gewesen sein? Hatte ihm Runge seinerzeit eine Skizze geschickt?],

> „wo Christus auf dem Meere wandelt und Petrus, ihm auf den Wellen entgegenkommend, in einem Augenblick anwandelnder Mutlosigkeit sogleich einzusinken anfängt. Es ist dies eine der schönsten Legenden, sagte Goethe, die ich vor allen lieb habe. Es ist darin die hohe Lehre ausgesprochen, dass der Mensch durch Glauben und frischen Mut im schwierigsten Unternehmen siegen werde; dagegen bei anwandelndem geringsten Zweifel sogleich verloren sei."

Es gibt aus Goethes spätesten Jahren, versehen mit einer Überschrift von Eckermanns Hand, Überlegungen über „Zu malende Gegenstände". Darin heißt es:

> „Nun aber zum Heiligsten überzugehen, wüsste ich in dem ganzen Evangelium keinen höhern und ausdrucksvollern Gegenstand als Christus, der, leicht über das Meer wandelnd, dem sinkenden Petrus zu Hülfe tritt. Die göttliche und menschliche Natur des Erlösers ist

nie den Sinnen und so identisch darzustellen, ja der ganze Sinn der christlichen Religion nicht besser mit wenigem auszudrücken. Das Übernatürliche, das dem Natürlichen auf eine übernatürlich-natürliche Weise zu Hülfe kommt und deshalb das augenblickliche Anerkennen der Schiffer und Fischer, dass der Sohn Gottes bei ihnen gegenwärtig sei, hervorruft, ist selten gemalt worden, und der größte Vorteil für den lebenden Künstler ist, dass es Raffael nicht unternommen hat; denn mit ihm zu ringen ist so gefährlich als mit Phanuel [dem Cherub]." (1. B. Mos. XXXII)[9]

Goethe sieht hier nur noch die Zweierbegegnung als zentrales Motiv, nicht mehr den für die frühere christliche Kirche sinngebenden Bildzusammenhang mit Schiff und Aposteln,[10] und die biblische Geschichte ist ihm eine „Legende", die er weitgehend psychologisch deutet.

Und eben diese Zweierbegegnung des Einzelnen mit dem Erlöser wird nun im Gemälde Hans Thomas ausschließlich verwirklicht.

Des Malers Freundschaft mit dem Ehepaar Thode und der Ankauf der Bilder für die Peterskirche

Wie gelangte das Bild 1902 in die Peterskirche? Damals waren Henry Thode, der erste an der Heidelberger Universität amtierende Kunsthistoriker, und seine Frau Daniela, geb. von Bülow, die Tochter Cosima Wagners, mit Hans Thoma eng befreundet. Sie waren es, die für die evangelische Universitätskirche den Auftrag für zwei Gemälde des Malers betrieben, und diese sollten an eben den Stellen angebracht werden, wo in vorreformatorischer Zeit Seitenaltäre gestanden haben dürften. Beide Thodes begeisterten sich für die Kunst Hans Thomas. In seiner 1905 veröffentlichten Schrift über Hans Thoma betrachtet Thode dessen Kunst als „Inbegriff deutschen Wesens in der Malerei, die wundervolle neue Offenbarung der deutschen Seele im bildenden Schaffen."[11] Thode zählte übrigens auch im Rückblick schon Philipp Otto Runge wegen seiner „erfindungsreichen, natürlich lebendigen, warmen Kunst" zu einer Künstlererscheinung spezifisch deutscher Art.[12]

Dass es den bekennenden Wagnerianer Thode um die Jahrhundertwende zu einer deutsch-nationalen Kunstbegeisterung trieb, hatte fatale Folgen für seine und „seiner" Künstler Vereinnahmung durch die Nationalsozialisten. Die Auszeichnung Thomas als eines Repräsentanten des Deutschtums in der Kunst hat einer unbefangenen Aufnahme seiner Arbeiten später im Wege gestanden. Allerdings wäre es zu einfach, in Thode einen Vorläufer der Kunstauffassung des Nationalsozialismus zu sehen. Im 3. Kapitel seines Buches über Böcklin und Thoma hatte er auf die Frage „Was ist deutsch?" schon ausdrücklich erklärt, „dass wir uns in allem Folgenden als Deutsche in der freien Anerkennung und Wertschätzung bedeutender Leistungen anderer Völker erweisen wollen. Denn deutsch sein heißt in dieser Hinsicht: ein offenes, suchendes und bewunderndes Auge haben für das, was andere Nationen hervorbringen. (…) Chauvinismus bleibe für uns ein fremdes Wort und ein fremder Begriff."[13] Die Gottesanschauung des Deutschen sah Thode durch die Mystiker des 14. Jahrhunderts und die Reformationsbewegung vertreten: „Das Bekenntnis lautet: Gott in mir! Gott zu ergründen und zu finden nur in den Abgründen eigenen seelischen Erfahrens."[14]

Eine etwas differenziertere Sicht auf Hans Thoma und sein Bild des Petrus auf dem Meer vermittelt uns Carl Neumann. „Das Leben Jesu wurde ihm Gleichnis und

Vorbild aller Nöte und Schrecken des irdischen Weges, und die Auferstehung ein Trost seines Glaubens", so bezeugt er es.

> „Seine Seele ward ihrer Unzerstörbarkeit gewiss, wenn auch das körperliche Gehäuse, übermüdet, eines Tages zerfällt. Mit diesem Glauben meinte der zum Protestanten gewordene Katholik, in allen Kirchen den Kern der Religion zu finden."[15]

Carl Neumann, der Nachfolger auf dem Lehrstuhl Thodes,[16] konnte Hans Thoma bis an dessen Lebensende begleiten und hielt im Dezember 1924 bei der Trauerfeier der badischen Staatsregierung in Karlsruhe eine sehr feinsinnige Gedächtnisrede auf den Verstorbenen, in der er auch festhielt:

> „Seine Nüchternheit war ein Stück seiner Größe. Das ist wirklich der deutsche (aber kein alldeutscher) Thoma, den man mehr als einmal gegen den Impressionismus hat ausspielen wollen. Nichts konnte ihm so unlieb sein, als wenn man ihn zum Parteihaupt machen wollte."[17]

So habe Thoma auch den Franzosen Gustave Courbet hoch geschätzt und ihn zeitweise als seinen naturalistischen Befreier angesehen.

Das Ehepaar Thode war es also gewesen, das im Blick auf die Hundertjahrfeier der badischen Reorganisation 1903 für die Heidelberger Peterskirche den Ankauf der beiden Leinwandbilder bewirkte. Dafür hatte Daniela Thode 1901 eigens ein „Comité behufs Aufbringung der Kosten" (die recht beträchtlich waren) gegründet und zahlreiche Bettelbriefe an „Euer Hochwohlgeboren" in „kirchlichen und kunstfreundlichen Kreisen" verschickt.[18] Ein Petrus-Thema war auch in der seit der Reformation evangelisch gewordenen Peterskirche naheliegend, und es wurde das des zweifelnden Petrus. Wer hat dies Motiv ausgewählt? Thode, der mit dem Maler in ständigem Austausch war, kannte seinen Goethe. Goethe war für seine Auffassung, was Kunst zu leisten habe, maßgeblich.[19] Es ist durchaus denkbar, dass er Thoma nahelegte, eben dies von Goethe gepriesene Motiv zu verbildlichen: „Christus, der leicht über das Meer wandelnd, dem sinkenden Petrus zu Hülfe tritt." Es handelt sich nun definitiv nicht mehr, wie einst bei Giotto und seinen Nachfolgern, um eine allegorische Darstellung der Kirche und ihrer geistlichen wie politischen Bedeutung, sondern um das Seelendrama des Einzelnen, dem in der Nacht seiner Verzweiflung der Heiland die Hand entgegenstreckt.

Und so schreibt dazu auch Thode,[20] der christliche Stoff stehe in der neudeutschen Malerei an dritter Stelle,

> „aber in einem ganz bestimmten Sinn aufgefasst, indem nämlich nicht das Christlich-Historische, welches das Mittelalter hindurch die Künstler beschäftigt hat, als Vorwurf dient, sondern Alles, was in dem religiösen Stoff von allgemein und natürlich Menschlichem enthalten ist. (…) Die Kunst Hans Thomas, die wir hierbei besonders im Auge haben, wählt aus der Bibel mit Vorliebe die Vorgänge, die den innigen Zusammenhang heiligen Wesens mit der Natur verdeutlichen, in Naturstimmungen ihre Symbolik finden."

Die Spannung vor der Fertigstellung der beiden Thoma-Gemälde war für alle Beteiligten groß. „Wir können Sonntag kaum mehr erwarten", schreibt Thode am 11. November 1902 an Thoma. „Früh vor dem Gottesdienste (um 9 Uhr etwa) sollen die Bilder enthüllt werden – nur Daniela und ich werden dabei sein." Der von Universitäts-Prediger Bassermann geleitete Festgottesdienst fand im Beisein des großherzoglichen Paares sowie des Prinzen Max von Baden am 16. November 1902 statt.

Auch Cosima Wagner war zugegen und zeigte sich in einem Brief vom 28. November hinreichend beeindruckt:

> „Die Bilder von Thoma […] sind außerordentlich eindrucksvoll. […] Sie sehen so aus, als ob sie immer an dieser Stelle gewesen wären. Der Gottesdienst war feierlich-andächtig. Das Osteroratorium von Bach wurde aufgeführt [vom Bach-Verein unter Leitung von Philipp Wolfrum, R.M.] und die Choräle, durch Daniela ausgewählt, vollendeten die Erbauung. Selten ist mir etwas so einheitlich erschienen, und selbst die Predigt, obwohl sie etwas Hölzernes an sich hatte, störte nicht."[21]

An „unsere im tiefsten Innern ergreifende Feier am Sonntag, in welcher Christus lebendig war", erinnert vier Tage später Thode in einem Brief an Thoma.[22]

Der Maler selbst, seit 1899 bereits Direktor der Kunsthalle Karlsruhe und Professor an der Großherzoglichen Kunstschule, wurde ein Jahr später von der Universität mit dem Ehrendoktor bedacht.

Wie das Bild auf Betrachter wirkt

Kehren wir noch einmal zurück zu seinem Petrus-Bild: Schwarzgrau ist hier die vorherrschende Farbe. Thoma hat klug auf allzu einnehmende Effekte verzichtet. Er hat auch den anfänglichen Plan, die beiden Gemälde in der Peterskirche mit einer Majolika-Umrahmung zu fassen, schließlich aufgegeben; sie „könnte leicht den Charakter von etwas Prunkhaftem annehmen – das mit der Einfachheit der ganzen Kirche im Widerspruch stehen könnte."[23] Auch solche Vorsicht des Künstlers wird von Neumann bestätigt:

> „Zuwider war ihm alles Artisten- und Virtuosentum. Als er an den Bildern für die Heidelberger Peterskirche arbeitete und im Entwurf für das Ostermorgenbild hinter Christus und Magdalene als Hintergrundabschluss einen Berg gemalt hatte, der von der aufgehenden Sonne rot angeglüht war, fiel ihm auf, dass die Menschen, die in seine Werkstatt kamen, ihn besuchen, immer zuerst sagten: Nein, Herr Professor, wie schön haben Sie den Sonnenaufgang gemalt! Da kratzte er die Farben des Hintergrunds weg und gab dem Berg eine bleichsilberige Morgenbeleuchtung. Denn er wollte mit seinem Bild keinen Sonnenaufgangseffekt malen, sondern das Noli me tangere."[24]

Auf Thomas Petrus-Bild kämpft der Apostel in der unteren rechten Bildhälfte im wild bewegten, großartig gemalten[25] Wasser, mit ausgestreckten Armen und dem Rücken zum Betrachter. Mit ihm erhebt der unten Stehende den Blick zu der in einem hellgrauen Halo leicht heran schwebenden Gestalt – darüber tritt der Halbmond hervor, ganz oben lichten sich die geballten schwarzen Wolken zum Sternenhimmel.

Das Bild in seiner Schlichtheit tut immer noch – selbst wenn die biblische Erzählung nicht jedermann präsent ist – seine Wirkung auf Einzelne. Die eindringlichste Geschichte, die mir hierzu bekannt ist, ist die von Liese Hachenburg. Sie war eine von Pfarrer Maas 1935 getaufte Jüdin, Tochter des renommierten Mannheimer Juristen Max Hachenburg. Das Schicksal der gläubigen Christin wird von der Ärztin Marie Clauss berichtet.[26] Als im März 1943 der Befehl zum Abtransport nach Auschwitz nicht mehr zu umgehen war, „wollte sie das Bild von Hans Thoma mitnehmen, von dem Petrus, dem der Herr die Hände entgegen streckt, wie er versinken will."

Eine betrübte junge Kirchen-Besucherin aus Mailand deutete im Mai 2019 auf den Petrus und sagte: „Das bin ich."

Anmerkungen

1 Vgl. hierzu die Predigt von Prof. Dr. Christoph Strohm am 20.1.2017 in der Peterskirche, www.theologie.uni-heidelberg.de/universitaetsgottesdienste/2901_ws2017.html (3.9.2019).
2 Hierzu Claus Virch: A Page from Vasari's Book of Drawings, in: The Metropolitan Museum of Art, Bulletin March 1961.
3 Einen reichen Überblick zum Bildthema gibt Helmtrud Köhren-Jansen: Giottos Navicella. Bildtradition, Deutung, Rezeptionsgeschichte. Römische Studien der Bibliotheka Hertziana, Bd. 8, Worms 1993.
4 Es ist, der Benennung zum Trotz, kein kleines Fischerboot, sondern nach Vorbild eines römischen Handelsschiffes gestaltet.
5 Er trägt ähnliche Züge wie der Kardinal, der in Giottos „Stefaneschi-Altar" für Sankt Peter zu sehen ist.
6 So von Hans Belting 1985, zitiert bei Köhren-Jansen (wie Anm. 3), S. 271.
7 Hierzu u.a. Gottfried Knapp: Jesus am Genfer See. Süddeutsche Zeitung vom 20.7.2018. www.sueddeutsche.de/kultur/serie-am-wasser-jesus-am-genfer-see-1.4062897 (3.9.2019).
8 Hierzu: Kosmos Runge: Das Hamburger Symposium, hg. von Markus Bertsch u.a., Hamburg, Hamburger Kunsthalle 2013.
9 Goethes Werke, Hamburger Ausgabe, hg. von Erich Trunz, Bd. XII, S. 222f. u. Anm. S. 651f. Goethes Sätze könnten die Briefantwort an Runge und auf seine Auftragssituation gewesen sein, und der Dichter mag sie sich dann gesondert vermerkt haben, zumal sie einem seiner kunstbezogenen Interessen entsprachen. Er beginnt nämlich den kurzen Artikel mit folgenden Sätzen: „Nachdem ich über vieles gleichgültig geworden, betrübt es mich noch immer und in der neuesten Zeit sehr oft, wenn ich des bildenden Künstlers Talent und Fleiß auf ungünstige, widerstrebende Gegenstände verwendet sehe; daher kann ich mich nicht enthalten, von Zeit zu Zeit auf einiges Vorteilhafte hinzudeuten."
10 So hätte Raffael ja zu seiner Zeit das Thema noch behandeln müssen.
11 Henry Thode: Hans Thoma. Betrachtungen über die Gesetzmäßigkeit seines Stiles. Heidelberg 1905, S. 17.
12 Hierzu und im Folgenden: Henry Thode: Böcklin und Thoma. Acht Vorträge über neudeutsche Malerei, Heidelberg 1905, Kapitel 5.
13 Vgl. Thode: Böcklin (wie Anm. 12), Kap. 3.
14 Ebd.
15 Carl Neumann: Hans Thoma. Gedächtnisrede bei der von der badischen Staatsregierung und der Stadt Karlsruhe veranstalteten Trauerfeier am 14. Dezember 1924, Heidelberg 1925, S. 25; Susanne Himmelheber danke ich für diesen kostbaren Hinweis.
16 Thode hatte gegen die Berufung Neumanns gestimmt. Carl Neumann war jüdischer Herkunft.
17 Neumann (wie Anm. 15), S. 14.
18 Der Brief, der auch an OB Wilckens erging, befindet sich im StAH, UA 157-8.
19 Hierzu seine Schrift „Goethe der Bildner", Heidelberg 1906.
20 Vgl. Thode: Böcklin (wie Anm. 12), Kapitel 7.
21 Brief an Bodo von dem Knesebeck, in: Cosima Wagner: Das zweite Leben. Briefe und Aufzeichnungen 1883–1930, München, Zürich 1980, S. 624.
22 Brief vom 20.11.1902, siehe Hans Thoma, Briefwechsel mit Henry Thode. Hg. von Jos. Aug. Beringer, Leipzig 1928, S. 223. Das volle Verlagsrecht für die Reproduktionen der Bilder bekam der Kunstverlag Edmund von König.
23 Thoma in einem Brief an Thode, Karlsruhe, 15.5.1902, dass. S. 220.
24 Neumann (wie Anm. 15), S. 15.
25 In einem Vortrag im September 2010 in der Peterskirche (undat. Manuskript-Kopie) verwies Susanne Himmelheber auf Hans Thomas bewundertes Vorbild: Er hatte in seiner Pariser Zeit Gustave Courbet und dessen Wogen- und Meeresbilder kennengelernt. „Die Gestalt Christi, die dem sinkenden Petrus entgegen schreitet, scheint hingegen wieder durch Henry Thode angeregt worden zu sein. […] Thode schrieb damals eine der sehr populären ‚Knackfuss-Monografien' über Tintoretto, dessen dramatisch schwebende Figuren Thoma wohl bei seiner Darstellung beeinflussten." Dazu auch ihr neuerlicher (unveröffentlichter) Vortrag: „Von Tintoretto bis Hans Thoma – Malkunst, die verbindet", 9.9.2018 in der Peterskirche.
26 In: Hermann Maas, Gustav Radbruch (Hgg.): Den Unvergessenen. Opfer des Wahns 1933–45, Heidelberg 1952, S. 90ff.

Kurpfälzisches
Museum
Heidelberg

Karl Schmidt-Rottluff: Mädchen mit Margerite, 1919
© VG Bild-Kunst Bonn, 2019

Dienstag bis Sonntag, 10.00 – 18.00 Uhr
Hauptstraße 97, 69117 Heidelberg
Telefon 06221 58-34020
www.museum.heidelberg.de

Christmut Präger

Ein öffentliches Kleinod der 1950er Jahre: Die Wasserspiele der Kurfürstenanlage

Von „Heidelbergs schönster Visitenkarte" zum Aussteiger-Treff[1]

Die Notwendigkeit zur Erweiterung der Heidelberger Innenstadt war schon in den Jahren um 1900 erwogen und diskutiert worden. So sollte u.a. der Standort des Hauptbahnhofs mehr als einen Kilometer nach Westen verlegt und der bestehende Kopfbahnhof (Areal des Menglerbaus, heute Carré) durch einen modernen Durchgangsbahnhof ersetzt werden. Anfangs nur zögerlich betrieben, wurden die Planungen während der nationalsozialistischen Herrschaft forciert und konkretisiert, man dachte an eine Prachtstraße zwischen dem neu konzipierten Bahnhofsgebäude und einem groß angelegten kulturellen Zentrum in der Stadt in direkter Achse zum Schloss, was einer ideologisch überhöhten Legitimation gleich kam.[2]

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg konnte schließlich unter Beibehaltung planerischer Parameter die entscheidende Stadterweiterung realisiert werden.

Nach Errichtung des neuen Bahnhofs – die Einweihung fand am 5. Mai 1955 statt – ging es an den Um- und Überbau der alten Gleisanlagen zu einer repräsentativen Straßenanlage mit Geschäften, Straßenbahngleisen und begleitendem Grünstreifen. Die Größe der anspruchsvollen Bauaufgabe belegt ein Foto aus dem gleichen Jahr mit Blick vom Dach des neuen Bahnhofgebäudes in Richtung Innenstadt und Schloss.

Blick vom Dach des neuen Bahnhofgebäudes in Richtung Innenstadt und Schloss (Foto: Lossen, Heidelberg Images, Nr. H 12/55)

Der vierspurige Ausbau der Straße erfolgte phasenweise, 1957 konnte der nördliche Teil der Fahrbahn eröffnet werden, 1958 folgte der südliche. Zunächst als „Neue Straße" benannt, einigte man sich 1959 auf den amtlichen Namen „Kurfürstenanlage" und knüpfte damit an Heidelbergs Geschichte an, als das Schloss Residenz der pfälzischen Kurfürsten war.[3] Möglicherweise ließ man sich auch von der 1956 sehr erfolgreichen Ottheinrich-Ausstellung inspirieren, die im gleichnamigen Bau des Schlosses stattgefunden hatte.[4]

Dem Repräsentationsanspruch entsprechend legte man besonderes Augenmerk auf die Gestaltung der Grünanlagen. Da viele Grundstücke entlang der Straße schon Bebauung aufwiesen oder in den Händen der Deutschen Bundesbahn lagen, ergab sich ein unterschiedliches Platzangebot. Vom Bahnhof kommend bot sich bis zum heutigen Kreisverkehr „Römerkreis" nur der Mittelstreifen an, weiter stadteinwärts hingegen ein breiteres Areal linksseitig der Straße, das bis heute parkähnlich angelegt ist mit reichem Baumbestand und hübschem Ententeich nebst Spielplatz. Daran anschließend bis zu dem den ehemaligen Bahnhof ersetzenden Wohn- und Geschäftsquartier mit dem damals höchsten Gebäude, dem sog. Menglerbau (heute Carré) gibt es nur noch rudimentäres Grün.

Im Sommer 1961 hieß es im Heidelberger Tageblatt:

> „Durch die Verlegung des Heidelberger Bahnhofs kommen Eisenbahntouristen in den Genuß von Heidelbergs schönster Visitenkarte: den Anlagen auf dem Gelände des alten Bahnhofs, von Springbrunnen oder einem kleinen See abwechslungsreich unterbrochen. Bunt gestrichene Bänke laden den Passanten zum Ausruhen ein, große Blumentöpfe prangen im Schmuck der jahreszeitlichen Flora. Die Ausgestaltung der Kurfürstenanlage hat sich das Heidelberger Gartenbauamt etwas kosten lassen, und nicht umsonst: die Zeiten sind nicht mehr fern, da auf den früheren Gleisanlagen die Prachtstraße Heidelbergs entlangführt."[5]

Als erstes gelangte man, damals noch in direkter Sichtachse zum Bahnhof, nach ca. 400 m zu einem kleinen Schmuckplatz mit Wasserbecken und Sitzmöglichkeiten (heute in der Höhe der Gebäude der Heidelberger Druckmaschinen bzw. „Kaufland"). Der gärtnerischen Fertigstellung, die wohl schon 1955 abgeschlossen war, folgte die Inbetriebnahme der Wasserspiele im Oktober 1957, wie die RNZ berichtete:

> „Am gestrigen Donnerstag sind in der Grünanlage am neuen Bahnhof die Wasserbecken aufgefüllt worden und von heute, Freitag, an werden die vom Städtischen Gartenamt dort geschaffenen Wasserspiele ständig in Betrieb sein. Am Samstagabend kann erstmals auch die Beleuchtung dieser ersten Wasserspiele, die durch die Stadtverwaltung Heidelberg erstellt wurden, eingeschaltet werden. Es handelt sich um fünf Becken, von denen das größere überhöht angelegt wurde und so das Wasser für die tiefer gelegenen, untereinander verbundenen vier Becken liefert. Die Becken selbst wurden mit verschiedenen Farbanstrichen versehen, den Boden zieren Mosaikbilder. Um die Platzanlage freundlich zu gestalten, werden Stauden und Blumen angepflanzt. Die an der Nordseite des Platzes errichtete Stützmauer bietet den Besuchern der Anlagen Windschutz. Die Sitzbänke werden in den nächsten Tagen aufgestellt."[6]

Der längsrechteckige Platz (22 x 48 m) weist eine künstlerisch durchdachte, durch feine Asymmetrien rhythmisierte Gestaltung auf, wie sie für die 50er-Jahre typisch war. Dies zeigt sich schon an der Bodengestaltung: Die Fläche besteht aus unterschiedlich breiten, sich um 90 Grad kreuzenden Sandsteinplatten, unterbrochen von kleineren, rechteckigen Pflastersteinflächen und schmalen Beeten unterschiedlicher

Länge und Platzierung. Die Becken beschließen den südlichen, vom Bahnhof aus gesehen rechten Rand, eine halbhohe Sandsteinmauer mit drei unterschiedlich breiten Nischen mit Sitzbänken den linken, nördlichen Rand des Platzes. Auch bei der Anordnung der quer zur Platzausrichtung gelegenen Wasserbecken wird die feine Rhythmik evident: Die sich an das größere Hauptbecken anschließenden kleineren Becken liegen nicht mittig, sondern aus der Mittelachse des Hauptbeckens an den Platzrand verschoben und sind zwar in ihrer Breite identisch (ca. 5,8 m) und damit in einer Linie aufgereiht, in ihrer Längsausrichtung aber unterschiedlich (5,5 bis 8 m). Während das Hauptbecken (ca. 6,4 m lang und 5,5 m breit) von einer niedrigen, ca. 60 cm hohen Sandsteinmauer umgeben ist, sind die übrigen Becken in den Boden eingelassen; alle weisen einen breiten Sandsteinrand auf.

Blick auf die Brunnenanlage in Richtung Hauptbahnhof (Foto: Lossen, Heidelberg Images, Nr. H 4/56)

Eine besondere Beachtung verdienen die Wasserspiele. Wie schon erwähnt, läuft das Wasser vom erhöhten Hauptbecken über einen kleinen Überlauf in das nächste Becken, während die übrigen Becken unterirdisch versorgt werden. Auf einem extra Sandsteinsockel in das Hauptbecken hineinragend sind drei Metallringe, ein größerer (81 cm hoch) und zwei kleinere davor angebracht (ca. 30 cm hoch). Sie sind mit einem Geflecht aus Wasserrohren verbunden, dass aus jeweils einer mittigen Düse und, bei dem größeren Ring aus weiteren Düsen, dünne, aber kräftige Wasserstrahlen in weitem, fast horizontalem Bogen in das Becken sprüht. Das nächste Becken weist an den Breitseiten je eine Reihe Bodendüsen auf, aus denen sich feine Strahlen bogenförmig in die Mitte entwickeln, und zwar so, dass sie über dem Beckenrandniveau sichtbar sind. Die drei letzten Becken zeigen mittig angeordnete Bodendüsen, die nicht, wie sonst oft zu sehen, nach außen sich entwickelnde Fontänen bilden, sondern umgekehrt von außen zum Mittelpunkt hin sprühen.

Vom Bahnhof kommend ergab sich für den Passanten somit ein wunderbar abgestimmter Blick über die drei kleinen, ca. 1,5 m hohen Fontänen zu den fast grafisch anmutenden Wasserbögen hin zu dem alles abschließenden, breit gelagerten Hauptbecken mit den kräftigen, sich quer entwickelnden Wasserstrahlen.

Und wenn er die Anlage erreicht hatte, konnte er auf dem Boden der niedrigen Becken eine kleine Unterwasserwelt bestaunen, aus bunten Glasstücken zusammengesetzte Mosaike von Wassertieren und Wasserpflanzen.

Mosaikdetail mit Fischen (Foto: privat)

Heute ist der Platz zu einer stark umfahrenen, ungemütlichen Verkehrsinsel mutiert. Die Wasserspiele sind abgestellt, sogar teilweise abgebaut, die Mosaike unter einer grauen Schmutzschicht fast verschwunden, die Vegetation sprießt ungehemmt.

Es ist zu hoffen, dass sich dieser Zustand ändert, wenn im Rahmen der jetzigen Neugestaltung des Bahnhofsgeländes dieser einst so schöne Platz mit seinen anmutigen Wasserspielen rekonstruiert werden soll.

Nachbemerkung

Leider konnte ich in den städtischen Ämtern keine Pläne oder Akten ermitteln, die über den Entwurf der Gesamtanlage und der Mosaiken Auskunft hätten geben können. In der Denkmaltopographie von 2013 wird die Anlage einem (unbekannten) Schüler Hermann Matterns (1902–1971), einem der bedeutendsten deutschen Landschaftsarchitekten, zugeschrieben.[7]

Für Hinweise auf den Entwerfer, aber auch für Fotos (besonders der Mosaikbilder) wäre der Verfasser dankbar.

Anmerkungen

1 Für Hinweise und Unterstützung danke ich Frau Claudia Brandt, Heidelberg, Frau Dr. Melanie Mertens, Karlsruhe, Herrn Günter Berger vom Heidelberger Stadtarchiv und Herrn Bernhard Eisnecker von Heidelberg Images.

2 Vgl. Meinhold Lurz: Erweiterung und Neugestaltung der Heidelberger Stadtmitte, Heidelberg 1978 (Neue Hefte zur Stadtentwicklung und Stadtgeschichte, Bd. 1); Georg Schöning: Planung Stadtmitte Heidelberg, in: Heidelberger Fremdenblatt, Jg. 1955/56, H. 3, S. 10–16.

3 Hansjoachim Räther: Die Heidelberger Straßennamen, Heidelberg 2015, S. 211.

4 Vgl. Georg Poensgen: Ottheinrich. Gedenkschrift zur vierhundertjährigen Wiederkehr seiner Kurfürstenzeit in der Pfalz 1556–1559, Heidelberg 1956.

5 Heidelberger Tageblatt, 7.6.1961, S. 3.

6 RNZ, 11.10.1957, S. 3.

7 Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg (Hg.): Stadtkreis Heidelberg (Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Kulturdenkmale in Baden-Württemberg. Bd. II.5.2), Bd. 2, Ostfildern 2013, S. 556.

Erneut Preisträger!

BÜCHERSTUBE
AN DER TIEFBURG

Dossenheimer Landstr. 2 • 69121 HD-Handschuhsheim
Telefon 06221/475510 • rkg@buecherstube-hd.de

www.buecherstube-handschuhsheim.de

Wir bieten
- Kompetente fachkundige Beratung
- Besorgung jedes lieferbaren Buches, auch ausländische Titel
- Antiquarische Suche
- Bestellungen zur Ansicht
- Heute bei unseren Großhändlern bestellen – morgen abholen
- Lieferung bequem nach Hause
- Problemloser Umtausch
- Geschenkverpackung
- Geschenkgutscheine
- Bücherscheck
- Geburtstags- und Weihnachtskisten
- Monatskonto

BUCHHANDLUNG AM EICHENDORFFPLATZ

Karlsruher Str. 50
69126 Heidelberg

Telefon: 06221 373837
Fax: 06221 315439
Email: info@buchhandlung-eichendorffplatz.de
Internet: www.buchhandlung-eichendorffplatz.de

Öffnungszeiten: Mo – Fr 9:00 – 13:00 Uhr
14:00 – 18:30 Uhr
Sa 9:00 – 13:00 Uhr

Johannes Valentin Korff

„It is twenty years of research". Alfred Abraham Strauß – ein Pionier in der Erforschung von Lernschwäche

Ein Beitrag zur Verfolgung jüdischer Mediziner im Dritten Reich

1. Einleitung

Es ist den Entrechtungs- und Verfolgungsmaßnahmen des nationalsozialistischen Regimes geschuldet, dass die Leistungen des deutschen jüdischen Neurologen und Psychiaters Alfred Abraham Strauß (geboren am 29. Mai 1897 in Karlsruhe, gestorben am 27. Oktober 1957 in Chicago) in Deutschland weitestgehend unbekannt sind – und das, obwohl er als ein Pionier des Forschungsfelds Lernschwäche und der daraus erwachsenen Diagnose ADHS angesehen werden kann. Als solcher wird er v.a. in den USA,[1] aber auch in Spanien[2] gewürdigt. Abgesehen von seinen spanischsprachigen Ausarbeitungen, deren Bekanntheit nicht den Raum der iberischen Halbinsel überschreitet, sind Strauß' Ausführungen vor seiner Migration in die USA 1937 in der gesamten aktuellen Fachliteratur gänzlich unbekannt. Doch selbst seine Publikation mit Laura Lehtinen von 1947, die als Höhepunkt seines Wirkens betrachtet werden kann, wird regelmäßig zitiert, nicht aber inhaltlich erfasst.[3]

Strauß war zum Zeitpunkt der nationalsozialistischen „Machtergreifung" Privatdozent für Neurologie und Psychiatrie an der Universität Heidelberg, Leiter der psychiatrisch-neurologischen Poliklinik, Berater des städtischen Jugend- und Wohlfahrtsamtes sowie niedergelassener praktizierender Arzt in Mannheim. Alle diese Stellungen verlor er im Zeitraum von 1933 bis 1935.

Eine erste Analyse von Strauß' akademischem Wirken an den verschiedenen Stationen seines Lebens ermöglicht eine neue Sicht auf seine Verdienste. Dafür werden auch bislang unberücksichtigt gebliebene Dokumente herangezogen.

2. Kontextualisierung

Ab 1933 erließ die NS-Regierung eine Vielzahl an Gesetzen, Bestimmungen und Verordnungen sowohl auf Reichs- als auch Landesebene zur Verdrängung der jüdischen Mediziner aus Praxen und Universitäten. Alfred A. Strauß ist allein beruflich in mehrfacher Hinsicht betroffen: als niedergelassener Arzt, als Leiter der Poliklinik sowie als Hochschullehrer.

Im Falle der Universität Heidelberg ist zum einen der sogenannte Badische Judenerlass vom 5. April 1933 zu nennen, der vorsah, dass sämtliche Personen jüdischer Herkunft aus dem badischen Staatsdienst und anderen öffentlichen Körperschaften beurlaubt werden sollten. An der Ruperto Carola betraf dies aber, entsprechend der Vorgaben des Kultusministeriums und ohne rechtliche Grundlage, auch akademisches Personal ohne Dienstverhältnis zum Staat, wie etwa Privatdozenten.[4] Die vorsichtige Kritik des Dekans der Medizinischen Fakultät Richard Siebeck gegen-

über dem Kultusministerium mit seinem Hinweis auf die Bedeutung der jüdischen Kollegen für die Wissenschaft blieb ohne Erfolg.[5] Am 7. April trat dann bereits das reichsweite Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums in Kraft, welches die Entlassung jüdischer Beamter zur Folge hatte, sofern für sie nicht die Ausnahmeregelung galt, dass sie im Ersten Weltkrieg an der Front gedient hatten.

Mit Hilfe dieser Frontkämpferregelung versuchte Rektor Willy Andreas Ausnahmen für die Universität zu erwirken, um so die Beurlaubungen jüdischer Hochschullehrer zu verhindern. In einigen Fällen scheint ihm dies damals auch gelungen zu sein, bis das Kultusministerium im Juni 1933 Druck machte und solche Ausnahmen unterband.[6]

An der Psychiatrisch-Neurologischen Klinik der Medizinischen Fakultät, wo Alfred Strauß arbeitete, wurden auch die Dozenten Wilhelm Mayer-Groß und Gabriel Steiner sowie der Ordinarius Karl Wilmanns beurlaubt. Bis Ende Oktober 1933 übernahm Hans Walter Gruhle die Leitung der Klinik, den dann der Psychiater und fanatische Nationalsozialist Carl Schneider ablöste.[7] Dieser wurde obendrein im Juli 1934 Dekan der Medizinischen Fakultät. Schneider beteiligte sich bei der Durchsetzung nationalsozialistischer Politik und Weltanschauung besonders aktiv an der Vertreibung unerwünschter Mitglieder des Lehrkörpers.[8]

3. Leben und Leistungen von Alfred Abraham Strauß

3.1 Die Zeit in Deutschland

1931–1933: Ein Ideal von Bildung

Alfred Abraham Strauß (Foto aus: Cruickshank und Hallahan, 1981, S. XX.)

Nach seiner Dissertation bei Gabriel Steiner 1922, die sich mit der Herstellung von Gefrierschnitten potentieller Krankheitserreger beschäftigt, hatte sich Strauß seit Ende der 1920er Jahre v.a. der Untersuchung eingeschränkter motorischer Fähigkeiten bei Menschen gewidmet. Hierbei richtete er den Blick auf die Untersuchung von Paralyse, nervösen Schäden mit Folgeerscheinungen für die Motorik der Extremitäten sowie entsprechende Heilmethoden.

1931 wurde Strauß die Habilitation genehmigt, deren erster Gutachter Prof. Karl Wilmanns war. Hierzu reiste er in die Heil- und Pflegeanstalten in Mosbach und Herten. Sein Ziel war es, bei der Differenzierung von Hirnschäden über die Lokalisation hinaus zu gehen und zur Entwicklung eines angemessenen Umgangs mit diesen beizutragen. Damit konnte er an seine Arbeiten über Gewebeverletzungen anknüpfen. Seine Ergebnisse resultierten aus der Beobachtung neurologischer Symptome der Patienten, d.h. erneut standen anormale Motorikerscheinungen bei Menschen im Mittelpunkt seiner Beobachtungen – die Ausarbeitung steht auf zweierlei Weise also ganz im Zeichen seiner bis dahin entstandenen

wissenschaftlichen Untersuchungen. Die Habilitationsschrift wurde im darauffolgenden Jahr fertiggestellt und 1933 unter dem Titel „Beiträge zur Einteilung, Entstehung und Klinik der schwersten Schwachsinnsformen im Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten" veröffentlicht. Sie bildet den Grundstein für sein folgendes Schaffen.

In seiner Untersuchung werden nicht erwachsene Patienten, sondern Kinder beobachtet, die im Falle von Herten nicht älter als neun Jahre alt waren. Es geht um die Frage nach einer möglichen Regeneration oder Kompensation (durch andere Hirnteile) eines zerebralen Defekts im Kindesalter, wodurch neurologische Symptome sich abschwächen und verschwinden können. Damit konnte er v.a. angemessene bzw. angepasste altersbezogene Prognosen und Therapien erarbeiten. Gleichfalls außergewöhnlich an seiner Herangehensweise ist der Umstand, dass er sich nur auf motorische Symptome konzentriert. Darauf aufbauend stellt er seine Kernthese auf, wonach angeborener und erworbener Hirnschaden zwei ganz und gar verschiedene Kategorien eines zerebralen Defekts darstellen. Eine derartige Unterscheidung war trotz schon bestehender Bemühungen in der Zwillingsforschung, wie bei Jens C. Smith,[9] bis dahin noch nicht gelungen. Strauß begründete damit die Definition von „endogenem" (angeborenem) und „exogenem" (erworbenem) Defekt, in die er seine bis dahin entstandenen Ursachen-Untersuchungen einordnete. Als abgeschlossen galt die Frage nach angeborenem und erworbenem „Schwachsinn" damit aber nicht. Sie wurde später im Nationalsozialismus etwa von Carl Schneider aufgegriffen, der an der Ermordung von als geisteskrank eingestuften Menschen beteiligt war.

Ziel von Strauß` Kategorisierung war es „reine" Krankheitsbilder zu erstellen – ohne auszuschließen, dass es Mischformen gibt. Darüber hinaus weist Strauß darauf hin, dass die geistige Leistung endogen und exogen geschädigter Menschen verglichen werden soll, um zu weiteren Kenntnissen in ihrer Differenzierung zu gelangen.[10]

Strauß` Habilitationsschrift wird ergänzt um neue Aspekte in seinem Habilitationsvortrag, welchen er im Mai 1932 als öffentliche Probevorlesung hielt. Das Manuskript mit dem Titel „Heilpädagogik und Klinik" ist zwar nicht überliefert. Doch brachte er 1933 einen gleichnamigen Aufsatz in der „Zeitschrift für Kinderforschung" heraus, welcher, nach Strauß` eigenen Angaben, auf dem damaligen Vortrag basiert.[11] Darin fordert er heilpädagogische Verfahrensweisen in der Klinik zu etablieren. Zu dieser Zeit stand die Heilpädagogik noch als nicht ärztliche Disziplin der sich langsam etablierenden Kinder- und Jugendpsychiatrie gegenüber.[12] Zentral ist in Strauß' Aufsatz die damalige Diskussion um die Bewertungskriterien von Intelligenz und die Feststellung einer ausgeprägten Geistesschwäche. Hierbei, so äußert er, möchte er die klinische Praxis deutlich eingebunden sehen. Er spart nicht mit Kritik an der bestehenden Pädagogik und dem Schulwesen, welches den verschiedenen Ausprägungen von Intelligenz und konkret der Geistesschwäche nicht gerecht werde.[13]

1933: Flucht

1933 erfolgte Strauß` Entlassung als Berater des städtischen Jugend- und Wohlfahrtsamtes[14] sowie als Leiter der Psychiatrischen Poliklinik.[15]

Als Privatdozent, obwohl nicht verbeamtet, war er trotzdem dazu gezwungen, im Sinne der „Frontkämpferregelung" seinen Kriegsdienst im Ersten Weltkrieg nachzuweisen, um einer Entlassung zu entgehen. Dies gelang ihm zwar, hinderte das Ministerium aber nicht, seine weitere Beurlaubung zu betreiben. Im Oktober 1933 ließ sich Strauß auf eigene Initiative hin für das Wintersemester beurlauben, um Gastvorlesungen an der Universität Barcelona zu halten, die ihn zuvor eingeladen hatte.[16] Es ist davon auszugehen, dass er damit der fortgesetzten Zwangsbeurlaubung zuvorkam, von der sein Kollege Mayer-Groß betroffen war.

Bereits im Oktober 1933, kurz nach seiner Ankunft in Spanien, nahm er seine Lehrtätigkeit auf. Thema der ersten Veranstaltung war: „Therapeutische Pädagogik".[17]

Auch seine Praxis in Mannheim musste er wohl aufgeben.

3.2 In Spanien (1933–1936)

In Spanien angekommen, setzte er rasch seine Lehrtätigkeit und seine Forschungen fort. Kurz darauf trafen ihn und seine Frau jedoch ein weiterer extrem harter Schicksalsschlag: der Tod seines damals zehnjährigen Sohnes, Franz Julius Strauß, Anfang Januar 1934. Er wurde auf dem Hauptfriedhof in Mannheim beigesetzt.[18]

„Da ich durch den Tod meines Sohnes nicht beabsichtige vorläufig nach Heidelberg zurückzukehren, bitte ich gleichzeitig meine Beurlaubung auf ein Jahr auszusprechen",[19] schreibt Alfred Strauß von Barcelona aus in einem Brief an die medizinische Fakultät der Universität Heidelberg, um sich für das Sommer- und Wintersemester 1934/35 von der Lehrtätigkeit in Deutschland befreien zu lassen.

1934 oder 1935 kommt auch die Ehefrau Maria mit der Tochter Doris nach Spanien.[20]

Vor Ort gründete Strauß im Auftrag der katalanischen Regierung Spaniens erste medizinisch-pädagogische Beratungsstelle sowie die erste Beobachtungsklinik für Kinder und Jugendliche.[21] Letzteres tat er, eigenen Aussagen zufolge, im Mai 1935 zusammen mit Prof. Emilio Mira y Lopez von der Universität Barcelona.[22] In den Jahren 1934 und 1935 veröffentlichte Strauß insgesamt vier Aufsätze: Der erste kam bereits während der Zeit in Spanien heraus und legt grundlegende Neuerungen im Forschungsstand zur zerebralen Lokalisierung dar.[23] 1935, als er eine Anstellung an der Universität Madrid erhielt,[24] erschien seine letzte deutsche Publikation, ein Aufsatz über die Spanische Grippe, die wenige Jahre zuvor noch grassierte, oftmals tödlich verlief und, sofern sie der Betroffene überlebte, exogene Hirnschäden zur Folge haben konnte („Encephalitis lethargica").[25] Daneben brachte Strauß zu dieser Zeit zusammen mit Jeroni Moragues auch einen katalanischsprachigen Aufsatz heraus, der bei seiner Arbeit am Institut d'Observació Psicològica La Sageta entstanden war. In diesem Beitrag werden, anknüpfend an sein wachsendes Interesse für Lehrmethodik, die Ergebnisse seiner Beobachtung eines achtjährigen und eines sechs Monate alten Kindes vorgestellt, die durch eine schwerwiegende Lernschwäche auffielen. Im selben Jahr veröffentlichte er zudem die Ergebnisse einer Untersuchung von fast 4000 Kindern mit Sprachstörungen, welche ihm für seine Hauptpublikation des Jahres 1936 dienen sollten.

Seinem Heimatland Deutschland kehrt Strauß trotz der bisherigen Ereignisse nicht freiwillig den Rücken. Im September 1935 wurden die Nürnberger Gesetze erlassen. Erneut, zum vierten Mal, bemühte er sich aber um eine Beurlaubung – ver-

geblich, wie auch im Falle von Wilhelm Mayer-Groß. Kurz darauf wurden beide auf Beschluss einer Fakultätssitzung aus dem Dozentenverzeichnis der Universität Heidelberg gestrichen.

Dessen ungeachtet setzte Strauß seine Forschungen in Spanien fort. Die Klimax seines dortigen Schaffens dürfte 1936 die erste von ihm veröffentlichte Monographie sein. Darin arbeitet er erstmals konkrete Methoden einer Sonderpädagogik für verschiedene Arten mentaler Einschränkungen aus, mit besonderem Fokus auf die Behandlung psychisch bedingter schwerwiegender Sprachbehinderungen. Strauß führte damit den titelgebenden Begriff „Pedagogía Terapéutica" (dt. Therapeutische Pädagogik) ein, der sich in der spanischen Sonderpädagogik etabliert hat.

Doch wenig später ließ er erneut alles hinter sich: Am Vorabend des spanischen Bürgerkriegs besetzten anarchistische Truppen seine Klinik.[26] Womöglich weigerte er sich, mit den Anarchisten zu kooperieren, und war so zur Flucht gezwungen.[27]

3.3 In der Schweiz und im Vereinigten Königreich (1936–1937)

Zunächst ging Strauß im September 1936 nach Ascona in die Schweiz.[28] Eine Arbeitserlaubnis erhielt er dort allerdings nicht.[29] Wir wissen nicht, wie er sich und seine Familie in dieser Zeit finanzierte. Obwohl er dort wohl noch bis Oktober 1937 seinen Hauptwohnsitz innehatte bzw. vermutlich seine Familie dort wohnte, siedelte Strauß von Mai bis Anfang August 1937 nach London über, wo er als wissenschaftlicher Mitarbeiter zusammen mit Prof. Dr. Penrose für den Kronrat des Vereinigten Königreichs an einem Bericht über „schwachsinnige Kinder" arbeitete.[30]

R. H. Haskell, der Superintendant der Wayne County Training School („Wayne School") in Northville, Michigan, muss zu dieser Zeit oder schon vorher auf Strauß` Arbeiten aufmerksam geworden sein. Zwischen dessen Flucht aus Spanien und der Einwanderung in die USA erhielt Strauß eine Einladung von Haskell, um an seiner Institution als Psychiater mit Forschungsauftrag tätig zu werden.[31] Dies ermöglichte ihm die Emigration in die Vereinigten Staaten.[32]

3.4 In den USA (1937–1958)

1937–1950: Höhepunkt einer Karriere

In den USA angekommen, traf Strauß u.a. auf Heinz Werner, mit dem er die nächsten acht Jahre[33] an der Wayne School mit Kindern arbeitete, die durch Lernschwächen auffielen.[34] Das schon in Spanien verfolgte Ziel, eine Sonderpädagogik für hirngeschädigte Kinder zu entwickeln, erweiterte sich für Strauß hier nun um die Erkenntnis, dass ein entsprechendes Programm für endogen wie exogen geschädigte Kinder nicht gleichermaßen anwendbar sei. So stellte sich heraus, dass die Methoden, die Strauß und seine Kollegen ab 1937 zunächst anwendeten, zu einem größeren Lernerfolg bei endogenen, jedoch einem sogar negativen Effekt (leichte Leistungsminderung) bei exogenen Schäden führten.[35] Auch die Anwendung konventioneller Lehrmethoden führte nicht zum gewünschten Erfolg.[36] So entstand die Idee auch ein effektives Unterrichtskonzept für exogen betroffene Kinder zu entwickeln.

Als Strauß September 1943 die US-amerikanische Staatsbürgerschaft erwarb, wurde er assistierender Superintendant von Haskell sowie Leiter der Kinderbetreuung an der Wayne School.[37] Dieser Arbeit konnte er bis November 1945 aktiv nachgehen. Außerdem hielt er seit 1944 Vorlesungen an der Wayne University in Detroit.[38] Dann aber erlitt er eine schwere Herzattacke. Trotz seiner amtlich anerkannten Arbeitsunfähigkeit[39] arbeitete er mit der Lehrerin und Direktorin der Cove Schools, Laura Lehtinen, an jenem Werk, das ihn ab 1947 in der US-Amerikanischen Didaktik enorm populär machen sollte: „Psychopathology and Education of the Brain-Injured Child".

Diese Monographie besteht aus zwei Teilen, einem psychopathologischen und einem didaktischen. Ersterer dient dazu die Symptome einer exogenen Hirnschädigung bei Kindern zu erfassen, u.a. auch in Bezug auf Auffälligkeiten in der Wahrnehmungsfähigkeit und im Verhalten. Zu den zahlreichen Merkmalen, die Strauß und Lehtinen als Regel für Betroffene angeben, gehören beispielsweise ein erhöht aggressives Temperament neben einem träumerischen und ängstlichen Wesen.[40] All dies stellte er anderen Symptombildern gegenüber.[41] Im Wesentlichen werden die Ursachen der erschwerten Unterrichtung in Enthemmung (dadurch Störung des Unterrichts), Hyperaktivität und einem Aufmerksamkeitsdefizit gesehen.[42]

Auf der Grundlage der gewonnenen Erkenntnisse wird von den Autoren vorgeschlagen, ein effektives Lernen über ein möglichst geringes Maß an Stimuli zu gewährleisten. Dies sollte durch eine neutrale, ungeschmückte Umgebung sowie durch Sitzplätze erreicht werden, die unmittelbar der Wand zugewandt sind. Auch wird zur Verwendung von minimalistischen und bestenfalls motorisch beschäftigenden Lehrmaterialien (Bastelarbeit und nur Teile der Seiten aus Lehrbüchern usw.) geraten. Zusätzlich sollen die als hirngeschädigt diagnostizierten Kinder durch einen Musiklehrer rhythmisch trainiert (dies stärke ihre auditive Aufnahmefähigkeit und verbessere die motorische Kontrolle) und an anderer Stelle rhetorisch ausgebildet werden.[43] Aus diesen Vorschlägen werden konkrete Modelle für die Vermittlung von Zahlen, den Rechen- sowie den Schreib- und Leseunterricht abgeleitet.[44]

Zeitgleich mit der Veröffentlichung dieses Werkes gründete Strauß mehrere Cove Schools für hirngeschädigte Kinder in Racine, Wisconsin, für deren Forschungseinheit er Präsident und Chairman wurde.[45] 1948 wurde auf seine Initiative noch eine Schule in Evanston, Illinois, gegründet.[46]

1950–1958: Die letzten Jahre

Die folgenden drei Jahre ging Strauß in den USA weiter der Erforschung von Lernschwächen nach. 1950 beantragte er in Deutschland eine Entschädigung für den Verlust seiner Stelle als Privatdozent.[47]

1955 erschien der zweite Band von „Psychopathology and Education of the Brain-Injured Child". In diesem geht es ganz allgemein um eine Sonderpädagogik für Kinder minderer Intelligenz, wofür Strauß eine entsprechende Unterrichtsmethodik entwickelte.[48] Es sollte daraus eine Reihe werden[49] – ein Vorhaben, das durch seinen Tod, drei Jahre später, nie umgesetzt wurde.

Am 27. Oktober 1957 verstarb Alfred A. Strauß in Chicago. Entschädigungszahlungen erhielt er nicht, da diese erst 1958 bewilligt wurden. Seine Frau Maria Strauß „erbte" den Anspruch darauf jedoch Anfang der 1960er Jahre.[50]

„It is twenty years of research",[51] schreiben Strauß und Newell Kephart 1955 im Vorwort zu „Psychopathology and Education" mit Blick auf die Bedeutung des ersten Bandes von 1947. Knappe Worte, die für Leid und Leistungen einer Persönlichkeit stehen, die sich in fünf Ländern und über mehrere Jahrzehnte hinweg hingebungsvoll ihrer wissenschaftlichen und pädagogischen Passion widmete. Eine Forschung, die nicht erst im „sicheren Raum" des Exils in den USA begonnen wurde, sondern ihre Ursprünge in Deutschland und an der Universität Heidelberg hatte.

Anmerkungen

1 Vgl. z.B.: William M. Cruickshank, Daniel P. Hallahan: Alfred A. Strauss, in: Exceptional Children, Bd. 39, Heft 4, S. 321–325; Bill R. Gearheart: Learning Disabilities. Educational strategies, Maryland Heights 1981, S. 7; Elizabeth Carrow-Woolfolk, Joan I. Lynch: An Integrative Approach to Language Disorders in Children, New York 1982, S. 304f.

2 Siehe: Universitat de Barcelona (Hg.): Temps d' Educació, Barcelona 1999 (Revista de la Divisió de Ciències de l' Educació, Bd. 22), S. 5.

3 Dies trifft auf bereits genannte Werke zu, aber z.B. auch auf: Sam Goldstein, Adam Schwebach, Sean Cunningham: Chapter 6. Learning Disabilities, in: Goldstein, Reynolds (Hgg.): Handbook of Neurodevelopment and Genetic Disorders in Children, New York 2011, S. 105; Robert M. Goldenson, Jerome R. Dunham, Charlis S. Dunham: Disability and Rehabilitation Handbook, New York 1978, S. 434. Davon abzugrenzen sind Veröffentlichungen, an denen Cruickshank beteiligt war. Außerdem dürften die verhältnismäßig aktuellen Ausführungen und historischen Aufarbeitungen des Didaktikers Scot Danforth eine Ausnahme bilden: Scot Danforth: The Incomplete Child. Intellectual History of Learning Disabilities, New York 2009 (Disability Studies in Education, Bd. 6).

4 Vgl. Birgit Vezina: „Die Gleichschaltung" der Universität Heidelberg im Zuge der nationalsozialistischen Machtergreifung (Heidelberger Rechtswissenschaftliche Abhandlungen, Bd. 32), Heidelberg 1982, S. 37.

5 Ebd., S. 28f.

6 Vgl. Volker Sellin: Die Rektorate Andreas, Groh und Krieck 1933–1938, in: Wolfgang U. Eckart, Volker Sellin, Eike Wolgast (Hgg.): Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus, Heidelberg 2006, S. 9f.

7 Vgl. Maike Rotzoll, Gerrit Hohendorf: Die Psychiatrisch-Neurologische Klinik, in: ebd., S. 911–916.

8 Vgl. ebd.

9 Jens C. Smith: Das Ursachenverhältnis des Schwachsinns beleuchtet durch Untersuchungen von Zwillingen, in: O. Bumke (Hg.): Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, Bd. 125, Heft 1, Berlin 1930, S. 678–692.

10 Alfred Strauß: Beiträge zur Einteilung, Entstehung und Klinik der schwersten Schwachsinnsformen, in: O. Bumke [u.a.]: Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten, Bd. 99, Heft 1, S. 693–708.

11 Alfred Strauß: Heilpädagogik und Klinik, in: Zeitschrift für Kinderforschung. Organ der Zeitschrift für Heilpädagogik und des Deutschen Vereins zur Fürsorge für jugendliche Psychopathen, Bd. 41, Heft 4, Langensalza 1933, S. 445.

12 Vgl. Heiner Fangerau, Sascha Topp, Klaus Schepker (Hgg.): Kinder- und Jugendpsychiatrie im Nationalsozialismus und in der Nachkriegszeit. Zur Geschichte der Konsolidierung, Berlin 2017.

13 Ebd., S. 445–454.

14 Oberbürgermeister der Stadt Heidelberg an Strauß, Entlassungsschreiben bzgl. der Beschäftigung für das Jugend- und Wohlfahrtsamt, 15.11.1933, in: Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) EA 3/150.

15 Badische Verwaltung des akad. Krankenhauses an das Kultusministerium, Mitteilung über die Entlassung von Strauß als Leiter der Poliklinik, 13.7.1933, in: GLA 235 No. 1599.

16 Strauß an den Dekan der Medizinischen Fakultät, Beurlaubungsgesuch für das Wintersemester 1933/34, 20. Oktober 1933, in: Universitätsarchiv Heidelberg (UAH) PA 1204.

17 Leiter des Instituto Psicotécnico der Universität Barcelona für Strauß, Gutachten zum Schaffen als Gastdozent (2 Seiten; spanisch). 28.11.1935, S. 1, in: HStAS EA 3/150. Originalsprachiges Thema der Veranstaltung: „Pedagogia terapéutica". Auch Strauß selbst gibt in seinem Lebenslauf zur NS-Zeit Oktober 1933 als Beginn seiner Lehrtätigkeit an. Strauß, Lebenslauf (1933–1947); ohne Datum, vermutl. Ende 1956, in: HStAS EA 3/150.

18 Auskunft der Friedhofsverwaltung des Hauptfriedhofs in Mannheim.
19 Strauß an den Dekan der Medizinischen Fakultät Carl Schneider, Beurlaubungsgesuch für das Sommer- und das Wintersemester 1934/35, 12.4.1934, in: GLA 235 No. 1599.
20 Norbert Giovannini, Claudia Rink, Frank Moraw: Erinnern, Bewahren, Gedenken. Die jüdischen Einwohner Heidelbergs und ihre Angehörigen 1933–1945. Biographisches Lexikon mit Texten, Heidelberg 2011, S. 405.
21 Leiter des Instituto Psicotécnico der Universität Barcelona für Strauß, Gutachten (2 Seiten; spanisch). 28.11.1935, S. 1, in: HStAS EA 3/150. Vgl. Dorothee Mußgnug: Die vertriebenen Heidelberger Dozenten. Zur Geschichte der Ruprecht-Karls-Universität nach 1933, Heidelberg 1988, S. 163.
22 Strauß (wie Anm. 17).
23 Alfred Strauß: Algunas Modernas Teorias sobre la Localizacion Cerebral, in: Revista médica de Barcelona, Bd. 21, Barcelona 1934, S. 356–363.
24 Mußgnug (wie Anm. 21), S. 163f.
25 Alfred Strauß: Encephalitis lethargica, in: Ärztliches Mitteilungsblatt für Baden, 1935, S. 435.
26 Cruickshank (wie Anm.1), S. 322.
27 Giovannini, Rink, Moraw (wie Anm. 20), S. 405. Strauß selbst lässt dies unerwähnt und hebt etwa in seinem Lebenslauf in einem zweiten „Wiedergutmachungs"-Antrag lediglich die Bürgerkriegsgefahr im Jahre 1936 hervor. Siehe: Strauß (wie Anm. 17).
28 Strauß (wie Anm. 17). Die Annahme von Giovannini et al., dass Strauß nach Genf ausgewandert sei, ist nicht nachweisbar, ein dortiger Aufenthalt jedoch durchaus möglich. Vgl. Giovannini, Rink, Moraw (wie Anm. 21), S. 405; vgl. Mußgnug (wie Anm. 21), S. 164.
29 Strauß (wie Anm. 17).
30 Vgl. ebd.
31 Vgl. Cruickshank, Hallahan, Strauss (wie Anm. 1), S. 322.
32 Vgl. Strauß, Lebenslauf (wie Anm. 17).
33 Abgleich der Daten: Ebd.; mit: Cruickshank, Hallahan, Strauss (wie Anm. 1), S. 322–324.
34 Womöglich führt er diese allzu oft auf Hirnschäden zurück – wofür er später kritisiert wurde. Siehe: Seymour B. Sarason: Psychological problems in mental deficiency, New York 1949.
35 Vgl. A. Strauß, Newell C. Kephart: Rate of Mental Growth in a Constant Environment among Higher Grade Moron and Borderline Children, in: American Association on Mental Deficiency (Hg.): Proceedings and addresses of the annual session of the American Association on Mental Deficiency, Bd. 44, Nr. 1, Washington D.C. [u.a.] 1939, S. 137–142.
36 Vgl. A. Strauß, N. Kephart: A Clinical Factor Influencing Variations in I.Q., in: American Psychological Association (Hg.): American Journal of Orthopsychiatry, Bd. 10, Heft 2, Washington D.C. 1940, S. 343–350.
37 Strauß (wie Anm. 17), 3/150; Cruickshank, Hallahan, Strauss (wie Anm. 1), S. 322.
38 Vgl. Mußgnug (wie Anm. 21), S. 164.
39 Strauß (wie Anm. 17).
40 Vgl. insbesondere Alfred Strauß, Laura Lehtinen: Psychopathology and Education of the Brain-Injured Child, New York 1948, S. 84.
41 Ebd., S. 87, 90, 97 u. 112.
42 Ebd., S. 130.
43 Ebd., S. 127–146.
44 Ebd., S. 147–190.
45 Strauß (wie Anm. 17).
46 Mußgnug (wie Anm. 21), S. 164.
47 Nachdem der erste keinen Erfolg zeigte, beantragte er noch einen zweiten, 1956, welcher zudem auf ersteren Bezug nahm: Strauß' Anwälte an das Auswärtige Amt, Zweiter „Wiedergutmachungs"-Antrag (2 Seiten), 22.12.1956, in: HStAS EA 3/150.
48 Alfred Strauß; Newell Kephart: Progress in Theory and Clinic, 2. Aufl., (Psychopathology and Education of the Brain-Injured Child, Bd. 2), New York [u.a.] 1957.
49 Ebd., S. IX
50 Siehe: Strauß' Anwalt an das Kultusministerium, Mitteilung des Todes von Alfred Strauß und Hinweis auf die vererbten Ansprüche seiner Ehefrau Maria Strauß, 8.3.1958, in: HStAS EA 3/150; siehe: Landesamt für die Wiedergutmachung Karlsruhe an das Kultusministerium, Schreiben zur Erkundigung über die Höhe der Entschädigung, 6.6.1961, in: HStAS EA 3/150.
51 Strauß, Kephart (wie Anm. 48), S. IX.

Christoph Beckmann, Maike Rotzoll

„Das Doctordiplom der überall im Auslande berühmten Universität Heidelberg“.

Die Aushändigung von Promotionsurkunden an jüdische Absolvent*innen des Medizinstudiums in Heidelberg zwischen 1933 und 1939

Otto Ehrlich (1909–1971) schloss sein Medizinstudium in Heidelberg im Dezember 1936 mit dem Staatsexamen ab. Bald darauf reichte er seine Dissertation ein und bestand die Doktorprüfung, doch der Erhalt des „Diploms“ war zu diesem Zeitpunkt keine Selbstverständlichkeit mehr. Ehrlich musste vielfältige Anstrengungen unternehmen und bürokratische Hürden überwinden, „um das Doktordiplom zu erhalten, da dies für mich für meine Auswanderung von lebenswichtiger Bedeutung ist“. Seine Bemühungen spiegeln sich in umfangreicher Korrespondenz und führten letztlich zum Ziel.

Exemplarisch zeigen die von uns bearbeiteten Dokumente die sich verstärkenden Einschränkungen für jüdische Promovierende, die detaillierte bürokratische Regulierung und die verschiedenen Stellen, die mit dem Anliegen zu befassen waren – diese reichten von der Ebene der Universität mit Dekanat und Rektorat über das Badische Ministerium für Kultus und Unterricht in Karlsruhe bis zum Reichserziehungsministerium. Bürokratische Spielräume auf lokaler Ebene scheint es aufgrund der direkten Kontrolle durch das Reichsministerium im Einzelfall kaum gegeben zu haben. Dennoch stellt sich die Frage nach der Umsetzung der Vorgaben an der Heidelberger Medizinischen Fakultät. Welchen Einfluss hatten die beteiligten Ministerien und die verschiedenen Ebenen der Universitätsverwaltung? Handelten sie streng nach Vorschrift? Versuchten sie, eigene Handlungsimpulse umzusetzen, entweder um den Betroffenen zu helfen oder um die Aushändigung des Doktordiploms zu verhindern?

Wir gehen den genannten Fragen an zwei Beispielen nach. Zunächst stellen wir kurz die Entwicklung der Gesetzeslage dar, um dann die „Fallgeschichten“ von Otto Ehrlich und Lore Hirsch einordnen zu können.

Wie in vielen anderen Bereichen verschlechterte sich die Situation an den Universitäten für jüdische Studierende seit der Machtübertragung an die Nationalsozialisten zunehmend. Neben der allgemeinen Zunahme antisemitischer Äußerungen und Aktionen aus der Heidelberger Studentenschaft wurden von Landes- wie Reichsregierungen immer mehr diskriminierende Gesetzte erlassen, die das Ziel hatten, Jüdinnen und Juden Studium und Promotion zu erschweren und schlussendlich unmöglich zu machen.[1]

Im Zuge des „Gesetzes gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen“ vom 25. April 1933 wurde die Zahl jüdischer Studierender auf einen Anteil von 5% der Gesamtstudentenschaft beschränkt und vielen Jüdinnen und Juden damit die Möglichkeit des Studiums verwehrt. Wirksam wurde weiterhin die Anordnung des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 15. April 1937,[2] mit der die Promotion für Jüdinnen und Juden, von einigen wenigen Ausnah-

men wie einer schon bestehenden Sondergenehmigung abgesehen, verunmöglicht wurde. Allerdings ging dieser Anordnung in Baden ein wesentlich früherer Erlass voraus. So hatte das Badische Ministerium für Kultus und Unterricht bereits im November 1934 die ihm unterstellten Hochschulen, darunter die Ruperto Carola, angewiesen, Jüdinnen und Juden nicht mehr zur Promotionsprüfung zuzulassen. Ausgenommen von dieser Regelung blieben nur Kinder von „Frontkämpfern" des ersten Weltkriegs und „Abkömmlinge aus Ehen, bei denen ein Elternteil oder zwei Großelternteile arischer Abkunft sind."[3] Weiterhin sollten nur noch tatsächlich an der jeweiligen Hochschule immatrikulierte „Reichsdeutsche nichtarischer Abkunft" die Möglichkeit zur Promotion bekommen. Die Entscheidung in Einzelfällen behielt sich das Ministerium vor,[4] ein schwerer Eingriff in die universitäre Selbstbestimmung.

Insgesamt war das Badische Kultusministerium besonders radikal, sodass einige seiner Entscheidungen vom Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung wieder zurückgenommen wurden. So beschloss das Karlsruher Ministerium am 17. April 1934 einen Erlass, nach dem Jüdinnen und Juden an staatlichen Krankenhäusern, wie etwa Universitätskliniken, die Famulatur verwehrt werden sollte, da sie an diesen auch nicht ihr Medizinalpraktikum ableisten könnten. Diese Sicht teilte das Reichsministerium nicht, da die Famulatur integraler Bestandteil des Studiums sei.[5] Das Badische Kultusministerium hatte zudem am 13. April 1933 ein generelles Immatrikulationsverbot für Jüdinnen und Juden erlassen, ohne die reichsweite Regelung abzuwarten. Durch diese wurde das badische Verbot wieder aufgehoben.[6] Auch dem „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums", auf dessen Grundlage ab April 1933 auch jüdische und politisch missliebige Professoren entlassen wurden, war in Baden eine noch schärfere Bestimmung voraus gegangen.[7]

Hochschulpolitisch waren die Reichsministerien neue Akteure, war doch die Bildungspolitik bis dahin weitgehend Sache der Länder geblieben. Es stellt sich daher auch die Frage, wie die traditionell auf ihre Unabhängigkeit bedachten Universitäten auf die Eingriffe und Einflussnahmen dieses neuen Akteurs reagierten. An dieser Stelle sei nur folgende „bei staatsangehörigen [jüdischen] Studierenden der Medizin und der Zahnheilkunde" wirksame Bestimmung erwähnt: Sie mussten, um ihre Promotionsurkunde doch noch zu erhalten („Ein Anspruch auf Aushändigung des Diploms besteht nicht."[8]), in jedem Fall auf ihre Approbation verzichten und ihrem Antrag „ausreichende glaubhafte Unterlagen beifügen, aus denen sich ergibt, daß der Betreffende eine feste Anstellung oder die Aussicht auf eine solche im Auslande erlangt hat." Weiterhin war eine Stellungnahme der jeweiligen Fakultät nötig, dass die Betroffenen „charakterlich einwandfrei" seien und sich nicht politisch betätigt hätten. Diese Möglichkeit galt jedoch nur für Studierende, die ihre Promotionsbedingungen bereits bei Eintreffen des Erlasses restlos erfüllt hatten, oder weiteren Ausnahmefällen, in denen der Minister bereits der Zulassung zur Promotionsprüfung zugestimmt hatte.[9]

Welche Auswirkungen genau die badische Verordnung von 1934 auf die Promotionen jüdischer Mediziner*innen in Heidelberg hatte, ist nicht bekannt. Auffällig ist jedoch, dass de facto relativ wenige jüdische Studierende ihre Promotionsprüfung in Heidelberg noch ablegten und ihre Urkunde erhielten – insgesamt nur fünf von den 25 im Jahre 1934 noch eingeschriebenen jüdischen Medizinstudierenden.[10] Dies konnte unterschiedliche Gründe haben: Studienortwechsel, Emigration, Verzicht auf

den Arztberuf oder die Weiterführung des Studiums aufgrund der düsteren beruflichen Zukunft für jüdische Ärzt*innen im Deutschen Reich, aber auch spezifische bürokratische Hürden und Unklarheiten. Einige Promotionsprüfungen wurden aber nach der badischen Verordnung dennoch durchgeführt. So legte Walter Gerstle (1910–?) im Dezember 1934 die Doktorprüfung ab. Warum er allerdings die Urkunde nicht sofort erhielt, geht aus der Akte nicht hervor. Er hatte sich offenbar erst nach der reichseinheitlichen Regelung Ende Mai 1937 an den Reichserziehungsminister gewandt. Dieser teilte ihm am 9. Juni 1937 mit, er erfülle alle Bedingungen, müsse jedoch auf die Approbation im Deutschen Reich verzichten.[11] Dies tat Gerstle über ein Jahr später, am 29. Juli 1938 und erhielt die Urkunde kurz darauf – vermutlich konnte er mit dieser im Gepäck auswandern.[12]

Otto Ehrlich (1909–1971) legte sein Staatsexamen Ende 1936 ab und geriet mit seiner Doktorprüfung in die Übergangsphase zur reichseinheitlichen Regelung. Lore Hirsch (1908–1998) gelang es trotz der erst Mitte 1937 abgelegten Prüfung noch, die Urkunde zu erhalten. Elias Ernst Lehmann (1914–?), der erst im Wintersemester 1932/33 mit dem Studium begonnen hatte und im Jahr 1937 noch als Student eingeschrieben war, bekam seinen Antrag auf Doktorprüfung im Frühsommer 1937 nicht mehr genehmigt.[13] Er war einer der letzten beiden jüdischen Studierenden der Medizin in Heidelberg in den 1930er Jahren.[14]

Otto Ehrlich

„Am 20. Dezember 1909 wurde ich als Sohn des Arztes Dr. med. Franz Ehrlich und seiner Ehefrau Lucie, geb. Frankenstein, Stettin geboren", schrieb Otto Ehrlich in seinem Lebenslauf für die Anmeldung zum Doktorexamen am 21. April 1937.[15] Er hatte sein Studium zum Sommersemester 1931 in Breslau begonnen, wechselte zwei Semester später nach Heidelberg und legte das medizinische Staatsexamen im Dezember 1936 ab. In den folgenden Monaten stellte er offenbar seine Dissertation fertig. Das Thema lautete „Normale Bewegungsbreite des Schultergelenks in verschiedenen Lebensaltern" – eine orthopädische Doktorarbeit bei Otto Dittmar (1899–1971).[16] Dieser war 1934 Nachfolger des 1933 aufgrund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums entlassenen Ordinarius Hans von Baeyer (1875–1941) geworden und kann als politisch linientreuer Nationalsozialist gelten.[17] Über seine Einstellung gegenüber jüdischen Studierenden oder Promovenden ist nichts bekannt. Seine Nachkriegsaussage, „die zunehmenden Verfolgungen konnten den Beifall gesitteter Menschen kaum finden", mit der er eine ablehnende Haltung zur Behandlung der „sog. Judenfrage" durch die Nationalsozialisten zu untermauern versuchte, sagt nichts aus über seine tatsächliche Einstellung und sein Handeln.[18]

Dass es sich bei Ehrlich um einen „Nichtarier" handelte, dürfte ihm genauso bekannt gewesen sein wie den bürokratischen Institutionen der Universität und der Fakultät (auf dem Anmeldungsbogen für die Doktorprüfung ist dieser Begriff am oberen Seitenrand mit dickem Rotstift und Unterstreichung vermerkt worden).[19]

Das Thema der Dissertation klingt zwar nach einer präzisen Fragestellung, war aber wenig anspruchsvoll („Herr Ehrlich hatte die Aufgabe, an einer möglichst grossen Zahl von Erwachsenen und Jugendlichen die Bewegungsbreite des Schultergelenks und zwar des Oberarmkopf-Schulterblatt-Gelenkes messtechnisch festzustellen, um aufgrund einer grösseren Übersicht praktische Rückschlüsse auf tatsächli-

che oder nur scheinbare Bewegungseinschränkungen in diesem Gelenk zu ermöglichen."). Es dürfte sich um eine reine Fleißarbeit gehandelt haben, was damals keineswegs eine Ausnahme war. Immerhin billigte Dittmar in seinem Gutachten vom 21. April 1937 der Arbeit seines Promovenden auch einen innovativen Aspekt zu: „Die Arbeit zeitigte auch Ergebnisse, welche uns veranlassen sollten, die ‚normale' Bewegungsbreite – um dem Tatsächlichen gerecht zu werden – nach Altersklassen und Berufstätigkeit zu werten." Er schlug die Note „genügend" vor – die schlechtestmögliche Note, die zur Annahme der Arbeit und somit zum Bestehen der Prüfung führen konnte.[20] Sein halbseitiges „Referat" über die Arbeit weicht jedenfalls weder formal noch in Duktus oder Inhalt von zahllosen anderen Gutachten der Heidelberger Doktorväter in den 1930er Jahren ab.

Auch das Protokoll der Prüfung vom 24. April 1937 zeigt keinerlei Auffälligkeiten. Die drei Prüfer kamen aufgrund des mündlichen Examens zu der Gesamtnote „gut".[21] Neben dem Doktorvater prüften der gynäkologische Ordinarius Hans Runge (1892–1964)[22], der seit Anfang des Monats als Dekan der Medizinischen Fakultät amtierte, und der Direktor der Augenklinik, Ernst Engelking (1886–1975).[23] Runge war 1934 unter anderem wegen seiner „nationalsozialistischen Einstellung" (und der besonderen Bedeutung seines Faches für die Bevölkerungspolitik) nach Heidelberg berufen worden und nahm in der Fakultät rasch eine zentrale Stellung ein.[24] Engelking scheint ein politisch weniger exponierter Fachvertreter gewesen zu sein.[25]

Otto Ehrlich hatte es also in seiner Prüfung zumindest mit zwei nationalsozialistisch orientierten Professoren zu tun, darunter sein Doktorvater und der mächtige Dekan. Gleichwohl verlief die Prüfung unauffällig, die Benotung besserte das Ergebnis der Dissertation deutlich auf. Die kurze Zeitspanne von drei Tagen zwischen Anmeldung und Prüfung war nicht ungewöhnlich. Dies gilt auch für den kurzen Abstand vom Gutachten des Doktorvaters bis zur Anmeldung des Doktoranden (beide Dokumente sind auf den 21. April 1937 datiert).[26] Eine besondere Eile ist hier also nicht zu erkennen.

Dennoch stellt sich die Frage, ob den an Ehrlichs Verfahren Beteiligten etwa die Verordnung des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 15. April 1937 (also eine gute Woche vor Ehrlichs Prüfung) schon bekannt war, die bestimmte, dass ein Doktordiplom nur an diejenigen „Juden" ausgehändigt werden könne, „welche die Promotionsbedingungen bei Eingang dieses Erlasses bereits restlos erfüllt, d. h. auch die vorgeschriebenen Pflichtexemplare der Dissertation an die Fakultät abgeliefert haben"?[27] Oder ahnten bzw. befürchteten sie ohne genaue Kenntnis die bevorstehende Verschärfung bürokratischer Vorschriften? Jedenfalls spielten in der Folge vor allem die in der Verordnung benannten Fristen neben den weiteren Voraussetzungen für die Ausstellung einer Promotionsurkunde (geplante Verlegung des Wohnsitzes ins Ausland, Verzicht auf die Approbation für das Deutsche Reich) in dem nun bis 1938 folgenden Schriftwechsel eine entscheidende Rolle.

Kurz nach seiner Prüfung am 9. Mai 1937 schrieb Otto Ehrlich an Dekan Runge. Offenbar machte er sich Sorgen, denn er hatte noch keine Promotionsurkunde erhalten. Er habe schon „vor Ostern und wieder am 14. April" – also noch vor der Prüfung – eine Aussprache im Karlsruher Kultusministerium gehabt „wegen Erhalt des Doktordiploms, das ich für das Ausland dringend benötige".[28] Bei den Gesprächen habe er keine Auskunft erhalten, jedoch nun am 8. Mai ein Schreiben mit der Mitteilung, dass inzwischen der Reichserziehungsminister eine Regelung „über den

Erwerb der Doktorwürde durch Juden" getroffen habe, verbunden mit der Mitteilung, dass er sich an den zuständigen Rektor wenden solle. Er ziehe es allerdings vor, sich an den Dekan zu wenden (wobei er nicht erwähnte, dass dieser ihn wenige Tage zuvor mündlich geprüft hatte). Offenbar war Ehrlich zu diesem Zeitpunkt nicht im Detail informiert, denn er schrieb, er nehme an, dass das „Gesetz" nicht auf ihn zutreffen könne. Er betonte jedoch, dass die Pflichtexemplare „in den nächsten Tagen" abgeliefert werden würden.[29]

Postwendend erhielt Otto Ehrlich von Dekan Runge eine auf den 11. Mai 1937 (dem Tag, an dem der Eingang der Verordnung des Reichsministeriums im Rektorat dokumentiert wurde) datierte Bestätigung, dass er eine Dissertation vorgelegt und die Prüfung mit „gut" bestanden habe. Allerdings stellte diese Bestätigung klar, dass sie nicht zum Führen des Doktortitels berechtige. Voraussetzung dafür war unter anderem die Vorlage der Approbation – auch wenn „jüdische" Promovenden verordnungsgemäß gerade auf diese verzichten mussten.[30] Runge adressierte sein Begleitschreiben vom 11. Mai 1937 an „Herrn Dr. Otto Ehrlich", allerdings nur dieses eine Mal, ansonsten wurde der Begriff „Medizinalpraktikant" verwendet. Er teilte Ehrlich mit:

> „Die Aushändigung eines Diploms ist laut Verfügung des Herrn Reichserziehungsministers nicht möglich. Ich denke aber, dass Ihnen diese Bestätigung genügen wird. Andernfalls bitte ich Sie, sich nochmals mit einem Gesuch an den Rektor an mich [sic.] zu wenden."[31]

Dies tat Ehrlich zehn Tage später. Inzwischen hatte er sich gut informiert. Er führt in seinem Brief an Runge vom 21. Mai 1937 aus, dass die Verordnung des Reichsministers nur auf diejenigen zutreffe, die bei ihrem Eintreffen in Heidelberg die Bedingungen noch nicht vollständig erfüllt hatten – auf ihn selbst aber nicht. Denn die Verordnung sei erst am 5. Mai im einschlägigen Amtsblatt veröffentlicht worden und könne zuvor keinesfalls der Medizinischen Fakultät vorgelegen haben.[32]

Nun hätte Runge, um sich der Angelegenheit schnell zu entledigen, durchaus antworten können, dass die Pflichtexemplare von Ehrlichs Arbeit nicht bis zum Termin der öffentlichen Bekanntmachung der Verordnung vom 15. April (also dem von Ehrlich angesprochenen 5. Mai) und auch nicht bis zum 11. Mai vorgelegen hätten. Ehrlich hätte sich dagegen kaum wehren können. Doch Runge sah sich nun offenbar veranlasst, zumindest einen Klärungsversuch beim Rektorat zu unternehmen. Am 26. Mai schrieb er an den „sehr geehrten Herrn Kollegen" Ehrlich:

> „Ihre Angelegenheit habe ich nochmals beim juristischen Berater des Rektors der Universität zu klären versucht. Hierbei hat sich eine klare Entscheidung nicht ergeben, sodass ich Sie bitten muss, in ihrer Angelegenheit einen Antrag an das Reichserziehungsministerium zu machen."[33]

Ehrlich sandte seinen Antrag nach Heidelberg – nur einen Tag nachdem Runges Brief bei ihm eingetroffen war. Auch in diesem Text bezieht er sich auf den 5. Mai, den Tag der Veröffentlichung der Verordnung. Er wiederholte seine Annahme, dass diese Verordnung nicht wesentlich viel früher in Heidelberg eingegangen sein könne. Auch auf die weiteren zentralen Bestimmungen der Verordnung nimmt er indirekt Bezug:

> „Jch bin nach dem Gesetz Volljude & beabsichtige in möglichst kurzer Zeit meinen Wohnsitz in das Ausland zu verlegen. Meinen Verzicht auf ärztliche Bestallung in Deutschland füge ich bei. Ich lege auf die Erteilung des Diploms deshalb entscheidenden Wert, weil im

Ausland das Doctordiplom, nicht aber die Bescheinigung über das bestandene Staatsexamen gewertet wird."[34]

Ehrlich hält sich in dem Schreiben entweder bezüglich seiner Auswanderungspläne bedeckt oder hatte diese tatsächlich noch nicht konkretisieren können. Sonst hätte er vermutlich „glaubhafte Unterlagen" präsentiert, den Nachweis einer „feste[n] Anstellung" im Ausland oder der „Aussicht auf eine solche", wie es die Verordnung verlangte. Es wäre also kein Problem für den Reichsminister gewesen, Ehrlichs Gesuch im Rahmen seiner eigenen Bestimmungen, also innerhalb des festgelegten bürokratischen Procedere, sogleich abzulehnen. Doch dies geschah nicht. Der Schriftwechsel der folgenden Monate, stets absteigend und aufsteigend der bürokratischen Hierarchie Dekanat – Rektorat – Landesministerium – Reichsministerium folgend, erweckt den Eindruck des mechanischen Funktionierens einer beharrlichen Maschinerie, des Bemühens um Genauigkeit und Korrektheit auch in einem ungewöhnlichen Fall. Auf der Suche nach Spielräumen in diesem engmaschigen System rekonstruieren wir detailliert den zeitlichen Ablauf.

So verlangte das Karlsruher Landesministerium Ende Juni zunächst eine Ergänzung der Unterlagen. Zum einen ging es um die Konkretisierung der Auswanderungspläne Ehrlichs, zum anderen wurde eine Stellungnahme der Fakultät „über die Persönlichkeit des Medizinalpraktikanten Otto Ehrlich, insbesondere über seine etwaige politische Betätigung" verlangt – beides genau im Wortlaut der Verordnung des Reichserziehungsministers.[35] Mitte Juli lieferte Dekan Runge die angeforderte Bescheinigung. Offenbar wollte er das Anliegen Ehrlichs zumindest nicht vereiteln:

„Der Antragsteller Otto Ehrlich hat sich nach Kenntnis der Fakultät nicht politisch betätigt. Er ist auch sonst nicht hervorgetreten und hat immer einen bescheidenen und zurückhaltenden Eindruck gemacht. Vom politischen Standpunkt bestehen demnach gegen die Bewilligung des Gesuchs nach Ansicht der Fakultät keine Bedenken."[36]

Doch offenbar stellte sich dem Karlsruher Ministerium nach Prüfung der aus Heidelberg nachgereichten Unterlagen nun ein weiteres Problem. Es ging wieder um die Fristen: „Ich ersuche um möglichst umgehenden Bericht, wann der Medizinalpraktikant Otto Ehrlich seine Promotionsleistungen restlos erfüllt hat", schrieb der zuständige Beamte aus Karlsruhe an das Heidelberger Rektorat.[37] Runge bescheinigte Mitte September 1937, dass Ehrlich alle Auflagen erfüllt habe. Nur bei einem heiklen Punkt verhielt der Dekan sich vorsichtig:

„Die Ablieferung der Pflichtexemplare ist erfolgt, jedoch kann ich das Datum der Ablieferung nicht angeben, da der verstorbene Oberpedell Nonnenmacher, wie sich erst jetzt herausstellte, keinerlei Aufzeichnung hierüber geführt hat."[38]

Der genaue Zeitpunkt des Eintreffens der Verordnung des Reichsministeriums vom 15. April 1937 in der Medizinischen Fakultät Heidelberg geriet nun zum „Zünglein an der Waage" für die Genehmigung zum Aushändigen der Urkunde. Der Reichsminister ließ im November 1937 über das Karlsruher Ministerium nachfragen, wann das Dokument eingetroffen sei – vor oder nach dem Termin von Ehrlichs Doktorprüfung.[39] Runge teilte kurz darauf mit, dass der Runderlass von Karlsruhe verschickt, dort am 26. April datiert und am 15. Mai bei der Medizinischen Fakultät eingegangen sei, beides also nach dem Prüfungstermin.[40] Runge bezog sich dabei wahrscheinlich sehr genau auf die anhand von Eingangsstempeln nachprüfbare Daten und nicht auf den Tag, an dem er tatsächlich vom Inhalt der Verordnung erfahren

hatte – schließlich hatte er selbst bereits am 11. Mai an Ehrlich geschrieben, unter Berufung auf die „Verfügung des Reichsministers", dass er kein Diplom aushändigen könne (an diesem Tag war das Dokument im Rektorat eingetroffen und die Benachrichtigung der Fakultäten angeordnet worden).[41]

Erst im Januar 1938 kam die Nachricht aus Karlsruhe, dass der Reichserziehungsminister im „Einvernehmen mit dem Herrn Reichs- und Preussischen Minister des Jnnern" und „ausnahmsweise" mit der Aushändigung der Urkunde an Ehrlich einverstanden sei. Warum dies als Ausnahme deklariert wurde, nachdem man monatelang die rechtlichen Voraussetzungen für das Erstellen der Urkunde geprüft hatte, erscheint unklar. Jedenfalls war ein weiterer Satz in dem Schreiben aus Karlsruhe geeignet, die für den Betroffenen Otto Ehrlich immer dringendere Angelegenheit weiter in der Schwebe zu halten:

> „Jch setze dabei voraus, dass Ehrlich auch die Druckstücke seiner Doktorarbeit vor dem 15. Mai 1937 an die Fakultät abgeliefert hat, wie das in seinem Gesuch vom 28. Mai – allerdings ohne Bestätigung der Fakultät – angegeben ist. Verneinendenfalls ersuche ich um entsprechenden Bericht."[42]

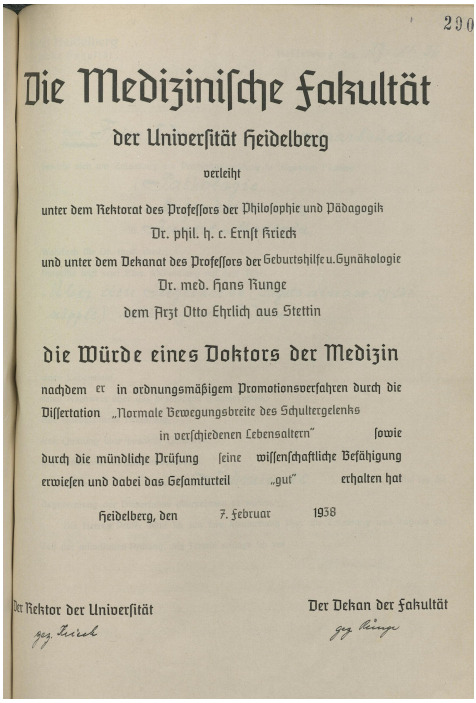
Dieser Nachsatz veranlasste das Dekanat der Medizinischen Fakultät nochmals zu akribischen Nachforschungen – ob es sich dabei um eine Anweisung Runges oder um eigenmächtiges Agieren des neuen Oberpedells handelte, ist nicht mehr zu klären. Sowohl mit einer Anfrage an den Verlag, in dem die Dissertation gedruckt worden war, als auch gleichzeitig an Ehrlich selbst ging man jedenfalls der Frage nach, ob die Exemplare der Arbeit bis zum 15. Mai 1937 in Heidelberg eingetroffen sein konnten.[43] Die Omnitypie-Gesellschaft in Stuttgart reagierte schneller als Ehrlich. Schon am 1. Februar 1938 sandte sie eine Postkarte mit der Antwort:

> „Bezugnehmend auf Ihr Schreiben vom 31. Jan., teile ich Ihnen hierdurch mit, dass die Dissertation des Herrn Otto Ehrlich von mir am 13. Mai 37 an Ihre w. Adresse abgesandt wurde. Mit Deutschem Gruss!"[44]

Nun endlich erhielt Ehrlich die am 7. Februar 1938 vom neuen Oberpedell abgesandte Nachricht, der Ausstellung der Urkunde stehe nichts mehr im Wege, nachdem festgestellt worden sei, „dass die Druckstücke Jhrer Dissertation am 13. Mai 1937 durch die Omnitypie-Gesellschaft in Stuttgart an die Fakultät abgeliefert wurden".[45] Ob absichtlich, aus Unbedachtheit, Routine, Übereifer oder Inkompetenz – zynisch mutet folgender Nachsatz an:

> „Die Aushändigung des Diploms kann jedoch erst erfolgen, nachdem Sie die Bestallungsurkunde vorgelegt haben, oder wenn Sie sich nach den gesetzlichen Bestimmungen als Ausländer ausweisen können; ausserdem müssen Sie noch den Nachweis erbringen, dass Sie die Promotionsgebühr in Höhe von RM. 200,- an die Universitätskasse Heidelberg entrichtet haben."[46]

Schließlich war vom Dekan längst festgestellt worden, dass Ehrlich die Gebühr bezahlt hatte, und der Verzicht auf die Bestallungsurkunde war zentrale Voraussetzung für die „ausnahmsweise" Genehmigung der Aushändigung gewesen.[47] Nach der entsprechenden Antwort Ehrlichs und dem Hinweis auf seinen in Kürze bevorstehenden Auswanderungstermin sandte man die Urkunde am 22. Februar 1938 nach Stuttgart, nicht ohne auf die Reichsärzteordnung hinzuweisen, nach der es jedem verboten war, ohne Bestallung als Arzt eine Bezeichnung zu führen, „durch die



290

Die Medizinische Fakultät

der Universität Heidelberg

verleiht

unter dem Rektorat des Professors der Philosophie und Pädagogik

Dr. phil. h. c. Ernst Krieck

und unter dem Dekanat des Professors der Geburtshilfe u. Gynäkologie

Dr. med. Hans Runge

dem Arzt Otto Ehrlich aus Stettin

die Würde eines Doktors der Medizin

nachdem er in ordnungsmäßigem Promotionsverfahren durch die Dissertation „Normale Bewegungsbreite des Schultergelenks in verschiedenen Lebensaltern" sowie durch die mündliche Prüfung seine wissenschaftliche Befähigung erwiesen und dabei das Gesamturteil „gut" erhalten hat

Heidelberg, den 7. Februar 1938

Der Rektor der Universität — gez. Krieck

Der Dekan der Fakultät — gez. Runge

Doktorurkunde von Otto Ehrlich (Quelle: Universitätsarchiv Heidelberg, H-III 862-74 03)

der Anschein erweckt werden kann, er sei zur Ausübung der Heilkunde unter der Bezeichnung als Arzt befugt".[48] Zu dieser Belehrung war Runge dem Reichserziehungsminister gegenüber verpflichtet.[49]

Die Beharrlichkeit Ehrlichs zahlte sich schließlich aus. Er erhielt die ersehnte Urkunde und wanderte in die USA aus. In Heidelberg traf im Mai 1940 ein Brief aus Springfield/Illinois ein, wo der zu diesem Zeitpunkt in Bay City, Michigan tätige Ehrlich sich wie für Einwanderer üblich zum medizinischen Staatsexamen angemeldet hatte, mit der Frage, ob dieser tatsächlich die auf den 7. Februar 1938 ausgestellte Heidelberger Doktorurkunde ausgehändigt bekommen habe. Dies wurde bestätigt.[50]

Dieser gute Ausgang der Geschichte war nicht das Resultat von Versuchen der beteiligten Behörden, Ehrlich zu helfen. Vielmehr folgten diese genau ihren jeweiligen Vorschriften. Dekan Runge (und seine prüfenden Kollegen) scheinen sich Ehrlich gegenüber um korrekte Neutralität bemüht und ihm keine Steine in den Weg gelegt, sich aber auch nicht besonders für ihn eingesetzt zu haben – im Rahmen der engen bürokratischen Spielräume. Es ist nicht zu erkennen, dass die Fakultät (oder die Universitätsleitung, deren Rolle aber blass bleibt) Ehrlich hätten Schaden zufügen wollen, wenngleich auch dies möglich gewesen wäre (von einigen schikanös wirkenden bürokratischen Hürden und Ungereimtheiten am Schluss des Verfahrens einmal abgesehen). Es ist jedoch ebenfalls eine deutliche Tendenz zur Absicherung insbesondere dem Reichserziehungsministerium gegenüber zu erkennen, so dass sich vermutlich niemand „aus dem Fenster gelehnt" hätte, wenn die Belegexemplare von Ehrlichs Arbeit nachweisbar erst nach dem 15. Mai 1937 in der Medizinischen Fakultät eingetroffen wären. Der einzige Spielraum, der tatsächlich ausgeschöpft wurde, war ein sehr kleiner: die Angabe des 13. Mai 1937 als Datum der Ablieferung der gedruckten Exemplare, obwohl klar war, dass sie an diesem Tag erst in die Post gegeben worden waren – dies war möglich, weil der verstorbene Oberpedell Nonnenmacher es offenbar versäumt hatte, den Eingang zu vermerken. Hier ging es um die entscheidenden ein oder zwei Tage. Am Ende war es also mehr Zufall oder Glück, die Ehrlich zugutekamen, als Hilfe von außen, vor allem aber sein eigenes konstantes und gut informiertes Agieren – ohne dieses wäre seine Anliegen sicher an irgendeiner Stelle der verschlungenen Bürokratiewege auf der Strecke geblieben.

Lore Hirsch

Während im Fall Otto Ehrlichs genaue Daten und Fristen eine wichtige Rolle gespielt haben, scheint ihnen in einem anderen Fall keine große Bedeutung zugekommen zu sein. Lore Hirsch hatte ihr Medizinstudium im Herbst 1931 in Heidelberg begonnen und entsprechend legte sie auch ihr Staatsexamen ein Semester später als Ehrlich, im Sommersemester 1937, ab. Mit ihrer Dissertation fiel sie also in den folgenden Monaten zwar in dasselbe Dekanatsjahr (1936/37) wie Ehrlich, war aber Wochen später dran als ihr Kommilitone, denn die Verordnung des Reichserziehungsministeriums vom 15. April 1937 war schließlich spätestens ab dem 15. Mai, dem Tag ihres postalischen Eintreffens in der Medizinischen Fakultät, verbindlich. Dennoch sollte auch Lore Hirsch schließlich Ihre Urkunde erhalten – und dies später und auf deutlich weniger mühsamen Wegen als Ehrlich.

Auch auf dem ersten Blatt der Promotionsakte über Lore Hirsch prangt mit rotem Buntstift geschrieben das Wort „Nichtarierin".[51] 1908 als Tochter eines Kaufmanns geboren, arbeitete sie nach dem Tod ihres Vaters 1928 einige Jahre im kaufmännischen Bereich, bis sie 1931 ihr Studium der Medizin in Heidelberg begann. Seit Anfang 1936 forschte sie als Doktorandin in der von Otto Meyerhof geleiteten physiologischen Abteilung des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Medizinische Forschung in Heidelberg.[52] Nachdem ihre Dissertation „Über den Einfluss der Ascorbinsäure auf den Glykogengehalt der Leber hyperthyreotisierter[53] Meerschweinchen" schon 1936 in der „Biochemischen Zeitschrift" erschienen war (somit war die Frage der Belegexemplare bei ihr nicht relevant),[54] legte sie am 16. Juli 1937 ihre mündliche Prüfung ab.[55]

Schon vorher hatte sie damit begonnen, sich unter den schwierigen Umständen um die Ausstellung ihres Doktor-Diploms zu bemühen. So reichte sie schon am 28. Mai 1937 ein Gesuch beim Dekan der Medizinischen Fakultät, Runge, ein.[56] Dieser leitete das Gesuch am 2. Juni 1937 an das Rektorat weiter.[57] Am 30. Juni 1937 meldete das Karlsruher Ministerium an das Rektorat, man benötige noch den Nachweis einer Stelle im Ausland und den Verzicht auf die Bestallung (im Gegensatz zur Nachfrage bei Ehrlich forderte man hier aus unklaren Gründen keine Stellungnahme der Fakultät zur Persönlichkeit an).[58] Offenbar war diese Nachricht nicht an das Dekanat der Medizinischen Fakultät weitergegeben oder dort nicht zur Kenntnis genommen worden, denn am 20. Oktober desselben Jahres – nun schon nach der Prüfung von Lore Hirsch, die am 16. Juli 1937 stattgefunden hatte, wandte sich Runge erneut an das Rektorat und bat darum, sich bis zum 8. November darum zu kümmern.[59] Wenige Tage später teilte er Lore Hirsch mit, dass sie für die Ausstellung des Diploms bis zum 5. November noch nachreichen müsse:

> "1. Ausreichende glaubhafte Unterlagen, aus denen sich ergibt, daß Sie eine feste Anstellung oder die Aussicht auf eine solche im Ausland erlangt haben. 2. Eine besondere Erklärung, mit der Sie bedingungslos auf die Bestallung als Arzt oder Zahnarzt im Deutschen Reich verzichten."[60]

Wie Runge dem Rektorat am 11. November 1937 mitteilte, hatte er von Lore Hirsch jedoch keine Unterlagen erhalten.[61] Wahrscheinlich gelang es der Promovendin bis zu diesem Zeitpunkt nicht, eine Stelle im Ausland zu bekommen oder diese nachzuweisen. Möglicherweise stand für sie zunächst Anderes im Vordergrund, denn sie

war zum 1. Oktober 1937 nach Hamburg gezogen, wo sie bis 1939 in einem jüdischen Krankenhaus ihr Medizinalpraktikum absolvierte.[62]

Anfang 1939 unternahm Lore Hirsch einen zweiten Versuch, ihr Doktordiplom doch noch zu bekommen.[63] Diesmal konnte sie glaubhaft machen, bald nach Haiti auswandern zu können.[64] Am 31. März 1939 erging daher aus dem Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung im Einvernehmen mit dem Reichsinnenminister der Beschluss, ihr das Doktordiplom auszuhändigen. Über das Badische Ministerium für Kultur und Unterricht (dort unterschrieben und weitergeleitet am 26. April 1939) und das Rektorat der Universität Heidelberg wurde der Beschluss schließlich am 28. April 1939 an den Dekan der Medizinischen Fakultät weiter gereicht.[65]

Das Diplom, ausgestellt am 8. Mai 1939 und unterschrieben von Rektor Schmitthenner und Dekan Runge,[66] wurde ihr schließlich am 17. Mai 1939 übersandt.[67] Abweichend von ihrem Nachweis gegenüber den deutschen Behörden ging Lore Hirsch nicht nach Haiti, sondern emigrierte am 1. August 1939 mit ihrer Mutter in die Schweiz, von wo aus sie ein halbes Jahr später in die USA reiste. Dort arbeitete sie bis zu ihrem Lebensende als Psychiaterin. 1998, drei Monate nach ihrem 90. Geburtstag, starb Lore Hirsch.[68]

Vergleicht man die Abläufe bei Lore Hirsch und Otto Ehrlich, fällt auf: Der für Otto Ehrlich so wichtige Stichtag, der 15. Mai 1937, schien für Lore Hirsch keine Rolle zu spielen, denn sie legte ihre mündliche Prüfung erst danach ab, hatte also nicht alle Pflichten vor dem Stichtag erfüllt. Zwar enthält die entsprechende Verordnung auch ein Verfahren für Medizinalpraktikant*innen nach Inkrafttreten der Vorordnung, dieses gilt jedoch für „jüdische Mischlinge". Trotzdem ist diesem Verfahren, mit dem Verzicht auf die Approbation, dem Nachweis einer zumindest in Aussicht stehenden Stelle im Ausland und der Weiterleitung über die zuständigen Landesbehörden zur finalen Entscheidung durch die beiden Minister in Berlin genau gefolgt worden.

Der wahrscheinliche Grund dafür findet sich im diesen Bestimmungen vorhergehenden Abschnitt.

> „Gegen die Aushändigung des Doktordiploms an diejenigen Juden, welche die Promotionsbedingungen bei Eingang dieses Erlasses bereits restlos erfüllt […] haben, [wie Otto Ehrlich, Anm. C.B.] besteht keine Bedenken. Das gleiche gilt auch für diejenigen Fälle, in denen ich die Zulassung bereits vor diesem Erlaß ausnahmsweise genehmigt habe […]."[69]

Dass dieses Prozedere genau befolgt wurde, lässt darauf schließen, dass Lore Hirsch eine solche Sondergenehmigung erhalten hatte. Leider finden sich in den Akten keine Hinweise darauf. Der erhaltene Schriftwechsel beginnt erst am 28. Mai 1937 – vor ihrer Prüfung, aber deutlich nach dem Eintreffen der Verordnung des Reichsministers am 11. bzw. 15. Mai 1937. Trotzdem scheint eine solche Sondergenehmigung bisher die einzige Erklärung dafür zu sein, dass bei ihr als „Volljüdin" das Prozedere für einen „jüdischen Mischling" angewandt wurde, denn nur in diesem Fall war ein solches Vorgehen vorgesehen.

Auch im Fall Lore Hirschs scheinen die Beteiligten lediglich um die korrekte Ausführung der neuen Bestimmungen bemüht gewesen zu sein. Allerdings fällt auf, dass sich alle so verhielten, als läge eine Sondergenehmigung vor, ohne dass eine solche aktenkundig ist oder damals auf ein solches Schreiben Bezug genommen worden wäre. Lediglich Otto Meyerhof (1884–1951), selber Jude, half ihr, indem er

Lore Hirsch, deren Möglichkeiten, an der Universität oder in einem Krankenhaus ihre Dissertation zu schreiben, stark eingeschränkt waren, ermöglichte, in seiner Abteilung des Kaiser-Wilhelm-Instituts wissenschaftlich zu arbeiten. Wegen der Beschäftigung von Lore Hirsch und Hermann Lehmann, ebenfalls jüdisch, war Meyerhof sogar von Richard Kuhn (1900–1967), damals Leiter der dortigen Chemie-Abteilung, bei der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft denunziert worden.[70] Trotzdem hielt Meyerhof, der später selber emigrieren musste, an seinen Mitarbeitern fest.[71]

Fazit

Lore Hirsch und Otto Ehrlich konnten in die USA auswandern und dort bis ins hohe Alter ärztlich tätig sein. Inwieweit sich für den Neubeginn in der „Neuen Welt" tatsächlich die an der Universität Heidelberg erworbene Doktorurkunde als so bedeutsam erwies, wie Otto Ehrlich es vermutet hatte, indem er das Dokument als „lebenswichtig" bezeichnete, steht dahin. Soweit es aus den Akten ersichtlich ist, haben sie keine besondere Unterstützung von der Fakultät erhalten, wenngleich diese sich im Rahmen der bürokratischen Vorgaben ihnen gegenüber korrekt verhielt. Eine flexible Auslegung von Vorschriften zu Gunsten oder Ungunsten der Betroffenen lässt sich weder im Fall von Otto Ehrlich noch bei Lore Hirsch erkennen. Als Entgegenkommen zu werten, dass die Fakultät stärker auf den Approbationsverzicht denn auf den konkreten Nachweis einer Anstellung im Ausland Wert legte, wäre zynisch.

Ohne jeglichen Versuch, eigene Entscheidungen zu treffen und damit Entscheidungskompetenz zu behaupten, reichten Fakultät und Rektorat die Entscheidung an die zuständigen Ministerien weiter. Gerade im Fall Lore Hirschs ist dieser Ablauf deutlich zu erkennen. Weder Fakultät noch Rektorat noch Landesministerium schienen gewillt, eine Entscheidung zu treffen, sondern reichten die Sache an die nächsthöhere Stelle weiter. Schließlich war eine Entscheidung zweier Reichsminister nötig, die dann über die Instanzen wieder nach unten weitergereicht wurde. Im Fall von Otto Ehrlich wurde von Dekan Runge zwar der Tag des Abschickens der Belegexemplare statt der des Eintreffens in Heidelberg gewertet, womit die Frist als eingehalten galt. Das Datum des Eintreffens war nicht vermerkt worden, weshalb dies den einfachsten Weg darstellte. Eine besonders flexible Auslegung der Richtlinien zeigte er dadurch aber nicht.

Diese neuen Richtlinien, mit ihnen der für die alte Universität ungewohnte Einfluss der Reichsebene, wurden offenbar ohne größere Probleme, geradezu mühelos integriert. Diese Anpassung der bürokratischen Abläufe, diese Akzeptanz zentraler Kontrollfunktionen, steht im krassen Gegensatz zur traditionell leidenschaftlich verteidigten universitären Autonomie. Als erstaunlich flexibel erwiesen sich die medizinische Fakultät und das Rektorat also lediglich bei der Selbstgleichschaltung der Ruperto Carola.

Anmerkungen

1 Vgl. Eike Wolgast: Die Studierenden, in: Wolfgang U. Eckart, Eike Wolgast, Volker Sellin: Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus, Heidelberg 2006, S. 37–94, hier S. 62–63.
2 UAH, B 8104, Rektoratsakten, Generalia, Erwerb der Doktorwürde durch Juden deutscher Staatsangehörigkeit, Schreiben des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Unterricht an Rektorat Heidelberg vom 30.6.1937.
3 Ebd., Schreiben des Badischen Ministers des Kultus, des Unterrichts und der Justiz an den Rektor der Universität Heidelberg vom 13.11.1934. Siehe hierzu auch Olenhusen, Allbrecht Götz von: Die „nichtarischen" Studenten an den deutschen Hochschulen, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, Band 14, Heft 2, 1996, S.175–206, S. 191.
4 UAH, B 8104 (wie Anm. 2), Schreiben des Badischen Ministers des Kultus, des Unterrichts und der Justiz an den Rektor der Universität Heidelberg vom 13.11.1934.
5 Olenhusen (wie Anm. 3), S. 184.
6 Wolgast, Eike: Die Universität Heidelberg, 1386–1986, Berlin/Heidelberg 1986, S. 62–63.
7 Der sog. „Badische Judenerlass" stammte vom 5.4.1933, das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7.4.1933.
8 UAH, B 8104 (wie. Anm. 2), Schreiben des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Unterricht an das Rektorat Heidelberg vom 15.4.1937.
9 Ebd., Schreiben des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Unterricht an das Rektorat Heidelberg vom 15.4.1937.
10 Vgl. UAH, Liste Jüdischer Studierender 1934.
11 Alle genannten Dokumente finden sich in der Promotionsakte von Walter Gerstle, UAH, H III 862–66, Promotionen 1934/35, Bd. 1, Bl. 283–290. Siehe v.a. Bl. 288, Abschrift eines Schreibens des Reichs- und Preußischen Ministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, Berlin, 9.6.1937 an Walter Gerstle, Ludwigshafen, Bismarckstraße 38: „Zum Schreiben vom 30.5.37 betr. Promotion. Da Sie im Übrigen die Voraussetzungen für die Vollziehung der Promotion durch Aushändigung des Diploms [sic] erfüllt haben, bestehen gegen die Aushändigung des letzteren im Falle der Erteilung der Bestallung oder einer späteren Auswanderung keine Bedenken. Für den Fall der Auswanderung ist jedoch außerdem erforderlich, daß Sie auf die Bestallung als Arzt im Deutschen Reiche bedingungslos verzichten und außerdem nachweisen, daß Sie eine entsprechende Stellung im Ausland erlangt oder bestimmt in Aussicht haben."
12 Auch Gerhart Stapler (1936) und Lotte Wolf (1935) reichten ihre Doktorarbeiten in Heidelberg ein. Unter den Namen anderer auf der Liste erwähnter Studierender erschienen weiterhin Arbeiten an anderen deutschen Universitäten (Max Nussbaum 1935 in Frankfurt, Annemarie Rosenfeld 1937 in Berlin) oder in der Schweiz.
13 UAH, B 8104 (wie. Anm. 2), Schreiben des Badischen Ministeriums des Kultus und Unterrichts an den Rektor der Heidelberger Universität, 6.7.1937: „Wie der Herr Reichsminister mit Entschließung vom 19. Juni W F. Nr. 1462 mitteilt, vermag er dem Gesuch des Studierenden der Medizin, Elias Ernst Lehmann in Heidelberg, um Zulassung zur medizinischen Doktorprüfung nicht zu entsprechen." Auf dem Brief ist vermerkt für den 12.7.1937: „Nachricht dem Dekan der Medizinischen Fakultät zugleich zur Eröffnung an den Stud. Lehmann". Vgl. Norbert Giovannini, Claudia Rink, Frank Moraw: Erinnern, Bewahren, Gedenken. Die jüdischen Einwohner Heidelbergs und ihre Angehörigen 1933–1945, Biographisches Lexikon mit Texten, Hg. vom Förderkreis Begegnung, Heidelberg 2011, S. 235.
14 UAH Liste jüdischer Studierender 1937.
15 UAH, H III 862/74, Promotionen im Dekanatsjahr 1936/37, Bl. 273r, Antrag auf Zulassung zur Prüfung vom 21.4.1937 und Bl. 276, Lebenslauf Otto Ehrlich. Vgl. Giovannini et al. (wie Anm. 13), S. 91.
16 Dagmar Drüll: Heidelberger Gelehrtenlexikon 1933–1986, Heidelberg 2009, S. 164.
17 Wolfgang U. Eckart: Orthopädie, in: Eckart et al. (wie Anm.1), S. 823–844, hier S. 831. Dittmar hatte sich in der Heidelberger Orthopädie 1931 habilitiert. Im Frühjahr 1933 war er in die NSDAP, die SA und den NSDÄB eingetreten. Ob er seine Berufung als Nachfolger von Baeyers aktiv betrieben hat, lässt sich laut Eckart aus den Akten nicht mehr rekonstruieren. 1945 wurde er auf Anordnung der Militärregierung entlassen, im Spruchkammerverfahren als „Mitläufer" eingestuft. Auf seine Stelle konnte er auch später nicht zurückkehren, er wurde allerdings 1962 regelrecht emeritiert.

18 Eckart (wie Anm. 17), S. 838–840. Die Aussage stammt aus dem Personalfragebogen für Hochschulbeamte aus dem Sommer 1945, auf dessen Basis über die Weiterbeschäftigung an der Universität entschieden wurde.
19 UAH, H III 862/74 (wie Anm. 15), Bl. 273r, Antrag auf Zulassung zur Prüfung vom 21.4.1937. Ein „Ahnennachweis" findet sich in der Studentenakte Otto Ehrlichs im UAH (Bl. 4), er ist auf den 10.1.1936 datiert und lag somit vor der (regulären) Exmatrikulation vom 19.5.1936 (Bl. 1).
20 UAH, H III 862/74 (wie Anm. 15), Bl. 274, Referat Dittmar vom 21.4.1937.
21 Ebd., Bl. 273v.
22 Drüll (wie Anm. 16), S. 511f. Runge wurde 1934 nach Heidelberg berufen, 1945 entlassen, konnte aber seinen Dienst nach Entscheidung des Frankfurter „Denazification Boards" 1946 wiederaufnehmen.
23 Drüll (wie Anm. 16), S. 181f. Engelking war seit 1930 Leiter der Heidelberger Augenklinik, seine Emeritierung erfolgte 1954.
24 Ralf Bröer: Gynäkologie, in: Eckart et al. (wie Anm. 1), S. 845–891, hier S. 854–857.
25 Silvia Bär: Augenheilkunde, in: Eckart et al. (wie Anm. 1), S. 941–958, hier S. 944. Hiernach war Engelking kein Parteimitglied, stand aber nach dem Urteil des damaligen Dekans Carl Schneider von 1934 „doch auf dem Boden des Nationalsozialismus". Der Nachkriegsdekan Karl H. Bauer habe allerdings bescheinigt, dass die Augenklinik den Ruf gehabt habe, antinationalsozialistisch eingestellt gewesen zu sein und jüdische Patient*innen behandelt zu haben.
26 UAH, H III 862/74 (wie Anm. 15), Bl. 273r und Bl. 274. Es kam häufiger vor, dass die kurzen „Referate" (Gutachten) der Doktorväter sogar zwischen der Anmeldung und dem Ablegen der Prüfung geschrieben wurden, also meist innerhalb weniger Tage.
27 UAH, B 8104 (wie. Anm. 2), gedruckte Fassung der Anordnung 229 des Reichsministeriums vom 15.4.1937, versehen mit der handschriftlichen Notiz vom 11.5.1937: „Die Benachrichtigung der Fakultäten ist bereits angeordnet. Im Umlauf beim Sekretariat".
28 UAH, H III 860/4, Akten der Medizinischen Fakultät, Zulassung nichtarischer Studierender zu akademischen Prüfungen, Brief Ehrlich an Runge vom 9.5.1937, S. 1.
29 Ebd., S. 2.
30 UAH, H III 862/74 (wie Anm. 15), Bl. 277, Durchschlag der Bestätigung des Bestehens der Doktorprüfung. Der genaue Wortlaut des Zusatzes ist: „Die vorstehende Bestätigung berechtigt nicht zur Führung des ärztlichen Doktortitels. Die Ankündigung des Doktordiploms kann erst erfolgen, wenn der Bewerber die übrigen Promotionsbestimmungen (Ablieferung der Pflichtexemplare der Dissertation, Gebürenerldigung [sic]) erfüllt hat und die Approbation als Arzt beibringen oder sich nach den gesetzlichen Bestimmungen als Ausländer erweisen kann. Heidelberg, d. 11.5.1937 Dekan der Medizinischen Fakultät".
31 UAH, H III 860/4 (wie Anm. 28), Brief Runge an Ehrlich vom 11.5.1937.
32 Ebd., Brief Ehrlich an Runge vom 21.5.1937, S. 1. Weiter führt Ehrlich aus (S. 2), dass die Bescheinigung „keinesfalls die gleiche Bedeutung hat wie das Doctordiplom selbst der überall im Auslande berühmten Heidelberger Universität". Falls der Verzicht auf die Approbation in Deutschland notwendig sei, werde er diese „auf Erfordern unverzüglich nachreichen".
33 Ebd., Brief Runge an Ehrlich vom 26.5.1937. Ehrlich sollte ihm das Gesuch an den Minister in dreifacher Ausfertigung zusenden. Dies tat Ehrlich mit einem ebenfalls in der Akte erhaltenen Schreiben vom 28.5.1937 mit der Bitte um befürwortende Weiterleitung.
34 UAH, B 8104 (wie. Anm. 2). Von Ehrlich unterschriebener Durchschlag des Antrags an den Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung in Berlin vom 28.5.1937.
35 Ebd., Schreiben des Ministeriums für Kultus und Unterricht Karlsruhe an das Rektorat der Universität Heidelberg vom 30.6.1937. Als dritter Punkt wird hier eine „besondere Erklärung, mit der bedingungslos auf die Bestallung als Arzt oder Zahnarzt im Deutschen Reich verzichtet wird", verlangt. Eine solche Erklärung hatte Ehrlich laut seinem Schreiben vom 28.5.1937 an den Reichsminister bereits geliefert. Das Schreiben wurde in einer ebenfalls in der Rektoratsakte erhaltenen Abschrift am 3.7.1937 Dekan Runge „zur Äußerung" zugeleitet.

36 Ebd., unterschriebener Durchschlag der Bescheinigung Runges vom 13.7.1937.
37 UAH, H III 862/74 (wie Anm. 15), Bl. 278 Abschrift Schreiben des Ministers in Karlsruhe vom 4.9.1937 an den Rektor Heidelberg. Dieser leitete das Schreiben am 7.9.1937 an den Dekan der Medizinischen Fakultät weiter.
38 UAH, B 8104 (wie Anm. 2), Schreiben Dekan Runge an den Rektor der Heidelberger Universität vom 16.9.1937.
39 Ebd., Schreiben des Badischen Ministeriums für Kultus und Unterricht an den Rektor der Universität Heidelberg vom 8.11.1937. Weiter heißt es in dem Schreiben: „Der Herr Reichserziehungsminister teilt mit, dass, sofern der Eingang des Runderlasses zeitlich vor der Ablegung der Doktorprüfung – 24. April 1937 – liegt, er die Aushändigung des Doktordiploms an Ehrlich […] nicht zu genehmigen vermag." Hier ging es also zunächst nur um das Prüfungsdatum.
40 Ebd., Schreiben Runge an Rektor vom 15.11.1937.
41 UAH, H III 860/4 (wie Anm. 28), Brief Runge an Ehrlich vom 11.5.1937.
42 UAH, H III 862/74 (wie Anm. 15), Bl. 282, Schreiben des Badischen Ministeriums für Kulutus und Unterricht an den Rektor der Universität Heidelberg vom 6.1.1938.
43 Ebd., Schreiben des Oberpedells der Medizinischen Fakultät an Ehrlich (Bl. 283) und an die Omnitypie-Gesellschaft in Stuttgart (Bl. 284), beide vom 31.1.1938. Dabei mutet eine Zusatzfrage an Ehrlich, ob er bereits ein Diplom ausgehändigt bekommen habe, als pure Schikane an – die monatelangen Bemühungen Ehrlichs um die Urkunde wären in diesem Fall schließlich kaum notwendig gewesen. Auf dieses Schreiben reagierte Ehrlich erst am 26.2.1938. Er habe kein Diplom ausgehändigt erhalten und könne nicht genau mitteilen, wann die Exemplare seiner Arbeit in Heidelberg angekommen seien, ebd., Bl. 281.
44 Ebd., Bl. 285, Postkarte Omnitypie-Gesellschaft an die Medizinische Fakultät der Universität Heidelberg vom 1.2.1938.
45 Ebenso benachrichtigte Runge den Rektor der Universität am 7.1.1938, ebd., Bl. 280: „Aufgrund des Erlasses des Herrn Ministers des Kultus und Unterrichts in Karlsruhe Nr. A. 136 vom 6. Januar 1938 wird dem Med. Prakt. Otto Ehrlich in Stuttgart mit dem heutigen Datum ein Doktordiplom ausgefertigt, nachdem die Druckstücke der Doktorarbeit am 13. Mai 1937 an die Fakultät abgeliefert wurden."
46 Ebd., Bl. 287.
47 Genau dies antwortete Ehrlich am 11.2.1938, ebd., Bl. 288: „Auf die dortseitige Verfügung vom 7. ds berichte ich folgendes: 1. Auf Ausfertigung einer Bestallungsurkunde und Ausübung meiner Praxis in Deutschland habe ich verzichtet. Eine Vorlegung der Bestallungsurkunde ist daher unmöglich. 2. Die Promotionsgebühr von 200 RM habe ich Anfang April an die Quaestur gegen Quittung bezahlt, wie diese bestätigen wird. Die Quittung habe ich vor Ablegung der mündlichen Doctor-Prüfung dem Oberpedell Nonnenmacher übergeben, da hiervon die Ablegung meiner Prüfung abhängig war. Da hiernach keine Bedenken gegen Aushändigung des Diploms vorliegen dürften, wäre ich für baldige Uebersendung dankbar, da mein Auswanderungstermin in Kürze bevorsteht."
48 Ebd., Bl. 289, Dekan an Ehrlich vom 22.1.1938.
49 Ebd., Bl. 282, Badisches Ministerium für Kultus und Unterricht an den Heidelberger Rektor vom 6.1.1938: „Ehrlich ist bei der Ausfertigung des Diploms ausdrücklich auf § 16 der Reichsärzteordnung vom 13. Dezember (R.G.Bl. I S. 1433) hinzuweisen." Entsprechend versichert Runge dem Rektor gegenüber am 7.2.1938 (Bl. 280): „Bei der Zustellung des Diploms werde ich Ehrlich noch ausdrücklich auf § 16 der Reichsärzteordnung vom 13. Dezember (R.G.l. I S. 1433) hinweisen."
50 UAH, Studentenakte Otto Ehrlich, Brief des Department of Registration and Education in Springfield an den Dekan der Heidelberger Medizinischen Fakultät vom 3.2.1940, betr. die in Heidelberg ausgestellte Bescheinigung für Ehrlich vom 31.5.1940. Vgl. Giovannini et al. (wie Anm. 13): Erinnern, S. 91.
51 UAH, H III 862/74 (wie Anm. 15), Bl. 124, Begleitbogen für mündliche Prüfungen Lore Hirsch, 14.7.1937.
52 Rainer Rürup: Schicksale und Karrieren. Gedenkbuch für die von den Nationalsozialisten aus der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft vertriebenen Forscherinnen und Forscher, Göttingen

2008, S. 228. Offizieller Doktorvater war Curt Oehme (1883–1963), der Leiter der Poliklinik (in dessen Interessengebiet der Forschung zum Schilddrüsenhormon diese Dissertation passte). Oehme soll dem Nationalsozialismus politisch ferngestanden haben, vgl. Axel W. Bauer, Innere Medizin, Neurologie und Dermatologie, in: Eckart et al. (wie Anm. 1), S. 719–810, hier S. 778.

53 Ein Wort, an dem selbst der Aussteller ihrer Prüfungsunterlagen, wohl Nonnenmacher, zunächst scheiterte.

54 UAH, H III 862/74 (wie Anm. 15), Bl. 128, Begleitblatt zu den Dissertationen und Habilitationsschriften Lore Hirsch.

55 UAH, H III 862/74 (wie Anm. 15), Bl. 124, Begleitbogen für mündliche Prüfungen Lore Hirsch, 14.7.1937.

56 Ebd., Bl. 132, Brief Runge an Lore Hirsch, 25.10.1937.

57 Ebd., Bl. 130, Brief Runge an Rektorat, 2.6.1937.

58 UAH, B 8104 (wie Anm. 2), Abschrift eines Schreibens des Badischen Ministeriums für Kultus und Unterricht an das Heidelberger Rektorat vom 30.6.1937, weitergegeben an das Dekanat der Medizinischen Fakultät am 2.7.1937.

59 UAH, H III 862/74 (wie Anm. 15), Bl. 131, Brief Runge an Rektorat, 20.10.1937.

60 Ebd., Bl. 132, Brief Runge an Lore Hirsch, 25.10.1937.

61 Ebd., Bl. 134, Brief Runge an Rektorat, 11.11.1937.

62 Giovannini et al. (wie Anm. 13), S. 173.

63 UAH, H III 862/74 (wie Anm. 15), Bl. 135, Brief Runge an Lore Hirsch, 12.1.1939.

64 Ebd., Bl. 137, Brief Runge an Rektorat, 10.2.1939.

65 Ebd., Bl. 138, Abschrift eines Schreibens des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung mit Weiterleitungsvermerken des Badischen Ministeriums für Kultus und Unterricht und des Rektorats der Universität Heidelberg, 31.3.1939.

66 Ebd., Bl. 129, Promotionsurkunde Lore Hirsch, 8.5.1939.

67 Ebd., Bl. 139, Brief des Oberpedells an Lore Hirsch, 17.5.1939.

68 Rürup (wie Anm. 52), S. 229.

69 UAH, B-8104 (wie. Anm. 2), Bl. 3, Erwerb der Doktorwürde durch Juden deutscher Staatsangehörigkeit, 15.4.1937.

70 Ernst Klee: Das Personenlexikon zum Dritten Reich, Frankfurt a.M. ^{2}2005, S. 351; Florian Schmaltz: Kampfstoff-Forschung im Nationalsozialismus. Zur Kooperation von Kaiser-Wilhelm-Instituten, Militär und Industrie, Göttingen 2005, S. 368–369. Nach Rürup wandte sich allerdings in dieser Sache die Gestapo an das KWI, vgl. Rürup (wie Anm. 52), S. 228. Offen bleibt die Frage, ob der Hinweis an die Gestapo von Kuhn stammte. Der in der Studentenakte erwähnte Besuch eines Nachrichtendienstmitarbeiters beim Universitätssekretariat, bei dem er sich nach den „näheren Personalien von Frl. stud. med. Lore Hirsch" erkundigte, kann allerdings mit dieser Affäre nichts zu tun haben. Er erfolgte schon am 11.2.1935, ein Jahr bevor Lore Hirsch ihre Arbeit im KWI begann. Vgl. UAH, Studentenakte Lore Hirsch.

71 Rürup (wie Anm. 52), S. 228.

Ihr Partner für Buch und Presse in der Metropolregion

Buchhandlung Schmitt & Hahn
Hauptstraße 8 · 69117 Heidelberg
Tel. 0 62 21 - 13 83 71 · hauptstrasse8@schmitt-hahn.de

Libresso Schmitt & Hahn
Brückenstraße 4 · 69120 Heidelberg
Tel. 0 62 21 - 40 78 46 · libresso@schmitt-hahn.de

www.schmitt-hahn.de

Schmitt & Hahn
Buch und Presse seit 1841

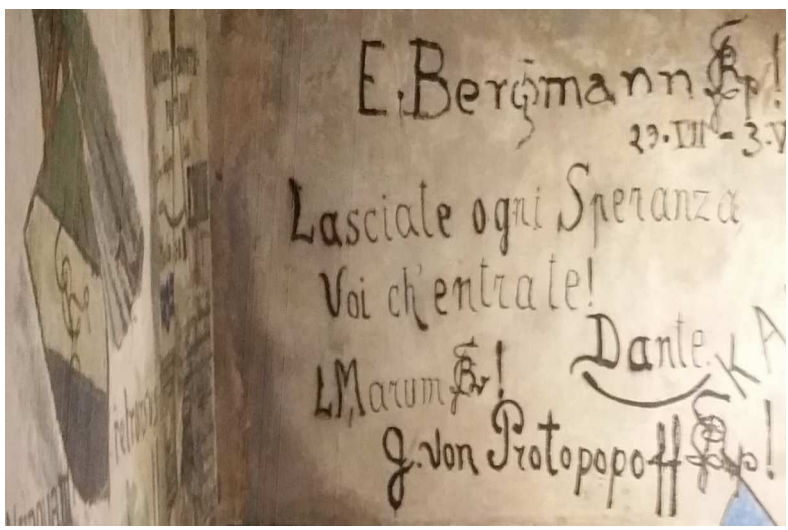
Anette Hettinger*

Ludwig Marum und die jüdische Studentenverbindung Badenia

Vorbemerkung

Der nachfolgende Text basiert auf den Ergebnissen eines Seminars, das im Wintersemester 2017/18 im Fach Geschichte an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg durchgeführt wurde und das sich inhaltlich mit der Studienzeit von Ludwig Marum, in seinen Studienjahren in Heidelberg Mitglied der jüdischen Studentenverbindung Badenia, beschäftigte. Grundlage waren unveröffentlichte Akten des Universitätsarchivs Heidelberg, Ziel eine öffentliche Präsentation zum Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus, an dem die in der PH gezeigte Ausstellung zum Lebensweg Marums „warum marum“ [1] eröffnet wurde. Ein Besuch im Universitätsarchiv mit einer Einführung in die Bestände und die Archivarbeit[2] sowie die Besichtigung des Studentenkarzers waren Teil des Seminars. Die Transkription der Quellen, ihre quellenkritische Auswertung und die historische Einordnung erfolgten in gemeinsamer Arbeit und in ausführlichen Diskussionen durch die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Seminars. Diese Diskussionen, die Texte der Präsentation vom 29. Januar 2018 und die Überlegungen in den Hausarbeiten, die Studierende zu thematischen Einzelaspekten verfertigten, flossen in die nachfolgende Darstellung ein. Einzelne Aspekte wurden durch die Seminarleiterin vertieft.

Das Graffito im Studentenkarzer



Inschrift im Aufgang des Studentenkarzers (Foto: Florian Schnepf)

* In Zusammenarbeit mit Gwendolyn Bickel, Cathleen Ghotra, David Lenz, Janina Reichelt, Johanna Sappok, Deborah Maren Schmidt, Florian Schnepf und Janecke van Weeren

Am 21. Oktober 1901 trat der Jurastudent Ludwig Marum eine vierzehntägige Karzerstrafe im Heidelberger Studentenkarzer an. Er war dazu vom Engeren Senat der Universität wegen einer Ohrfeige verurteilt worden, die er dem Chemiker Karl Rudolph nach einer antisemitischen Beleidigung gegeben und aus der sich eine Schlägerei entwickelt hatte. Während seiner Haft schuf er das noch heute im Eingangsbereich sichtbare Graffito: „Lasciate ogni Speranza Voi ch'entrate!" – Lasst alle Hoffnung fahren, ihr, die ihr hier eintretet. Darunter setzte er seinen Namen und das Zeichen, den sogenannten Zirkel, seiner Studentenverbindung Badenia mit dem obligatorischen Ausrufezeichen.

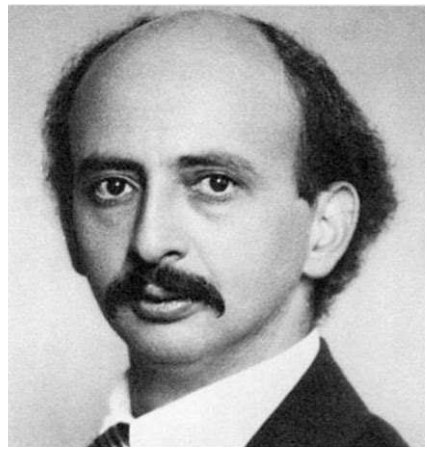
Das Graffito ist ein Zitat in modernisierter Sprache aus Dantes Göttlicher Komödie, in der der Eingang zur Hölle in dieser Weise gekennzeichnet wird,[3] und verweist auf Marums humanistische Bildung sowie sein Interesse für Literatur.[4] Im offiziellen Katalog zum Studentenkarzer wird es als „launiger Gruß" gelesen[5] und in der Tat lässt es sich im räumlichen Kontext des Studentenkarzers als ironischer Kommentar zur spärlichen Ausstattung der Räumlichkeiten und zu den Haftbedingungen verstehen. Eine andere Deutung des Graffito bezieht sich auf die Vorgänge und Gründe, die Ludwig Marum die Karzerstrafe eingebracht hatten; demnach könnte es Ausdruck einer resignativen Grundstimmung Marums während der Zeit seiner Haft sein.[6] Denn er war verurteilt worden, während die antisemitische Äußerung Rudolphs, Grund der Ohrfeige, ohne Folgen blieb.

Das Graffito verweist somit auf zwei Ebenen, die hier vorzustellen sind. Zum einen ist es die persönliche Erfahrung Marums. Der Aufenthalt im Karzer, so scheint es im historischen Rückblick, hat bei ihm ein Umdenken in seinem Kampf gegen den Antisemitismus eingeleitet. Zum anderen steht der Zirkel, mit dem Marum seine Mitgliedschaft in der jüdischen Studentenverbindung Badenia kennzeichnet, für deren Zielsetzungen und Verhaltenscodex. Denn Marum hatte, als er die Ohrfeige austeilte, entsprechend den Verhaltensvorgaben seiner Verbindung gehandelt, die gegen antijüdische Stereotype und Beleidigungen insbesondere im studentischen Umfeld auch handgreiflich reagierte. Die Badenia wurde während des Karzeraufenthalts von Marum für ein Semester suspendiert; Marums Verstoß hatte, auch wenn dies offiziell verneint wurde, mit sehr großer Wahrscheinlichkeit einen Anteil daran. Eine dritte Ebene, die mit der zweiten eng verknüpft ist und auf die im Rahmen dieses Beitrags nur hingewiesen werden kann, zeigte sich bei Auswertung der Protokolle und Schriftstücke im Universitätsarchiv, die im Zusammenhang mit Marums Strafe und dem Verbot der Badenia stehen. Sie werfen ein Streiflicht auf antisemitische Überzeugungen unter Heidelberger Verbindungsstudenten wie auch in der Heidelberger Bevölkerung. Man äußerte sie mit großer Selbstverständlichkeit und ohne Vorbehalte, auch im öffentlichen Rahmen – Zeichen der tiefen Verwurzelung des Antisemitismus in einem Teil der damaligen Gesellschaft.

Ludwig Marum. Biografische Notizen

Geboren am 5. November 1882 in Frankenthal, 1888–1891 Volksschule, 1891–1900 Gymnasium in Bruchsal, 1900–1904 Studium der Rechtswissenschaften in Heidelberg und München, 1904–1908 Referendar, ab 1908 Rechtsanwalt in Karlsruhe, 1910 Heirat mit Johanna Benedick, 1911–1922 Stadtverordneter in Karlsruhe, 1914–1918 Mitglied der Badischen Ständeversammlung, 1918–1919 Badischer Jus-

tizminister, 1919–1928 Mitglied des Badischen Landtags und Vorsitzender der SPD-Fraktion im Badischen Landtag, 1919–1929 ehrenamtliches Mitglied des Badischen Staatsministeriums als Staatsrat, 1928 Wahl zum Reichstagsabgeordneten (SPD), 1933 erneute Wahl zum Reichstagsabgeordneten (SPD). Am 10. März 1933 Inhaftierung unter Bruch der parlamentarischen Immunität im Karlsruher Bezirksgefängnis in der Riefstahlstraße; am 16. Mai 1933 so genannte „Schaufahrt" (öffentliche Überführung mit sechs weiteren prominenten Sozialdemokraten ins Konzentrationslager Kislau bei Mingolsheim); am 29. März 1934 im KZ Kislau ermordet; am 2. April 1934 Trauerfeier auf dem Städtischen Friedhof Karlsruhe (rund 3000 Trauernde nahmen trotz hoher Präsenz der Gestapo daran teil).[7]



Ludwig Marum um 1918 (Foto: Generallandesarchiv Karlsruhe 231/2937)

Ludwig Marum und die jüdische Studentenverbindung Badenia

Marum war in seinem dritten Semester, als er die Karzerstrafe antreten musste; am Tag nach der Entlassung aus dem Karzer, am 4. November 1901, konnte er seinen 19. Geburtstag feiern. Er entstammte einer assimilierten jüdischen Familie.[8] 1882 war er in Frankenthal (Pfalz) geboren worden, seine Mutter zog nach dem Tod ihres Ehemanns mit ihren beiden Kindern zur Familie ihrer Schwester in Bruchsal. Der Onkel Ludwigs, Jonas Catz, ein Tabakhändler, unterstützte die Familie und ermöglichte Ludwig den Besuch des Großherzoglich Badischen Gymnasiums in Bruchsal, eines humanistischen Gymnasiums mit hohem Leistungsanspruch, das er 1900 als Jahrgangsbester mit dem Abitur und der Durchschnittsnote 1,0 abschloss. Auch das Universitätsstudium wurde vom Onkel finanziert, der damit Marums ausgeprägten Willen zur Integration und zum sozialen Aufstieg über Bildung unterstützte. Im familiären Umfeld, in der jüdischen Gemeinde Bruchsals und im schulischen Religionsunterricht war Marum grundlegendes Wissen über die jüdische Kultur und Religion vermittelt und ein ausgeprägtes Bewusstsein seiner deutsch-jüdischen Identität gefördert worden.[9]

Zum Wintersemester 1900/1901 begann Ludwig Marum ein Jura-Studium im nahegelegenen Heidelberg.[10] Die juristische Fakultät der Ruperto-Carola genoss einen guten Ruf, lehrten hier doch renommierte Juristen vor einem internationalen studentischen Publikum.[11] Marum sollte insbesondere durch Karl von Lilienthal beeinflusst werden, einem der führenden Strafrechtler im damaligen Deutschland und ein Befürworter fortschrittlicher Reformen im Straf- und Strafprozessrecht.[12] Seine Positionen prägten den späteren Rechtsanwalt Marum.[13]

Die Intensität seines Studiums mit sechs besuchten Veranstaltungen im Wintersemester 1900/01 (darunter auch Vorlesungen in Philosophie und Anthropologie)

ließ jedoch im Sommersemester 1901 nach, in dem Marum nur noch drei Veranstaltungen belegte. Außerdem vermerkt Marums „Studien- und Sittenzeugnis" undatierte Disziplinarstrafen, die gegen ihn verhängt wurden: Drei Mal wurde er wegen Übertretung des § 360 RSGB zu einer Geldstrafe (ersatzweise ein bis vier Tagen Haft) verurteilt. § 360 bezieht sich auf die Bestrafung von Übertretungen; darunter fallen „ruhestörender Lärm" oder „grober Unfug".[14] Die diesbezüglichen Einträge sind undatiert, doch darf man sie als Hinweis darauf sehen, dass er bald nach Studienbeginn der jüdischen Studentenverbindung Badenia beigetreten war und mit seinen Kommilitonen manchmal lautstark durch die Gassen und Kneipen Heidelbergs zog, sich aber auch, dem Ehrenkodex der Verbindung folgend, auf handgreifliche Auseinandersetzungen und andere Formen der studentischen Streitkultur einließ.[15]

Marums Eintritt in die Badenia, die im Oktober 1900 (d.h. zum Studienbeginn Marums) ihr zehnjähriges Stiftungsfest feierte,[16] lässt Rückschlüsse zu auf seine Überzeugungen in dieser Zeit: Er war sich seiner deutsch-jüdischen Identität bewusst, die seine patriotische Gesinnung wie eine starke Bindung an das Judentum umfasste. Auch zeigte er damit einen gewissen Stolz auf seinen neuen akademischen Status und seine Zugehörigkeit zu einer bildungsbürgerlichen Elite.[17] Darüber hinaus mag ihn der männerbündische Charakter der Verbindung angesprochen haben, der den Vorstellungen der wilhelminischen Gesellschaft von Männlichkeit, Ehre und Disziplin entsprach. Der Eintritt in eine Studentenverbindung galt um 1900 als „Ausweis eines guten Charakters",[18] den man nach außen durch die bei Studentenverbindungen üblichen Kennzeichen zeigte: Man trug Couleur. Die Badenia hatte sich 1895 für die Farben Orange, Blau und Weiß entschieden, seit 1896 besaß sie auch die für Mensuren nötigen Waffen. Marum dokumentierte, wenn er die äußeren Kennzeichen seiner Studentenverbindung – Band und Mütze in den Farben der Badenia – trug, seine jüdische Herkunft selbstbewusst in der Öffentlichkeit.

Antisemitische Stereotype jedoch sprachen Juden die Ebenbürtigkeit ab: Sie galten in dieser Sichtweise als unmännlich und verweichlicht.[19] Gegen diese und andere antisemitische Vorurteile gingen die Badenia und andere jüdische Studentenverbindungen an – für Marum wohl ein weiteres Motiv seines Beitritts. Ihre Mitglieder wollten zeigen, dass sie im gleichen Maß wie nichtjüdische Männer „Ehre" besaßen,[20] und wollten ihre Gleichberechtigung und Identität als jüdische Deutsche anerkannt sehen: „Wir vertreten", so formulierten es Mitglieder der Breslauer jüdische Verbindung Viadrina 1886 in einer Denkschrift, „den Grundsatz, und werden durch unser Verhalten den Beweis dafür liefern, dass wir Juden und zugleich Deutsche im wahrsten Sinne des Wortes sein können. Wir wollen uns zu Männern erziehen, die alle Anforderungen, die der Staat an seine Bürger stellt, mit Begeisterung und Pflichttreue erfüllen und gemeinschaftlich mit unseren christlichen Mitbürgern an der Lösung der großen Aufgaben der Zeit mitarbeiten."[21] Um dies durchzusetzen, übernahmen sie „das gesamte Repertoire studentischen Brauchtums"[22], das auch andere Studentenverbindungen pflegten.

Die Badenia und fünf weitere jüdische Studentenverbindungen an den Universitäten Breslau, Bonn, Darmstadt, München und Berlin schlossen sich 1896 zum Kartell-Convent Jüdischer Corporationen (K.C.) zusammen, dessen Zweck im Kampf gegen den Antisemitismus gesehen wurde.[23] Dort fasste man 1896 den Beschluss, auf antisemitische Äußerungen mit der Säbelforderung zu reagieren, das heißt mit

der Aufforderung zur Satisfaktion und zum Duell. Derartige Äußerungen galten als Angriff auf die Ehre – die Verteidigung mit einem im Verbindungswesen üblichen Mittel unterstrich die Ebenbürtigkeit von jüdischen und nichtjüdischen Verbindungsstudenten.

Mit dem Eintritt in die Badenia unterwarf sich Marum einem strikten Verhaltenscodex. Denn im Verständnis nicht nur der jüdischen Studentenverbindungen wurden auch andere Verhaltensweisen wie durchdringendes oder „unvermitteltes starres Ansehen, ein unkonventionell wahrgenommener Blick, ein provozierendes im Weg Stehenbleiben oder eine schnoddrige Bemerkung" als Angriffe auf die „Ehre" interpretiert.[24] Als Verbindungsstudent reagierte man darauf mit der Aufforderung zur Satisfaktion, die sich im Duell manifestierte; hierfür wurden zunächst die Karten ausgetauscht. Jüdischen Verbindungsmitgliedern wurde jedoch von anderen Studentenverbindungen die Satisfaktionsfähigkeit, d.h. die Ehre, aberkannt. Um Genugtuung zu erlangen und die Satisfaktion zu erzwingen, griffen jüdische Verbindungsstudenten daher zu einem weiteren Mittel: der Ohrfeige, die mit ihrem öffentlichen Charakter offenbar als besonders ehrenrührig galt.[25]

Diese Feststellungen sind wichtig, um Marums Vergehen, das zur Karzerhaft führte, einordnen zu können.

Couleurkarte der Badenia um 1900 (Quelle: https://www.couleurkarte.org/datenbank/Deutschland/Bavaria-Heidelberg.htm, überprüft 6.5.2019)

Das Wappen der Badenia verweist symbolisch auf Grundlagen und Zielsetzungen der Badenia: Die badischen Farben Rot im Schrägband im unteren linken Viertel des Schilds und Gold betonen das Deutschtum der Mitglieder, die sich als in Baden und Deutschland verwurzelte deutsche Staatsbürger betrachten. Gleichzeitig bekennen sie ihr Judentum im Schrägband im oberen rechten Viertel des Schilds: Die Farbe Orange bzw. Gelb erinnert an die Kennzeichnung, die Juden seit dem späten Mittelalter an vielen Orten tragen mussten; in Worms war dies beispielsweise ein gelber Ring. Blau und Weiß sind die Farben des jüdischen Gebetsmantels. Die verschränkten Hände im oberen Viertel links sind zu sehen als Zeichen der Solidarität in der Gemeinschaft und die gekreuzten Klingen im unteren Viertel rechts als ein Hinweis auf die Mann- und Wehrhaftigkeit, die Juden im Vorurteil abgesprochen wurde.

Der Vorfall um Mitternacht

In der Nacht vom 13. auf den 14. Juli 1901 (die Nacht von Samstag auf Sonntag) ereignete sich eine Viertelstunde nach Mitternacht der Vorfall, der Marum die polizeiliche Anzeige wegen „groben Unfugs" nach § 360,11 des Reichsstrafgesetzbuches und dann seine Karzerstrafe einbrachte. Der „grobe Unfug" bestand nach Angabe des Wachtmeisters Michenfelder darin, dass Marum „nach vorangegangenem Wortwechsel" den Chemiker Karl Rudolph geohrfeigt hatte; Passanten hatten daran Anstoß genommen. Der Vorfall lässt sich anschaulich an der Aussage Marums vom 26. Juli 1901 vor Dr. Holderer, dem Vorsitzenden des Akademischen Disziplinaramtes der Universität, aufzeigen.

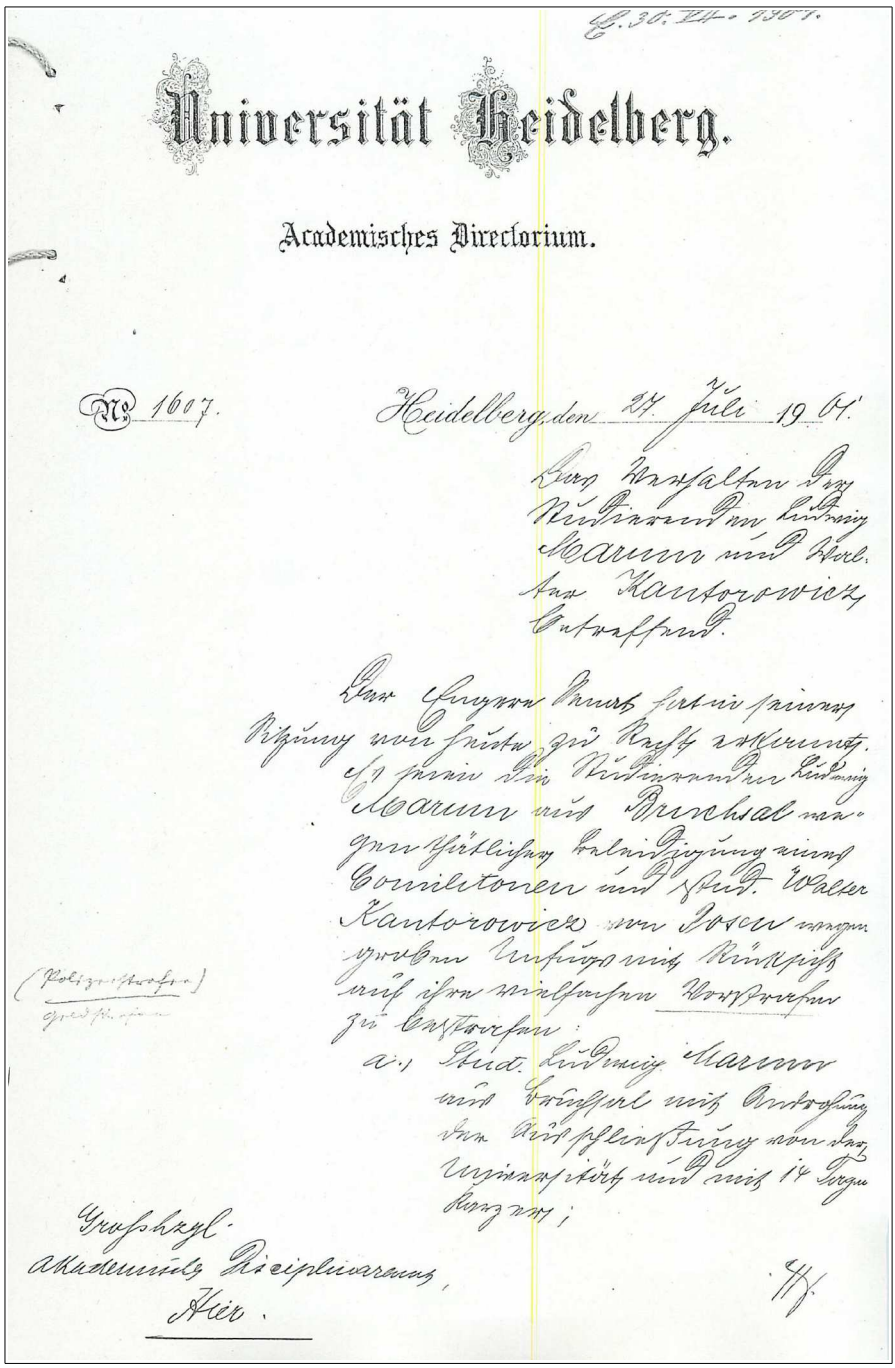
„Ich stand in fraglicher Nacht in etwas angeheitertem Zustand mit Schutzmann Michenfelder auf der Straße zusammen u[nd] unterhielt mich mit demselben. Unterdessen kam der Chemiker Rudolph in unsre Nähe und blieb in ganz kurzer Entfernung von uns stehen, indem er mich direkt ansah. Ich war in Couleur und hatte die Kneipjacke an. Ich fragte nun Rudolph, warum er mich immer ansehe, ob er etwas wünsche. Er entgegnete: ‚Ich werde doch noch gucken dürfen', worauf ich erwiderte: ‚Ja, Sie brauchen mich aber auch nicht so anzugucken.' Rudolf sagte darauf: ‚Einen Juden gucke ich überhaupt nicht an.' Nunmehr gab ich ihm allerdings eine Ohrfeige. Ärgernis hieran hat niemand genommen. Rud[olph] erhob nun seinen Stock, traf aber nicht mich, sondern den Wirt Hormuth. Ich ging sodann mit dem Schutzmann auf die Wachtstube u[nd] kann keine weiteren Angaben über den Verlauf der Dinge machen."[26]

In seiner Aussage auf der Wachstube hatte er angegeben: „Ich wurde von Rudolph auf der Straße belästigt; als ich ihn um seine Karte bat, schimpfte er mich Jude und sagte: ‚Für Juden habe ich keine Karte'."[27]

Rudolph selbst, der ebenfalls von Dr. Holderer einbestellt worden war, konnte dagegen keine Aussage machen. Nach eigener Angabe war er „vollkommen sinnlos betrunken" gewesen und konnte sich an „absolut nichts" erinnern.

Die Reaktion Marums zeigt angesichts des Umstandes, dass ein Schutzmann neben ihm stand, als er zur Ohrfeige anhob, eine gewisse Naivität, da der Ordnungshüter auf jeden Fall einschreiten musste. Sie ist jedoch auch Ausdruck der Überzeugungen, die das Verhalten von Marum und der anderen Mitglieder der Badenia prägten. Marum fühlte sich vor dem Hintergrund des oben beschriebenen Verhaltenscodex in seiner Ehre gekränkt: Das bloße „Gucken" Rudolphs, das Verweigern der Karte und damit der Satisfaktion und vor allem die antisemitische Äußerung beleidigten ihn. Das Verhalten Rudolphs spielte auf antisemitische Stereotype an, nämlich auf die angebliche Minderwertigkeit von Juden und deren schwächliche Konstitution sowie ihre angebliche Unfähigkeit, sich in männlicher Weise mit Waffen zu verteidigen. Marum, der in Couleur als Mitglied der Badenia erkennbar war, reagierte damit in der Weise, wie es auch seine Studentenverbindung verlangte: Er forderte Satisfaktion – zunächst mit dem Hinweis auf die Karte, dann mit einer Ohrfeige. Mit seinen Aussagen und seinem Verhalten jedoch bestritt Rudolph die Satisfaktionsfähigkeit von Marum, allein deshalb, weil er Jude war.

Aus dem Scharmützel zwischen Marum und Rudolph entwickelte sich, nachdem Marum bereits vom Schutzmann Michenfelder abgeführt worden war, eine größere Rauferei, an der nach Angabe von Beteiligten 20 bis 25 Studenten, darunter auch etliche Badenen, beteiligt waren. Ausgangspunkt war offenbar wieder ein antisemi-



E. 30. Akt. 7364.

Universität Heidelberg.

Academisches Directorium.

No 1607. Heidelberg, den 27. Juli 1901.

Durch Verhalten der Studirenden Ludwig Marum und Walter Kantorowicz betreffend.

Der Engere Senat hat in seiner Sitzung von heute zu Recht erkannt:

Es seien die Studirenden Ludwig Marum aus Bruchsal wegen fortlaufender Belästigung eines Commilitonen und Stud. Walter Kantorowicz von Posen wegen grober Unfug mit Rücksicht auf ihre vielfachen Vorstrafen zu bestrafen:

a.) Stud. Ludwig Marum aus Bruchsal mit Androhung der Ausschließung von der Universität und mit 14 Tagen Karzer;

(Polizeistrafen)
[illegible]

Großherzgl. akademisches Disciplinargericht,
Hier.

Die Entscheidung des Engeren Senats vom 27. Juli 1901 (Universitätsarchiv Heidelberg, RA 7364: Disziplinarakte Ludwig Marum und Walter Kantorovicz)

tischer Ausruf, dieses Mal geäußert von Gustav Hormuth, dem Besitzer des Gasthauses „Zum Ritter", der zusammen mit anderen Bürgern auf dem Nachhauseweg war. Er war durch Rudolphs Schlag mit dem Stock, der Marum gegolten hatte, getroffen worden. Rudolph hatte sich mit dem Hinweis entschuldigt, dass dieser Schlag nicht Hormuth, sondern „einem Juden gegolten" hätte. Hormuth erwiderte darauf: „Dann bedauere ich doppelt, dass ich den Schlag erhalten habe"[28] – was die anwesenden Badenen als Provokation auffassten. Sie umringen die vier Männer und beschimpfen sie unter anderem als „alte Lausbuben" und „Esel". Als ein weiterer Badene, Walter Kantorowicz, hinzukam und (so seine Aussage) den Streit schlichten wollte, wurde er provoziert durch den Ausspruch des Bürgers Wachter: „Das ist ja wieder die allbekannte Frechheit" – ein Bezug auf das antisemitische Vorurteil des „frechen Juden". Zudem traf Kantorowicz ein Schlag mit dem Schirm am Kopf. Die daraus entstandene Rangelei zwischen Studenten und Bürgern wurde schließlich von der Polizei aufgelöst, Kantorowicz wurde ebenfalls abgeführt.[29]

Vom Großherzoglichen Bezirksamt wurden die Vorfälle dem Akademischen Disziplinaramt der Universität gemeldet. Dessen Leiter Dr. Holderer befragte die Beteiligten und empfahl daraufhin dem Engeren Senat der Universität, der für Entscheidungen in Disziplinarfällen zuständig war, Marum zu einer Karzerstrafe von 14 Tagen zu verurteilen und ihm die Exmatrikulation anzudrohen. Für Kantorowicz schlug Holderer die Androhung der Exmatrikulation vor. In seiner Sitzung am 27. Juli 1901 folgte der Engere Senat diesen Empfehlungen.

Marum zog am 21. Oktober 1901 in den Karzer ein. Es gibt keine biografische Nachricht darüber, wie Marum die Zeit im Karzer empfunden hat oder welche Überlegungen er dort anstellte. Einziges Zeugnis dieser Tage ist das Dante-Zitat im Eingangsbereich des Studentenkarzers. Im Rückblick betrachtet jedoch mag man die Tage im Karzer als Beginn eines Bewusstseinswandels erkennen: Nach Ausweis seines Studienbuches konzentrierte sich Marum im laufenden Wintersemester ganz auf sein Jurastudium,[30] er wurde laut Aktenlage nicht mehr auffällig. Zum Sommersemester 1902 wechselte er für ein Jahr an die Universität München. Nach seiner Rückkehr nach Heidelberg beendete er das Studium zügig und bestand nach nur acht Semestern 1904 das juristische Staatsexamen. Der Studienortwechsel brachte den wohl nicht nur räumlichen Abstand zur Badenia, denn in München und nach seiner Rückkehr nach Heidelberg schloss er sich keiner rein jüdischen Studentenverbindung mehr an. Die Phase einer selbstverständlichen Zuordnung zu einer jüdischen Gruppe, die sich bei Studienbeginn im Beitritt zur Badenia gezeigt hatte, war offensichtlich zu Ende.

Zum Verbot der Badenia

Während der Karzerhaft Marums trat am 25. Oktober 1901 das auf ein Semester begrenzte Verbot der Badenia in Kraft; im Sommersemester 1902 sollte das endgültige Verbot folgen. Obwohl das Disziplinaramt gegenüber der Badenia einen kausalen Zusammenhang zwischen zeitweiligem Verbot und der Karzerstrafe Marums abstritt,[31] legt ihre Gleichzeitigkeit einen solchen nahe.

Die Beratung über Marums Strafe erfolgte in der Sitzung des Engeren Senats am 27. Juli 1901; in der gleichen Sitzung beschloss das Gremium auch, der Badenia eine „Eröffnung" zu machen. Zu deren Inhalt ist allerdings nichts überliefert.[32] Die

Tatsache, dass ein solcher Beschluss gefasst wurde, zeigt aber, dass das Verhalten Marums im Zusammenhang mit dem seiner Verbindungsgenossen gesehen wurde. Wenige Tage nach dieser Sitzung erreichte eine Kollektivbeschwerde von sechs Heidelberger Studentenverbindungen die Mitglieder des Engeren Senats; darin wurden mehrere Zusammenstöße mit der Badenia geschildert, die deren provokantes Verhalten aufzeigen sollten. Die Beschwerde wurde der Badenia Anfang August 1901 – eventuell zusammen mit der „Eröffnung" – zur Stellungnahme übermittelt. Die Replik der Badenia, die am 10. Oktober 1901 dem Disziplinaramt vorlag, beleuchtete die Zusammenstöße aus ihrer Perspektive. Eine Gegenüberstellung beider Darstellungen ergibt kein eindeutiges Bild der Vorfälle, was auch im Disziplinaramt und im Engeren Senat so gesehen wurde, aber immerhin erkannten beide Seiten eine gewisse Mitschuld an einzelnen Vorgängen. Die in der Kollektivbeschwerde und Replik dokumentierten Zusammenstöße sollten dem Engeren Senat genügen, um am 25. Oktober 1901 ein zeitweiliges Verbot der Badenia auszusprechen. Den anderen Verbindungen wurde zwar eine Mitverantwortung zugeschrieben, ihnen wurde „bei Verletzung der Achtung gegenüber anderen Studierenden" Strafen angedroht,[33] doch die Häufung der Vorfälle, an denen die Badenia beteiligt war, dürfte das zeitweilige Verbot bewirkt haben. Als rechtliche Grundlage genügten hierfür die in der Kollektivbeschwerde angesprochenen Vorfälle.

Es brauchte dann nur zwei weitere Beschwerden gegen Mitglieder der Badenia, um das endgültige Verbot der jüdischen Studentenverbindung im Engeren Senat durchzusetzen. Ein vom verantwortlichen Erstchargierten der Badenia, Alfred Glücksmann, unterschriebener Brief an den antisemitischen Verein Deutscher Studenten in Darmstadt, der auf offiziellem Briefpapier der Badenia verfasst war, verstieß gegen die Anordnung des zeitweiligen Verbots, das „jegliches Auftreten als Verbindung nach außen" untersagt hatte.[34] Daher hatte der Engere Senat bereits am 3. März 1902 über ein endgültiges Verbot diskutiert, nachdem man festgestellt hatte, dass „das Benehmen der Badenia im ganzen Sommersemester 1901 ein überaus provozierendes war".[35] Der entsprechende Antrag scheiterte jedoch aufgrund von Stimmengleichheit bei der Abstimmung.[36] Eine „Ehrensache", die der Badene Siegfried Baum schließlich im Mai 1902 mit einem Mitglied der Berliner Verbindung Germania austrug und bei der es, ähnlich wie im Fall Marum, um das Fixieren durch Blicke, das Verweigern der Karte und um das Austeilen von Ohrfeigen ging, führte dann zum endgültigen Verbot, das am 8. Juli 1902 durch den Engeren Senat ausgesprochen wurde.[37] Die vielfältigen Auseinandersetzungen der Badenia mit anderen Studentenverbindungen im Sommersemester 1901 wurden von Holderer und den Mitgliedern im Engeren Senat als entscheidend für das Verbot angesehen. Sie stellten fest, „daß die Mitglieder der Badenia ihr früher beliebtes Verfahren, andere Studierende auf offener Straße anzurempeln und so Streitigkeiten sowie Zusammenstöße zu provozieren, fortsetzten".[38] Auch Marum hatte sich dieses „Verfahrens" bedient; der Vorfall in der Nacht vom 13. auf den 14. Juli 1901 ist somit als Mosaikstein in dem Bild anzusehen, das die entscheidenden Universitätsgremien von der Badenia zeichneten und das zum endgültigen Verbot der Badenia führte.

Unter den Mitgliedern der Badenia scheint es bereits im Verlauf des Wintersemesters 1901/02 zu Diskussionen über das Vorgehen der Verbindung gekommen zu sein: Bereits im Januar 1902, noch während des zeitweiligen Verbots der Badenia und nicht erst nach dem endgültigen Verbot, wie es die verbindungsinterne Überlie-

ferung darstellte, hatten einige jüdische Studenten die „Studentische Wissenschaftliche Vereinigung Bavaria" gegründet.[39] Die Gründung ist wohl als eine Distanzierung von bisherigen Handlungsleitlinien der Badenia zu interpretieren, vielleicht auch als Gegengründung.[40] Ob Marum an den Diskussionen beteiligt war, ist nicht bekannt. Doch auch er hat sich, wie dargelegt, spätestens zum nachfolgenden Sommersemester von der Badenia abgewandt.

Die Mitglieder der Badenia verabschiedeten sich von der Heidelberger Bühne mit einer wohl gezielten Inszenierung. Ihnen dürfte bekannt gewesen sein, dass der Engere Senat am 8. Juli 1902 über das Verbot ihrer Studentenverbindung beraten würde. Am 7. Juli 1902 veranstalteten sie zwischen 11.00 und 15.30 Uhr eine „Naturkneipe" „auf der Neckarinsel unter der alten Neckarbrücke". Hier betranken sie sich, entkleideten sich mit großer „Ungeniertheit" und stürzten sich „unter Schreien und Johlen […] nur mit einer Hose bekleidet", aber weiterhin „in Couleur", d.h. mit Band und Mütze ausgestattet, in den Neckar. Ihr Verhalten „in so ungebührlicher, den akademischen Gebräuchen wenig entsprechender Weise" verursachte bei den Anwohnern und Fremden „entschiedenes Aergerniß".[41] Es war das letzte Mal, dass sie als Badenen Couleur getragen haben.

Ausblick

Mit den Gepflogenheiten der Studentenverbindungen und vor allem mit Ohrfeige und Säbelgebot war dem Antisemitismus nicht beizukommen. Das dürfte Marum klar geworden sein – ob schon im Studentenkarzer selbst, muss dahingestellt bleiben; immerhin signierte er das Dante-Zitat mit dem Zirkel der Badenia und zeigte sich damit bewusst als ihr Mitglied. Nach der Karzerhaft ist Marum laut Ausweis seines „Studien- und Sittenzeugnisses" offenbar nicht mehr wegen Ordnungswidrigkeiten aufgefallen; vielleicht hat er sich schon kurz danach von der Badenia abgewandt. Das Studienjahr in München, wohin er zum Sommersemester 1902 wechselte, hat den Abstand zu den Idealen, wie sie die Badenia vertrat, vergrößert. Die Mitgliedschaft in einer rein jüdischen Organisation blieb eine Episode in seinem Leben. Schon 1904 schloss er sich der SPD an, die den Kampf gegen den Antisemitismus als Teil eines umfassenden Kampfes für Gerechtigkeit und für die Gleichberechtigung aller Staatsbürger und Staatsbürgerinnen verstand.[42]

Sein politisches Engagement in der SPD, sein Kampf gegen Antisemitismus und gegen den Nationalsozialismus machten Marum schon frühzeitig zum vehementen Gegner der Nationalsozialisten. Am 10. März 1933 verhafteten sie ihn unter Missachtung seiner Immunität als Reichstagsabgeordneter und nahmen ihn im Karlsruher Bezirksgefängnis in sogenannte „Schutzhaft". Von dort wurde er in einer demütigenden Schaufahrt zusammen mit anderen bekannten SPD-Politikern im offenen Wagen durch Karlsruhe gefahren und in das Konzentrationslager Kislau gebracht.[43] Am 29. März 1934 wurde er dort heimtückisch ermordet.

Anmerkungen

1 Vgl. Clemens Rehm (Hg.): warum marum. Mensch, Politiker, Opfer. Ausstellungskatalog, Karlsruhe 2006. Zur Präsentation vgl. Rhein-Neckar-Zeitung, 3./4.2.2018, S. 6.

2 Frau Sabrina Zinke, der stellvertretenden Leiterin des Universitätsarchivs Heidelberg, sei herzlich gedankt für ihre Unterstützung.

3 In Dantes Original heißt es „intrate", vgl. Dante Alighieri: La Commedia secondo l'antica vulgata, a cura di Giorgio Petrocchi. 2: Inferno, Firenze 1994, S. 40.
4 Vgl. Monika Pohl: Ludwig Marum. Ein Sozialdemokrat jüdischer Herkunft und sein Aufstieg in der badischen Arbeiterbewegung, 1882–1919, Karlsruhe 2003, S. 62.
5 Andrew Cowin: Der Heidelberger Studentenkarzer, Heidelberg o.J. (2011), S. 20.
6 So Pohl: Aufstieg (wie Anm. 4), S. 77. Vgl. auch: Ein Leben für Recht und Republik. Ludwig Marum 1882–1934. Begleitband zur Ausstellung der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, des Landesarchivs Baden-Württemberg und des Forums Ludwig Marum e.V., Berlin 2018, S. 23.
7 Mit geringfügigen Änderungen entnommen aus: Ludwig Marum. Das letzte Jahr in Briefen. Der Briefwechsel zwischen Ludwig Marum und Johanna Marum (7.3.933–14.5.1933). Ludwig Marums Briefe aus dem Konzentrationslager Kislau (16.5.1933–7.3.1934). Ausgewählt und bearbeitet von Elisabeth Marum-Lunau und Jörg Schadt. Für die Neuausgabe ausgewählt und bearbeitet von Andrée Fischer-Marum. Hg. von den Stadtarchiven Karlsruhe und Mannheim, Karlsruhe 2016, S. 49.
8 Die Biografie Marums hat Monika Pohl in mehreren Veröffentlichungen bearbeitet. Zu nennen sind hier die Monografien: Pohl: Aufstieg (wie Anm. 4) und dies.: Ludwig Marum. Gegner des Nationalsozialismus. Das Verfolgungsschicksal eines Sozialdemokraten jüdischer Herkunft, Karlsruhe 2013. Zuletzt dies.: Ludwig Marum (1882–1943). Ein Sozialdemokrat jüdischer Herkunft und sein Weg in Baden, in: Haus der Geschichte Baden-Württemberg (Hg.): Politiker jüdischer Herkunft in Vergangenheit und Gegenwart, Heidelberg 2018, S. 55–85.
9 Pohl: Aufstieg (wie Anm. 4), S. 53–66.
10 UAH Studentenakte (StudA) Ludwig Marum: Studien- und Sittenzeugnis.
11 Klaus-Peter Schroeder: „Eine Universität für Juristen und von Juristen". Die Heidelberger Juristische Fakultät im 19. und 20. Jahrhundert, Tübingen 2010, S. 225–239; Andreas Cser: Kleine Geschichte der Stadt und Universität Heidelberg, Leinfelden-Echterdingen 2007, S. 201f.
12 Zu ihm: Schroeder: Juristische Fakultät (wie Anm. 11), S. 282–286.; Dagmar Drüll: Heidelberger Gelehrtenlexikon 1803–1932, Berlin, Heidelberg 1986, S. 165.
13 Vgl. Pohl: Aufstieg (wie Anm. 4), S. 70.
14 § 360 des Reichsstrafgesetzbuchs: https://de.wikisource.org/wiki/Strafgesetzbuch_f%C3%Bcr_das_Deutsche_Reich_(1871)#%C2%A7._360, (überprüft 28.2.2019)
15 Zum Studentenleben der Zeit in Heidelberg vgl. Klaus-Peter Schroeder: »Tod den Scholaren!« Studentische Kriege, Revolten, Exzesse und Krawalle an der Heidelberger Universität von den Anfängen bis zum Ausgang des 20. Jahrhunderts, Heidelberg 2016, S. 127–140.
16 Die Gründung der Badenia erfolgte am 11.11.1890 im Gasthaus „Weiße Rose" in der Unteren Gasse, das sich in deutsch-jüdischer Hand befand. Zur Badenia: Gerhart Berger (Bearb.): ... Weiland Bursch zu Heidelberg ... Eine Festschrift der Heidelberger Korporationen zur 600-Jahr-Feier der Ruperto-Carola, Heidelberg 1986, S. 352f.; Norbert Giovannini: Jüdische Studentinnen und Studenten in Heidelberg, in: ders., Jo-Hannes Bauer und Hans Martin Mumm: Jüdisches Leben in Heidelberg. Studien zu einer unterbrochenen Geschichte, Heidelberg 1992, S. 201–219, bes. S. 204–207; Miriam Rürup: Ehrensache. Jüdische Studentenverbindungen an deutschen Universitäten 1886–1937, Göttingen 2008, passim.
17 So Pohl: Aufstieg (wie Anm. 4), S. 76.
18 Lisa F. Swartout: „Mut, Mensur und Männlichkeit". Die Viadrina, ein jüdische schlagende Verbindung, in: Manfred Hettling u.a. (Hgg.): In Breslau zu Hause? Juden in einer mitteleuropäischen Metropole der Neuzeit, Hamburg 2003, S. 148–166, hier S. 148; Rürup: Ehrensache (wie Anm. 16), S. 82.
19 Aus der Vielzahl von Literatur zu antisemitischen Stereotypen vgl. Wolfgang Benz: Antisemitismus. Präsenz und Tradition eines Ressentiments, Schwalbach 2015; Helmut Gold und Georg Heuberger (Hgg.): Abgestempelt. Judenfeindliche Postkarten. Auf der Grundlage der Sammlung Wolfgang Haney, Frankfurt 1999.
20 Zum Begriff der Ehre im Umfeld der Studentenverbindungen: Rürup: Ehrensache (wie Anm. 16), S. 179–215, vgl. auch S. 83f.
21 „Denkschrift verfaßt zu der am 26. October erfolgten Gründung der „Viadrina", freien Verbindung. An unsere Glaubensgenossen", abgedruckt bei Thomas Schindler: Studenti-

scher Antisemitismus und jüdische Studentenverbindungen 1880–1933, Nürnberg 1988, S. 111–116, Zitat S. 114. Zur Viadrina vgl. Swartout: Viadrina (wie Anm. 18).

22 Rürup: Ehrensache (wie Anm. 16), S. 63.

23 Thomas Schindler: „Was Schandfleck war, ward unser Lebenszeichen …". Die jüdischen Studentenverbindungen und ihr Beitrag zur Entwicklung eines neuen Selbstbewußtseins deutscher Juden, in: Harm-Hinrich Brandt (Hg.): „Der Burschen Herrlichkeit". Geschichte und Gegenwart des studentischen Korporationswesens, Würzburg 1998, S. 338–354, besonders S. 341–342; Rürup: Ehrensache (wie Anm. 16), S. 87–98.

24 Schröder: Tod (wie Anm. 15), S. 134.

25 Rürup: Ehrensache (wie Anm. 16), S. 200.

26 UAH RA 7364 (Disziplinarakte Ludwig Marum/Walter Kantorowicz): Protokoll vom 26.7.1901.

27 Ebd.: Meldung vom 15.7.1901.

28 Ebd.: Aussage des Philipp Wachter, 26.7.1901.

29 Ebd.: Aussage des Anton Hirschel, 26.7.1901.

30 UAH StudA Ludwig Marum.

31 UAH RA 9370 (Das Verhalten der Badenia betr.): Schreiben des Disziplinaramtes vom 20.8.1901.

32 Leider sind die Protokolle des Engeren Senats für diesen Zeitraum nicht überliefert. Die folgenden Ausführungen beruhen auf einem Schreiben des Engeren Senats an das Disziplinaramt vom 2.8.1901 (in: UAH RA 9370), in dem es heißt: „Dem Herrn Disziplinarbeamten übersenden wir die beiliegende Beschwerde der Burschenschaft Allemannia und Cons.[orten] gegen die Verbindung Badenia zur gefälligen Kenntnisnahme und zum Bericht. Sollte die gemäß dem Senatsbeschluß vom 27. Juli d.J. der Badenia zu machende Eröffnung noch nicht erfolgt sein, so wolle die vorliegende Beschwerde geeignet verwendet werden."

33 UAH RA 9370: Beschluss des Engeren Senats vom 25.10.1901.

34 UAH RA 9370: Bericht Holderers vom 13.1.1902. Auch in UAH RA 7623 (Disziplinarakte Alfred Glücksmann).

35 UAH RA 9370: Beschluss des Engeren Senats vom 3.3.902 mit angeführtem Bericht.

36 Ebd.

37 UAH RA 9370: Bericht Holderers vom 23.6.1902; UAH RA 7368 (Disziplinarakte Siegfried Baum / Karl Schumacher).

38 UAH RA 9370: Antrag Holderers auf Verbot der Badenia beim Engeren Senat vom 23.6.1902, von diesem in seiner Entscheidung am 8.7.1902 übernommen. Holderer bezog sich zudem auf weiter zurückliegende Fälle, vgl. UAH RA 9370: Holderer an den Engeren Senat, 26.7.1902. Hierzu UAH RA 7335 (Disziplinarakte Josef Wertheimer: „Thätliche Beleidigung" 1898) und UAH RA 7739 (Sammelakte): Demnach wurden im Frühjahr 1900 der Badene Oskar Michelsohn und andere wegen „Zweikampfes mit krummen Säbeln" zu einer Woche Festungshaft verurteilt.

39 UAH RA 4850 (Die studentische wissenschaftliche Verbindung Bavaria betr.). Vgl. Berger: Bursch (wie Anm. 16), S. 354; Susanne Döring: Die Geschichte der Heidelberger Juden (1862 bis 1918), in: Andreas Cser u.a.: Geschichte der Juden in Heidelberg, Heidelberg 1996, S. 217–347, hier S. 331. In der internen Überlieferung schien jedoch das Bild von der Bavaria als Nachfolgeorganisation vorzuherrschen, vgl. Max Mainzer: Zum 40jährigen Heidelberger Stiftungsfest. Ernstes und Heiteres, in: K.C.-Blätter 20, 1930, S. 25: „Und so entstand als Phönix aus der Asche die Bavaria, um einige Jahre ohne Couleur, dann aber wieder in den alten Hauptfarben als Beweis des unzerstörbaren Kampfesmutes und Optimismus deutscher Studenten jüdischen Glaubens zu wirken."

40 Vgl. Döring: Geschichte (wie Anm. 39), S. 331.

41 UAH RA 9370: Berichte (Prof. Dr. Marcks, Polizeimeister Wittek) vom 19.7.1902 und 31.7.1902; Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts an Engeren Senat, 11.8.1902.

42 Vgl. Pohl: Aufstieg (wie Anm. 4), S. 81

43 Hierzu Monika Pohl: Von Karlsruhe nach Kislau. Die Schaufahrt ins Konzentrationslager am 16. Mai 1933, in: Reinhold Weber u.a. (Hgg.): Baden-württembergische Erinnerungsorte, Stuttgart 2012, S. 442–451.

Armin Schlechter

Reinhard Düchting (1936–2018) und der Heidelberger Donnerstags-Club

Reinhard Düchting in der Alten Aula der Universität Heidelberg (Foto: Philipp Rothe, Universitätsarchiv Heidelberg)

Am 12. April 2018 ist der Mittel- und Neulateiner Prof. Dr. Reinhard Düchting infolge eines tragischen Fahrradunfalls gestorben. In seinen letzten Lebensjahren war er der Spiritus Rector des Heidelberger Donnerstags-Clubs. Dieser Zusammenschluss von Buch-Menschen, die sich jeweils am ersten Donnerstag eines Monats treffen, wurde 1977 durch den Bibliografen Heinz Sarkowski (1925–2006), zuletzt Hersteller beim Springer-Wissenschaftsverlag, ins Leben gerufen. Vorbild war eine ähnliche Versammlung in der Buchstadt Leipzig zwischen den beiden Weltkriegen. Zu den weiteren Gründungsmitgliedern zählten der Meisterbuchbinder Willy Pingel und der Grafiker Erwin Poell. Vertreten waren und sind verschiedene Perspektiven auf das Buch. Der keineswegs a-la-modische, sondern im besten Sinn alt-modische Kreis setzt sich aus Altbestandsbibliothekaren, Buchhändlern, Buchhistorikern, Grafikern, Verlegern, wissenschaftlichen Antiquaren und Universitätsdozenten zusammen. Zu letzteren gehört das älteste Mitglied, der früher als Bibliothekar in Stanford wirkende und jetzt in Wien lebende Peter R. Frank, der nun im 96. Lebensjahr steht. Auch die Mitglieder des Donnerstags-Clubs waren Anlass für Publikationen. 1987 erschien zu Ehren von Willy Pingel die Freundesgabe „Ligatur". 2010 schlossen sich die von Düchting herausgegebenen Erinnerungen von Erwin Poell an. 2008 und 2013 erschienen Auswahlkataloge des Antiquariats Franz Siegle anlässlich seines 25- beziehungsweise 30-jährigen Bestehens mit einleitenden Worten Düchtings. Es hätte ihn sehr gefreut, dass es nach seinem Tod gelungen ist, den Donnerstags-Club durch Aufnahme neuer Mitglieder fortzuführen.

Mitglied des Donnerstags-Clubs war Reinhard Düchting in erster Linie als Büchersammler, der eine große eigene Bibliothek zusammengetragen hatte, in der Buch- und Kulturgeschichte im Vordergrund standen. Dominierte im Fach Mittellatein für ihn die Beschäftigung mit den Autoren der Spätantike und des Mittelalters, so lag der Schwerpunkt der eigenen Bibliothek in der Neuzeit, insbesondere im 20. Jahrhundert. Was Reinhard Düchting sammelte, war das Buch mit einer eigenen Geschichte, beispielsweise das Widmungsexemplar eines Autors, das einer anderen Person dediziert war und das auf diese Weise das Mosaik eines Netzwerks von persönlichen Kontakten erkennen ließ. Dabei blieb es aber nicht. Erschien in Zeitungen oder Fachpublikationen zu einem Autor etwas Neues, wurden die entsprechenden Beiträge ausgeschnitten oder kopiert und in das betreffende Buch gelegt. Die Sammlung war mithin nicht abgeschlossen, sondern wurde lebendig gehalten. Stellte Reinhard Düchting beim Donnerstags-Club aus gegebenem Anlass einen Band aus seiner Bibliothek vor, dann war Vorsicht geboten, weniger wegen des Buchs selbst, sondern wegen der Fülle von Einlagen, die sich darin finden konnten. Gespräche über Bücher und ihre Autoren, der Austausch von Versteigerungs- und Ausstellungskatalogen sowie aktueller Hefte von Fachzeitschriften waren und sind der Kern des Donnerstags-Clubs. Dabei werden Essen und Trinken nicht verschmäht, über Reisen, aber auch über Fußball wird geplaudert. Bei Letzterem gehörte Reinhard Düchting allerdings zur Minderheit, was ihn keineswegs beirrte; Treffen versäumende Mitglieder wurden freundschaftlich ermahnt.

Neben dem Donnerstags-Club spielte für Reinhard Düchting, in dessen Leben persönliche Gespräche und Netzwerke einen großen Raum einnahmen, der „Freundeskreis für Archiv und Museum der Universität Heidelberg e.V." eine sehr große Rolle. Im April 2003 übernahm er das Amt des Ersten Vorsitzenden. Ziel des Freundeskreises war und ist es, insbesondere die Arbeit des von Prof. Dr. Werner Moritz und später von Dr. Ingo Runde geleiteten Universitätsarchivs Heidelberg zu unterstützen.

Geboren wurde Reinhard Düchting am 13. März 1936 in Witten an der Ruhr. Die erste Berührung mit seiner späteren Wahlheimat Heidelberg und ihrer Umgebung erlebte er 1943 bei der Evakuierung der Familie nach Schönbrunn im Kleinen Odenwald. Schwere gesundheitliche Probleme folgten in den Nachkriegsjahren, bis Düchting 1957 das Abitur ablegen konnte. Ab dem Sommersemester 1957 studierte er Germanistik und evangelische Theologie an der Universität Heidelberg. Der Altgermanist Peter Wapnewski machte ihn 1959 auf das von Walther Bulst geleitete spätere Seminar für Lateinische Philologie des Mittelalters und der Neuzeit aufmerksam, was für seinen weiteren Weg bestimmend werden sollte. 1964 heiratete er in Witten Doris Hartenstein; zwei Kinder wurden dem Paar 1966 und 1970 geboren. 1964 wurde Düchting wissenschaftlicher Assistent bei Bulst und promovierte im Folgejahr über die Dichtungen des Sedulius Scottus. Seine Habilitationsschrift 1976 hatte Studien zur lateinischen Dichtung des frühen und hohen Mittelalters zum Thema. Ab 1977 lehrte er als Universitätsdozent, ab 1980 als Professor am Mittellateinischen Seminar, bis er sich 2000 entpflichten ließ. Darüber hinaus nahm Düchting von 1984 bis 2001 einen Lehrauftrag für Mittellatein an der Universität Würzburg wahr, wo er im Vergleich mit Heidelberg eine andere Kulturlandschaft und Mentalität kennenlernte. Integraler Bestandteil seiner akademischen Lehrtätigkeit waren Exkursionen, bei denen eine an historischen und noch lebenden Gelehrten orientier-

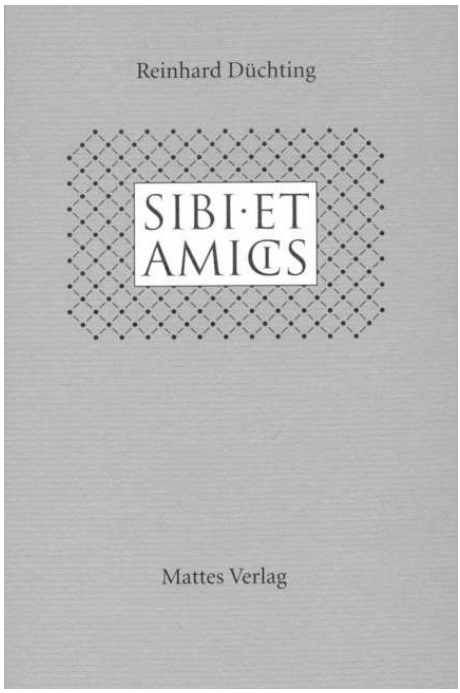
te Topografie des geistigen Lebens in Deutschland, aber auch im Ausland – insbesondere im europäischen Osten – im Vordergrund stand. Später wurden solche Reisen auch mit verschiedenen Freundeskreisen unternommen.

Unter den größeren Veröffentlichungen von Reinhard Düchting finden sich aus dem Bereich des Mittel- und Neulateins Gedichte des Konstanzer Bischofs Salomon III. (1977, 1981), eine Auswahl aus den „Carmina Burana" (1993) oder eine Edition der lateinischen Gedichte von Paul Gerhardt (2009). Größere Bedeutung haben Arbeiten zur Heidelberger Universitätsgeschichte. 1985 handelte er zur Bibliotheca Palatina, drei Jahre später faksimilierte und edierte er die „Rede vom Ursprung der Universität" des Theologieprofessors Georg Sohn. Hierauf baute 2010 sein Aufsatz über die Universitätsjubiläen 1587 und 1686 auf. Mit dem Gründungsrektor der Universität Heidelberg, Marsilius von Inghen, beschäftigte er sich 2008. Aus Düchtings Feder stammen Einleitungen zu weiteren Faksimiles, u.a. von drei Drucken des aus Schlettstatt stammenden und zeitweise in Heidelberg lehrenden Theologen und Humanisten Jakob Wimpfeling, darunter dessen „Lob des Speyerer Doms" (1990, 1999, 2007). 1554/55 wirkte kurz, aus Schweinfurt kommend, die aus Ferrara stammende Olympia Fulvia Morata in Heidelberg; mit ihr beschäftigte sich Düchting in zwei Publikationen 1998 und 1999. Ein weiterer Heidelberger Professor des 16. Jahrhunderts, über den er 2015 und 2016 schrieb, war der Griechisch-Lehrer Wilhelm Xylander. Auch der in Siegen geborene und in Karlsruhe gestorbene Theologe und Schriftsteller Johann Heinrich Jung-Stilling stand immer wieder im Fokus wissenschaftlicher Arbeiten Düchtings (1991, 2004).

Mit der Region beschäftigt sich die Schrift „De Creichgoia" (Über den Kraichgau) des lutherischen Theologen David Chytraeus, die Düchting 1999 mit Faksimile herausgab; 2003 untersuchte er Chytraeus' Bezug zur Universität Heidelberg. Zu nennen wären weiter Publikationen zum Heidelberger Theaterleben in der Frühen Neuzeit (2001), zum Harmoniegarten (2011) und zum Herrengarten (2014). Aufsätze Düchtings erschienen auch in „Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt", und mit dem Heidelberger Mattes Verlag arbeitete er gerne zusammen. Große Bedeutung hatte für Düchting auch sein Wohnort Sandhausen, wohin die Familie 1973 gezogen war; über Sandhausen publizierte er u.a. in den dortigen Gemeindenachrichten. Hinzu kamen persönliche Würdigungen; stellvertretend seien hier seine Arbeiten über seinen akademischen Lehrer Walther Bulst (1899–1986) genannt.

Zum 65. Geburtstag Düchtings erschien 2001 die Festschrift „Mentis amore ligati. Lateinische Freundschaftsdichtung und Dichterfreundschaft in Mittelalter und Neuzeit". Sie vereinigt 45 Aufsätze von Freunden und Schülern. Die einleitende Würdigung geht auf seinen ersten Promovenden zurück, den Gymnasialdirektor, Latinisten und Historiker Prof. Dr. Hermann Wiegand. Fünf Jahre nach dieser akademischen Würdigung folgte der von Düchting selbst initiierte, deutlich persönlichere Sammelband mit dem Lebensmotto „Sibi et amicis". Neben acht kleineren Studien von ihm selbst und 15 kurzen Aufsätzen von Schülern und Freunden enthält der Band eine Lebenstafel und eine „Erinnerungen" betitelte autobiografische Skizze. Alle Arbeiten Düchtings bis 2006, auch kleine und kleinste Schriften vor allem in Zeitungen, weiter Lexikonartikel und Rezensionen sind in diesem Band verzeichnet.

Bemerkenswert ist die autobiografische Skizze, die das Ziel hat, seine „Denkart" anschaulich werden zu lassen und die den bis dahin weitgehend unbekannten „frühen" Düchting in seiner Entwicklung lebendig werden lässt. Die Erinnerungen



Cover (Foto: Kurt Mattes)

Düchtings setzen in den Kriegsjahren ein, mit der Bombardierung des Evakuierungsorts Schönbrunn und dann den Bombenangriffen auf Witten 1944/45. Musterschüler war er keiner, vielmehr ein „rechtes Straßenkind". Wichtig für seine geistige Formierung wurden für ihn nach 1945 Fahrradtouren, Vorträge und der Besuch kultureller Veranstaltungen, weiter die evangelische Bildung und die Musik; er selbst spielte Posaune. Die Wahl Heidelbergs als Studienort hing mit Erinnerungen an Schönbrunn zusammen. An der Universität standen im Fach Evangelische Theologie das Alte und das Neue Testament sowie die Kirchengeschichte im Vordergrund; in der Germanistik wurden Arthur Henkel und Peter Wapnewski zu seinen wichtigsten Lehrern. Das akademische Leben blieb Düchting in seiner Zeit als Professor in seinen vielfältigen Zwängen teilweise fremd. Neben der Lehre spielten für ihn eigene Vorträge und Rezitationen eine große Rolle. Die ihm gemäße Publikationsweise war, wie er selbst schreibt „die kleine Form knapper Einleitungen oder Nachworte" und damit verbunden auch die Wiederentdeckung historischer Texte.

Kennengelernt habe ich Reinhard Düchting vor etwa 35 Jahren als Professor am Seminar für Lateinische Philologie des Mittelalters und der Neuzeit, wo er mir zusammen mit Prof. Dr. Walter Berschin dieses für die europäische Literaturgeschichte so wichtige Fach nahebrachte. Beide waren dann auch meine wohlwollenden Prüfer beim Rigorosum. 2008 verabschiedete er mich mit einem aufmunternden Zuruf nach Speyer, der im Jahrbuch des Geschichtsvereins im Jahr 2009 dokumentiert ist. Von Reinhard Düchting wurde ich zum Donnerstags-Club eingeladen. In diesem kleinen Netzwerk ist mit seinem Tod ohne Frage der wichtigste Faden gerissen. Wir alle werden seinen vielseitigen Geist und seine Kenntnisse vermissen, seine Menschlichkeit, seine nie verletzenden Späße und Wortspiele, über die er selbst am meisten lachen konnte und uns damit ansteckte, über sein „woll", mit dem er, der so ganz in Heidelberg und Sandhausen heimisch geworden war, gerne selbstironisch auf seine Ruhr-Heimat anspielte. Menschen wie Reinhard Düchting mit ihren vielseitigen Interessen und Beziehungsgeflechten tragen und tradieren unsere abendländische Kultur.

Michael Buselmeier

„Traum Finsterlins". Der Heidelberger Architekt und Künstler Molli Stichs (1938–2018)

Am 21. Mai 2018 haben wir seinen 80. Geburtstag im zwölften Stock der von ihm selbst im Jahr 2000 neben dem Hauptbahnhof erbauten Print Media Academy mit weitem Gipfelblick über Heidelberg, dem Schloss gegenüber, gefeiert. Knapp drei Wochen später sind wir anlässlich seines Todes wieder zusammen gekommen, wieder in unmittelbarer Nähe einiger Bauten, die er entworfen hat: Da ist das ehemalige Penta- (heute Marriott-)Hotel, das IBM-Forschungszentrum und der Wohnblock an der Yorkstraße mit den für Molli Stichs so typischen Erkern. Hier im alten Kohlenhafen, zwischen Hotelkette und IBM-Zentrum, wollte er um 2005 auf einem Roland Ernst gehörenden Grundstück das neue Konferenz-Zentrum in Ei-Form auf Stelzen über dem Neckar errichten, den Fluss als Transportband in die Altstadt nutzend – ein ebenso brillanter wie kostengünstiger Plan, der aber von der Stadtverwaltung nicht aufgegriffen wurde.

Ich habe „Molli", der eigentlich Hans Peter Stichs hieß, fast ein Leben lang (seit 1953, in der Obertertia des Kurfürst Friedrich Gymnasiums) gekannt, bin mir freilich nicht sicher, ihn wirklich gekannt zu haben. Privates, Intimes gar haben wir, soweit es ging, ausgespart beim gemeinsamen Fußball-, Hockey- und Tennisspiel, erst recht in unseren frühen „schöpferischen" Jahren, wo Gesellschaftliches und besonders Psychologisches tabuisiert waren und nur die Autonomie der reinen Kunst zählte.

Molli war eine bestimmende Persönlichkeit, selbstbewusst, fordernd, mit einer gewissen Strenge, aber auch mit sehr kindlichen Zügen ausgestattet (ähnlich wie Mynheer Peeperkorn aus Thomas Manns Roman „Der Zauberberg", den wir zusammen lasen), ironisch, nicht ohne Charme, herrschend-beherrschend; eine dominante Gestalt, von der ich, gerade auch in der Konfrontation, viel gelernt habe. Er hat mich gesprächsweise mehr als irgendein anderer Freund und Mitstreiter geprägt.

Mitte der 60er Jahre schrieb das Feuilleton der Süddeutschen Zeitung über Mollis kühne städtebauliche Entwürfe, sie glichen einem „Traum Finsterlins". Wir wussten nicht, wer Finsterlin war, dachten an eine Figur E.T.A. Hoffmanns. Später erfuhren wir: Hermann Finsterlin war ein Maler und Dichter des Expressionismus und ein „utopischer Architekt", der Traumhäuser schuf, die Fabeltieren oder Pflanzen glichen und nie gebaut wurden. Er starb erst 1973 in Stuttgart. Wir hätten diesen „Vorläufer" also noch besuchen können.

Ein andermal war in Bezug auf Molli etwas von einem „sanften" oder „weichen Riesen" zu lesen. Bei aller Körperfülle war er empfindsam, beweglich und hoch sensibel; schon seine Hände deuteten das an. Er war ein Künstler durch und durch, kein „Dienstleister", kein „Zubringer", kein Vertreter des zweckrationalen Prinzips. Er vertrat die organische Form des Bauens, nicht die des rechten Winkels, die sein verehrter Karlsruher Lehrer Egon Eiermann bevorzugte. Ein gewisses Genie-Bewusstsein habe ihm früh seine Tante, die Grafikerin und Malerin Hanna Nagel vermittelt, bekannte Molli nicht ohne Stolz. Wahrscheinlich benötigt man so etwas, um sich als Künstler zu behaupten, aber es kann auch zur Bürde werden, wenn man

Die Print Media Academy ist eines von Molli Stichs entworfenen und realisierten Gebäuden in Heidelberg, entstanden 1998 bis 2000. (Foto: Claudia Rink)

den eigenen Ansprüchen nicht genügt. Vermutlich hat dieses Genie-Bewusstsein Molli nie ganz verlassen, es hat seine Entschlüsse und Entwürfe bestimmt: etwa seine Begeisterung für Le Corbusiers Kapelle von Ronchamp oder für den Schwetzinger Schlosspark, für Fellinis gigantischen Film „La dolce vita" oder die äolische Insel Stromboli, wo er spontan ein Häuschen mit einer Terrasse direkt über dem weinfarbenen Meer erwarb, das einst Odysseus befuhr. So war er ständig auf der Suche nach dem irdischen Paradies.

Dieses genialische Bewusstsein stand auch hinter den hybriden Entwürfen der 60er Jahre, die nicht nur mich faszinierten, doch nie gebaut wurden, Planungen für die Neue Pinakothek und das Olympia-Stadion in München und die Universität Bremen. Es stand ebenso hinter den frühen Holzskulpturen, die so originell wirkten und doch so nahe bei Henry Moore und Hans Arp waren; und ein wenig auch hinter den späteren mythologischen Arbeiten aus Marmor oder hartem Vulkanstein, den Zeichnungen, Gemälden und bunten Kinderbüchern der letzten Jahre („Kai der Hai", „Feuermaul und Rosamunde").

Nicht vergessen sei der grellrote Demonstrationswagen von 1968, ein roh zusammengeschweißtes Eisengestell mit einer Deichsel auf vier quietschenden Rädern ohne Kugellager. Es trug eine orangene Plexiglas-Trommel, von der man nach Klopapierart Flugblätter oder Wandzeitungen des von uns gegründeten „Arbeitskreises Kulturrevolution" abreißen konnte, besser sollte. Das originelle Objekt verfiel leider unserem rigiden Kunstverzicht und kam nur ein-, zweimal zum Einsatz.

Molli hat sich auch als Lyriker versucht, zumindest einmal nicht ohne Erfolg. In der großformatigen Zeitschrift „Lettre International" (Nr. 37) antwortete er 1997 auf einen Beitrag des weltweit tätigen Architekten Rem Koolhaas in der vorausgehenden Ausgabe, erstaunlicher Weise nicht mit einem kritisch-essayistischen Text, sondern mit einem längeren Gedicht („Koolhaas hat nicht recht" lautete der apodiktische Titel), in welchem er die ewige Schönheit Venedigs verteidigte.

Molli las viel und durcheinander (von Homer bis Proust, Joyce und Beckett), er kannte sich in der Kunstgeschichte aus. Als Sohn eines Forstmeisters (und Kampffliegers) wusste er auch über Gesteine, Pflanzen und Tiere Bescheid, war jedoch kein typischer Intellektueller, keiner von denen, die nur dem Zeitgeist folgen. Er

hatte die Fähigkeit, neu und fundamental über eine Sache nachzudenken und sie in einem ganz unerwarteten Licht erscheinen zu lassen. Er war immer voller Einfälle.

Ich preise seine Großzügigkeit. Freigebig hat er den Freunden seine Ideen überlassen, seine Wohnungen zugänglich gemacht und uns mit Annes Hilfe Feste und opulente Gastmähler bereitet, bei denen zwischen den einzelnen Gängen disputiert wurde. Ich preise ebenso unsere vielen Spaziergänge im Odenwald, Ausflüge, Theater-, Ausstellungs- und Atelier-Besuche (etwa bei der Fondation Beyeler in Riehen, in den Ateliers von Silvio Siermann, Jürgen Goertz und Dieter Krieg). Im Frühjahr 1985 fuhren wir im Dauerregen von Stadt zu Stadt durch Oberitalien auf der Suche nach dem „idealen Platz". In der Folge präsentierte Molli seine Lösung für die Gestaltung des leeren Heidelberger Universitätsplatzes. Er wollte die Ruinen des Augustinerklosters wieder sichtbar machen und die Grenze der beiden Plätze durch einen gespaltenen Jaspers-Kopf markieren.

Es gab auch Abstürze in seinem Leben, etwa die Scheidung von seiner ersten Frau Elke. Gewiss auch Abweisungen, schmerzhafte Niederlagen als Künstler, über die er jedoch nur ungern sprach; dazu Krankheiten, Operationen (1991 am Herzen); dunkle Stunden. In den Jahren nach 1968 verfiel Molli für kurze Zeit einem marxistischen Dogmatismus, einer schroffen Absage an jede ästhetische Praxis – doch es dominierte letztlich seine „Sehnsucht nach klassischer Harmonie" (so Molli wörtlich), Neugier auf die Welt, die Kunst; Optimismus, Lebensfreude. Seine plastische Wahrnehmungsweise.

Erstaunlich mutet auch an, wie sich Molli nach dem Ende seiner dogmatischen Phase zu aufwendigen Restaurierungsarbeiten bereitfand. Er anerkannte nun die Bedeutung der europäischen Tradition, würdigte die Leistungen der Architekten des Barock wie des Jugendstils. Vor allem die Wiederherstellung der Stadthalle 1979/80 in ihrer ursprünglichen Pracht ist ihm zu verdanken. Sie trug ihm auch Oberbürgermeister Zundels spätes Wohlwollen ein. Wenn heute wieder von einer inzwischen notwendig gewordenen Restaurierung der Stadthalle die Rede ist, wird Mollis rettender Beitrag nicht mehr erwähnt; er ist schlicht vergessen worden.

Der erste Schlaganfall von 2010 hatte den zumindest teilweisen Verlust der „Aura" zur Folge, der ironischen Rhetorik, die ihm zu eigen war, der heiteren Distanz, der lächelnden Überlegenheitsgestik. Mein alter Freund wirkte zum ersten Mal wehrlos auf mich. Aber da war ja noch Anne, seine Frau, die sich wie selbstverständlich um alles Notwendige und noch Mögliche wie etwa Reisen nach Italien (zur Insel Giglio) kümmerte. Und natürlich die Kinder und Enkelkinder.

Beigesetzt wurde Molli auf dem Neuenheimer Friedhof, für uns ein historisch bestimmter Ort; über dem Grab ein von ihm aus Vulkanstein geformter Kopf des Odysseus. Der große Philosoph Karl Löwith ruht dort, auch unser ehemaliger Genosse, der Arzt Thomas Ripke, und Mollis Tante, die bedeutende Künstlerin Hanna Nagel, die ihm einst den Weg wies. Ich hätte mir auch den kargen Friedhof von Stromboli vorstellen können, auf dem Fischer, Abenteurer und Bergführer beisammen liegen – vielleicht war Mollis Feuerinsel ja das Vorbild von Homers Insel Ogygia, Heimat der Nymphe Kalypso, von der Odysseus nach sieben Jahren Richtung Ithaka aufbrach.

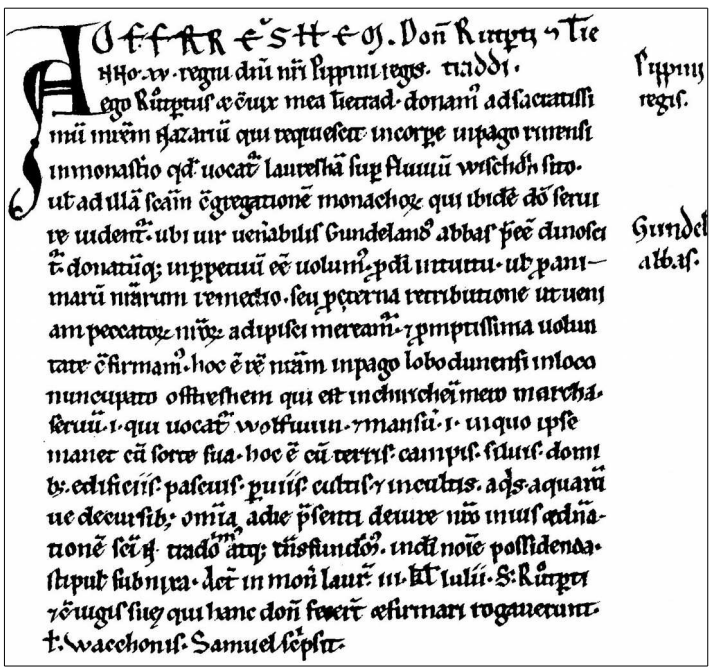
Abfallwirtschaft
Stadtreinigung
Heidelberg
„Willst Du mit mir gehen?“
COFFEE TO GO GO!
FINEST ROASTING
PERFECT CREMA
TEE
ESPRESSO
LATTE MACCHIATO
KAFFEE
weniger Abfall
mehr Heidelberg
Telefon: 06221 58-29999
www.heidelberg.de/abfall

Dietrich Dancker, Jörn Fuchs

1250 Jahre Kirchheim

Historische Einführung (Dietrich Dancker)

Neben Wieblingen reihte sich im Jahr 2017 Kirchheim als zweiter Heidelberger Stadtteil ein unter die vielen Ortschaften der Rhein-Neckar-Region, die in diesen Jahren das 1250. Jubiläum ihrer urkundlichen Ersterwähnung feiern. Diese Häufung geht zurück auf zahlreiche Schenkungen an das im Jahr 764 gegründete Kloster Lorsch. Ausführlich ist dies im Jahrbuch des Heidelberger Geschichtsvereins 2018 im Zusammenhang mit dem Wieblinger Jubiläum beschrieben.[1] Im Falle von Kirchheim sind als Schenkende urkundlich die Eheleute Rupertus und Pietrad von Oftersheim genannt.[2] Zudem verwendet die Schenkungsurkunde den Begriff der „Kirchheimer Mark" im Sinne eines mehrere Ortschaften umfassenden Verwaltungs- oder Herrschaftsbezirkes. Die hier zu Tage tretende herausgehobene Bedeutung Kirchheims dürfte auch zur Entstehung des Gerichtsbezirkes der „Kirchheimer Zent" geführt haben, der bis zum Ende der Kurpfalz 1803 bestand.[3] Dass Kirchheim sehr früh Kirchort gewesen sein dürfte, ergibt sich aus dem Ortsnamen. Ein erster Kirchenbau am Standort der heutigen evangelischen Petruskirche wird für die Zeit um 600 vermutet.[4]



Erste Erwähnung Kirchheims im Lorscher Codex am 29. Juni 767 (Quelle: Neuer, wie Anm. 3, S. 4)

Als erster archäologischer Beleg für die Kirchheimer Siedlung kann das westlich des heutigen Ortes aufgefundene merowingische Gräberfeld aus dem 6. Jahrhundert gelten. Eine Entstehung von Ort und Kirche im Zuge der Christianisierung der heutigen Rhein-Neckar Region kann aufgrund dieser Datierung angenommen werden, lässt sich aber nicht belegen.

Herrrschaftsrechte im hochmittelalterlichen Kirchheim besaßen das Bistum Worms, das Stift St. Cyriakus in Neuhausen bei Worms und das Kloster Schönau.[5] Zudem bestand mit den von 1150 bis 1305 nachweisbaren Herren von Kirchheim eine adlige Ortsherrschaft. Als Sitz des Geschlechts wird das heutige Gewann „Burg" oberhalb Rohrbachs diskutiert. Jedoch weist möglicherweise auch das Gewölbe unter der ehemaligen Gaststätte „Zum Badischen Hof" auf einen Adelssitz hin.[6] Die schließlich bis 1803 andauernde Herrschaft der Kurpfalz dürfte ihre Ursprünge in kurpfälzischen Vogteirechten über Besitzungen des Bistum Worms gehabt haben.[7] Nach dem Ende der Kurpfalz gelangte Kirchheim zum Kurfürstentum, ab 1806 Großherzogtum Baden.

Die Kirchengeschichte Kirchheims ist von einem wechselhaften Verhältnis zu Rohrbach geprägt. War Rohrbach lange Zeit Filialgemeinde von Kirchheim, so kehrte sich dies 1635 um: Bis 1796 war Kirchheim Rohrbacher Filialort.[8] Im Zuge des Ausgleichs zwischen katholischem Kurfürst und reformierter Kirche wurde die Kirchheimer Kirche 1705 den Reformierten zugesprochen. Jedoch war der mittelalterliche Bau 1689 im Pfälzischen Erbfolgekrieg so stark beschädigt worden, dass insbesondere bei schlechtem Wetter Gottesdienste kaum noch möglich waren.[9] So entstand schließlich von 1748 bis 1750 die 1934 erweiterte und bis heute bestehende evangelische Petruskirche. Eine gewisse Bedeutung kommt ihr zu, da sie einer der seltenen Kirchenbauten der reformierten Kirche ist.[10] Kirchheims Katholiken gehörten kirchlich zunächst zu Leimen, später zu Rohrbach. Die Lutheraner gehörten der Gemeinde in Leimen an.[11]

Während sich die Frage nach einem eigenen lutherischen Kirchenbau mit der badischen Kirchenunion 1821 erübrigt hatte, erhielten die Katholiken 1909 mit der neoromanischen Kirche St. Peter eine eigene kirchliche Heimat. Die Eröffnung erfolgte unter großer Anteilnahme nicht nur der politischen Gemeinde, sondern auch der evangelisch-protestantischen Kirchengemeinde. Der evangelische Gemeindechor trat auf. Ein derartiges, – modern gesprochen – ökumenisches Handeln war damals so ungewöhnlich, dass es die Presse eigens erwähnte.[12]

Von zwei Rendezvous Kirchheims mit der Literaturgeschichte wird berichtet – eines ist belegt, das andere Spekulation. Belegt ist 1815 der von den Brüdern Boisserée vermittelte Besuch Johann Wolfgang von Goethes bei Pfarrer Konrad Maurer im damals neu erbauten Pfarrhaus. Insbesondere der Toilettenbesuch des Dichterfürsten ist tief im kulturellen Gedächtnis Kirchheims verwurzelt. Ob freilich Nikolaus Lenau seine „Schilflieder" während eines Heidelberg-Aufenthaltes unter dem Eindruck des damals noch bestehenden Kirchheimer Sees schrieb, ist Gegenstand von Spekulation.[13]

Das industrielle Zeitalter erreichte Kirchheim erst recht spät. 1865 erhielt der Ort Eisenbahnanschluss. Industriebetriebe entstanden erst im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts: 1894 und 1899 vier Zigarrenfabriken. Kirchheim war bis in jüngste Zeit Anbauort von Tabak, die alten Tabakscheunen sind vereinzelt noch im Ortsbild sichtbar. Im Jahr 1898 entstand eine Kettenfabrik. Als 1899 die Fuchs´sche Wag-

gonfabrik in Rohrbach an der Gemarkungsgrenze angesiedelt wurde, fanden viele dort Beschäftigte in Kirchheim eine Wohnung.[14]

Zum 1. April 1920 wurde die Eingemeindung nach Heidelberg vollzogen. Bauliche Zeugnisse des Wandels vom Bauerndorf zum Arbeiterstadtteil waren die Siedlungen „Am Brenner" und „Höllenstein" – letztere jüngst durch moderne Neubebauung ersetzt.[15] Zugleich wurden zahlreiche landwirtschaftliche Betriebe in den 1930er Jahren in die neu entstandenen Aussiedlerhöfe verlegt. Dies stand auch im Zusammenhang mit der Flurbereinigung im Zuge des Baus der Reichsautobahn, der heutigen Bundesautobahn 5.[16]

Auch die beiden Weltkriege, das „Zeitalter der Extreme", gingen nicht spurlos an Kirchheim vorbei. An die gefallenen Soldaten erinnern Gedenktafeln in der Petruskirche sowie das 1961 eingeweihte Ehrenmal auf dem Friedhof. Der in Kirchheim wohnhafte Albert Fritz war als Mitglied der kommunistischen Lechleiter-Gruppe im Widerstand gegen den Nationalsozialismus aktiv und wurde 1943 in Stuttgart hingerichtet.[17] Auch von direkten Kriegseinwirkungen war Kirchheim mitunter betroffen. Am 29./30. Oktober 1918 gab es einen Fliegerangriff auf Kirchheim, bei dem das Gebäude der heutigen Kurpfalzschule beschädigt wurde. 1945 gab es mehrere Todesopfer bei Bombeneinschlägen in der Alstaterstraße und der Zentstraße, Ende März 1945 kamen nochmals fünf Menschen in Kirchheim durch Granat- und Fliegerbeschuss ums Leben.[18] Durch die Kampfhandlungen wurde der Kirchheimer Wasserturm so schwer beschädigt, dass er später erst um die Turmhaube gekürzt und dann ganz abgerissen wurde.

Die Jahrzehnte nach dem Krieg brachten ein weiteres Wachsen des Stadtteils: 1958 wurde das Wohngebiet Kirchheim-Nord fertiggestellt, in dem vor allem Heimatvertriebene aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten Wohnung fanden. In den 1980er Jahren entstand das Wohngebiet Kirchheim-West, in den 1990er Jahren jenes „Am Dorf" und nach der Jahrtausendwende das Wohn- und Gewerbegebiet „Im Bieth".

1250 Jahre Kirchheim. Ein facettenreiches Jubiläumsjahr 2017 (Jörn Fuchs)

Es begann und endete mit Böllerschüssen vor dem Kirchheimer Bürgerzentrum. Erstmals hatte der Stadtteilverein Kirchheim an Silvester 2016 zu einem Treffen eingeladen und ein Feuerwerk für den Beginn des Jubiläumsjahres organisiert. Hunderte waren eine Stunde vor Mitternacht gekommen und damit war eine neue Tradition geboren: Der Silvestertreff mit Feuerwerk im Herzen Kirchheims. Unter dem von Bruno Winkler gestalteten Jubiläumslogo versammelten sich mehr als 300 Kirchheimerinnen und Kirchheimer zum Start ins Jubiläumsjahr.

Einigen war noch die 1200-Jahrfeier im Gedächtnis; doch war allen Beteiligten klar, dass die dazwischen liegenden 50 Jahre auch an Kirchheim, seinen Bürgern und Vereinen nicht spurlos vorüber gegangen waren und deshalb eine Kopie der 1200-Jahrfeier nicht in Betracht kam. Und die jungen Kirchheimer hatten ganz eigene Ideen.

Schon beim ersten Programmpunkt zeigte sich, dass alle mitwirken wollten: Der Sommertagsfestumzug am 2. April 2017 hatte nicht weniger als 31 Zugnummern

1250 Jahre
Kirchheim
767–2017

Oben: Jubiläumslogo (Entwurf: Bruno Winkler); Unten: Festumzug am 2. April 2017 (Foto: Rainer Heldner)

und knapp 2.000 Mitwirkende. Jung und Alt waren bei strahlendem Sonnenschein auf den Beinen, um sich – teilweise in historischem Gewand – zu präsentieren. Angeführt von den Pferden und Kutschen des Reitvereins wurde ein buntes Bild vom zweitgrößten Stadtteil Heidelbergs auf die Kirchheimer Straßen gezaubert, unter anderem von der Feuerwehr Kirchheim, von den Landfrauen, den Kirchheimer Chören, Fasenachtern, dem Zirkus Konfetti, den Schützen, dem Obst- und Gartenbauverein, den Sportvereinen und Gästen aus Rohrbach. Viele alte Fahrzeuge waren dabei. Vier Musikgruppen sorgten für gute Stimmung. Und natürlich waren auch die Schülerinnen und Schüler der beiden Grundschulen mit ihren Sommertagsstecken dabei. Eine Gruppe feierte gleich zweimal: 1250 Jahre Kirchheim und 80 Jahre Aussiedlerhöfe Neurott – passend mit Pferden, Ackergeräten und entsprechendem Outfit.

Dass der Zug dann nach wenigen hundert Metern jäh zum Stehen kam, weil die Oberleitung der Straßenbahn noch unter Strom stand, tat rückblickend der Stimmung keinen Abbruch. Auf dem Kerweplatz ging der Zug nahtlos über in das Frühlingsfest, wo noch lange weiter gefeiert wurde. Der Sommertagsfestumzug war ein deutliches Zeichen einer lebendigen Gemeinschaft in und um Kirchheim.

Neurott ist im Festumzug vertreten. (Foto: Rainer Heldner)

Ebenfalls im April gastierten als Teil des Jubiläumsprogramms drei gebürtige Kirchheimerinnen im Bürgerzentrum Kirchheim – die Schneiderpeters. Drei professionelle Musikerinnen aus Kirchheim, die der früheren Bäckerei Becker („Schneiderpeter") entstammen und heute überwiegend in Berlin zuhause sind, präsentierten ein buntes Potpourri aus den 60er und 70er Jahren, bekannte Schlager und auch Jazziges nach dem Motto „Gitte trifft Herb Alpert mit Billie Holiday bei Hildegard Knef" vor ausverkauftem Haus.

Ein weiterer Höhepunkt des Jubiläumsjahres war das Festwochenende im Juni, das mit einem Festakt am 29. Juni, dem 1250. Jahrestag der ersten urkundlichen Erwähnung Kirchheims, begann. Nach lauten Salutschüssen einer Schützengruppe aus der Region marschierten die Fahnenträger vieler Vereine unter Klängen der Jagdhornbläser „Hubertus Heidelberg" in den großen Saal des Bürgerzentrums ein. Damit war der Tradition Genüge getan und ein buntes Programm erwartete die Zuschauer: Die Kurpfalzschule präsentierte unter tosendem Applaus ihren Hit „Mir lewe in Kerche", Tanzgruppen der Karnevalgesellschaft Polizei zeigten ihr Können ebenso wie Guess Who? - die Street Dance-Formation des Internationalen Bundes. Akrobatische Höchstleistungen brachten der Zirkus Konfetti, die großartige Turnshow der SG Kirchheim sowie Mareike Schmitt mit ihrer Tuchakrobatik auf die Büh-

ne. Musikalisch aufgelockert wurde der Festabend durch verschiedene Chorauftritte. Erstmals stand ein gemeinsamer Männerchor aus MGV 1880, der Chorgemeinschaft Eintracht-Sängerbund und dem AGV Liederkranz auf der Bühne. Speziell zum Jubiläum hatte sich auch ein großer gemischter Chor aus Sound Harmonists, Peterssingers und Voice Factory formiert.

Festabend am 29. Juni 2017 (Foto: Norbert Joschko)

Den Festvortrag hielt der Leiter des Freilichtmuseums Lauresham in Lorsch, Claus Kropp M.A., der anschaulich vom Leben der einfachen Leute in der Region um das Jahr 767 berichtete. Das Grußwort der Stadt Heidelberg übermittelte Oberbürgermeister Prof. Dr. Eckart Würzner. Einen Abschluss fand der gelungene Festabend mit einem „Feuerzauber" von Künstlern des Mittelaltermarktes, der während des gesamten Festwochenendes im Bürgergärtchen hinter dem Bürgerzentrum abgehalten wurde.

Am folgenden Tag bot die Junge Kammerphilharmonie Rhein-Neckar unter Leitung von Thomas Kalb ein klassisches Jubiläumskonzert. Unter dem Titel „Spiegelungen" präsentierten die jungen Musikerinnen und Musiker Werke von Felix Mendelssohn Bartholdy, George Onslow und Giuseppe Verdi.

Bunt wurde es am Tag der Vereine in und um das Bürgerzentrum. Viele Kirchheimer Vereine kamen am Festort zusammen, um sich zu präsentieren und zusammen zu feiern. Am Abend spielte die Kirchheimer Cover Band „Off Limits". Der Tag der Vereine fand seinen Abschluss mit einem (leider leicht verregneten) großen Jubiläumsfeuerwerk.

Das Festwochenende endete mit einem ökumenischen Gottesdienst vor dem Bürgerzentrum mit der Feier des Patroziniums der beiden nach Petrus benannten Kirchen Kirchheims. Anschließend klang das Wochenende in einem gemütlichen Mittag mit Blasmusik aus.

Nachdem Kirchheim zwei Jahre zuvor die Hauptlast der so genannten „Flüchtlingskrise" in Heidelberg mit Geduld und Pragmatismus getragen hatte, sollte im Jubiläumsjahr auch der Bezug zu den neuen Mitbürgern Kirchheims hergestellt werden: Die Initiative des Stadtteilvereins „KIRCHHEIM SAGT JA" veranstaltete ein internationales Fest unter dem Motto „WIR IN KIRCHHEIM". So vielfältig wie die Kirchheimer Bevölkerung war auch das Programm aus Musik, Tanz und Performance. Und auch speisetechnisch fehlte es nicht an exotischen Spezialitäten aus aller Herren Länder.

„Von Kirchheim nach Kirchheim" lautete das Motto einer Sonderzugfahrt im Oktober anlässlich des Jubiläums. Knapp 170 Teilnehmerinnen und Teilnehmer hatten sich am 14. Oktober morgens am Kirchheimer Bahnhof eingefunden, um sich mit einem Sonderzug, gesponsert vom 3-Löwen-Takt und dem Rheinland-Pfalz-Takt nach Kirchheim/Weinstraße aufzumachen. Der Wettergott hatte es gut gemeint und nach zwei Stunden vorbei an Worms und Monsheim kamen die Fahrgäste bei strahlend blauem Himmel an der Weinstraße an. Nach kurzer Orientierung im Ort machten sich kleinere und größere Gruppen auf in Richtung Freinsheim oder Neuleiningen, wo es vieles zu entdecken gab – vor allem eine herrliche frühherbstliche Landschaft und kulinarische Vielfalt.

Neben dem offiziellen Programm hatten auch viele Kirchheimer Vereine ihre Veranstaltungen unter das Motto „1250 Jahre Kirchheim – ich mache mit!" gestellt. Vor allem das Heimatmuseum mit seinem Leiter, dem Heimatforscher Philipp Körner, bot während des ganzen Jubiläumsjahres zusätzliche Veranstaltungen und Führungen an, die Interessierte jeden Alters anlockten, um mehr über die über 5000-jährige Geschichte des Ortes zu erfahren.

Den Schlusspunkt setzte die Jubiläums-Silvester-Gala. Mit einem Gala-Dinner, sportlichen Höhepunkten und einer langen Disco-Nacht ließ der Stadtteilverein das Jubiläumsjahr ausklingen.

Kirchheim und seine Kirchheimer hatten sich im Jubiläumsjahr von der besten Seite gezeigt. Dank großzügiger Sponsoren konnte der Stadtteilverein Kirchheim ein großartiges Jubiläums-Programm auf die Beine stellen. Es gab tolle Begegnungen mit vielen Menschen, Spektakuläres und weniger Spektakuläres, auch der ein oder andere Dämpfer musste weggesteckt werden. Aber eines steht fest: Die bunte Vielfalt Kirchheims war das ganze Jahr über sichtbar, vor allem dank des Engagements unzähliger ehrenamtlicher Helfer und Mitwirkenden, großartig dokumentiert in einem vom Stadtteilverein herausgegebenen Fotobuch.

Anmerkungen

1 Walter Petschan: 1250 Jahre Wieblingen: Ein Rückblick auf das Jubiläumsjahr 2017, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt. Jg. 23, 2019, S. 239–246.
2 Vgl. Alfons Eller: 75 Jahre Pfarrei St. Peter Heidelberg-Kirchheim. Mit ihrer Vorgeschichte vom Beginn des 7. Jahrh. bis zur Reformation, Heidelberg [1984], S. 17.
3 Zur Kirchheimer Zent vgl. Dieter Neuer: 1200 Jahre Kirchheim 767–1967, Heidelberg 1967 (Sonderdruck aus: Ruperto-Carola. Jg. 18, Bd. 40, 1966), S. 10f. und Philipp Körner: Kirchheim – ein heimatkundlicher Überblick, Heidelberg 2009, S. 17.
4 Vgl. Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg (Hg.): Kulturdenkmale in Baden-Württemberg. Bd. 5 Stadtkreis Heidelberg, Teilband 2, Ostfildern 2013, S. 165 und 176.
5 Kulturdenkmale (wie Anm. 4), S. 165.
6 Zu den Herren von Kirchheim und zur Lokalisierung des Adelssitzes vgl. Körner (wie Anm. 3), S. 8.

7 Vgl. Kulturdenkmale (wie Anm. 4), S. 165.
8 Vgl. Neuer (wie Anm. 3), S. 12.
9 Vgl. Körner (wie Anm. 3), S. 35 und 37.
10 Zur Stellung der Petruskirche als Kirchenbau der reformierten Kirche vgl. Kulturdenkmale (wie Anm. 4), S. 176 und Dietrich Dancker: Die Petruskirche in Kirchheim – ein reformiertes Baudenkmal? In: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt. Jg. 18, 2014, S. 215–217.
11 Vgl. Neuer (wie Anm. 3), S. 13.
12 Vgl. Eller (wie Anm. 2), S. 44. Statt „Ökumene" sprach man seinerzeit von „konfessionellem Frieden".
13 Vgl. Neuer (wie Anm. 3), S. 15 und 21.
14 Vgl. Neuer (wie Anm. 3), S. 22. Abweichende Datierungen jedoch in: Kulturdenkmale (wie Anm. 4), S. 167.
15 Vgl. Kulturdenkmale (wie Anm. 4), S. 167 (Am Höllenstein) und S. 170 (Am Brenner).
16 Vgl. Neuer (wie Anm. 3), S. 23–27.
17 Vgl. Initiative Stolpersteine Heidelberg (Hg.): Stolpersteine in Heidelberg 2010–2015, Heidelberg 2017, S. 54.
18 Vgl. Dieter Haas: Angst vor den Angriffen der Bombergeschwader, in: Zusammenbruch 1945 und Aufbruch. Sonderveröffentlichung der Rhein-Neckar-Zeitung, Heidelberg 1995, S. 20f.

www.swhd.de
für wissensdurstige
für kulturhungrige
für dich
Wir versorgen Heidelberg,
auch mit Bildung und Kultur.
Mehr unter www.swhd.de
stadtwerke
heidelberg

Gasthaus „Zum Roten Ochsen“ Heidelberg

Historisches Studentenlokal in 6. Generation im Besitz der Familie Spengel

Hauptstraße 217
69117 Heidelberg
Tel.: 06221 20977
info@roterochsen.de

www.roterochsen.de

Zum roten Ochsen
SEIT 1703 IN HEIDELBERG

Hans-Joachim Räther

180 Jahre Gasthaus „Zum Roten Ochsen“

Das Gasthaus „Zum Roten Ochsen“ in der Hauptstraße 217 ist in diesem Jahr seit über 180 Jahren im Besitz der Familie Spengel und wird somit von ihr mittlerweile in der sechsten Generation betrieben. Seit dem späten 19. Jahrhundert zählt das traditionelle Studentenlokal zu den prominenten Lokalitäten der Heidelberger Altstadt. Hier verkehrten zumeist Korporationsstudenten, wie die Mitglieder der „Frankonia“ (gegründet 1856), der „Rupertia“ (1873), der „Hasso-Rhenania“ (1818/1820), der „Hamburger Gesellschaft“ (1868) und der „Freien Schweizer Vereinigung“ (1874).[1]

Bis 1839 war der Metzger Philipp Ludwig Ernst Eigentümer des Hauses, das 1703 erbaut wurde. Er verkaufte es um 11.300 Gulden an den Metzger und Gastwirt Albrecht Spengel und baute von dem Geld im gleichen Jahr das erste Vorstadthotel Heidelbergs (beim zukünftigen Bahnhof, es hieß nach seinem Eigentümer 1845–1859, Joseph Schrieder, noch bis 1986 „Hotel Schrieder“).

Von 1839 bis 1865 war Albrecht Spengel der Wirt des „Roten Ochsen“, 1867–1872 dessen Witwe, 1872–1907 sein Sohn Karl. Ochsenwirt Albrecht Spengel führte Mitte des 19. Jahrhunderts wie viele andere Gastwirte „zur Erleichterung der täglichen Abrechnungen“ den Gebrauch von Biermünzen ein, d.h. Geschäftsmarken aus Messing, die von den Gästen noch bis 1965 benutzt wurden und heute Sammlerwert besitzen.

Dem Heidelberger Original Karl Spengel (1848–1924, genannt „Papa Spengel“) verdankt der „Rote Ochsen“ seinen bis in die heutige Zeit reichenden Bekanntheitsgrad. 1907–1945 war Friedrich Spengel der Wirt des „Roten Ochsen“, 1947–1950 Kurt Frankenberger, ab 1965 Werner Spengel. Heute wird das Haus von Philipp Spengel und seiner Frau Anne geführt und die siebte Generation, in Gestalt zwei ihrer Töchter, steht schon bereit. Noch heute kehren hier zahlreiche „Alte Herren“ und deren Nachfahren ein. Auf der Website des „Roten Ochsen“ finden sich weitere Details zur Geschichte des Lokals und der Betreiberfamilie.

Seine Geschichte spiegelt sich wider in den über 400 historischen Fotografien von Personen oder Personengruppen, die an den Wänden, der seit dem 19. Jahrhundert kaum veränderten Gasträume hängen, sowie in den dort ausgestellten Bierkrügen, Pokalen, Trinkhörnern, Wandtellern, Fechtwaffen und anderen studentischen Utensilien. 2014 erfasste das Universitätsarchiv diese Objekte im Rahmen eines von der Stadt-Heidelberg-Stiftung geförderten Digitalisierungsprojektes, beschrieb ihre Inhalte und Merkmale und speicherte die Ergebnisse in der Bilddatenbank der Universität Heidelberg. Heike Hawicks, Gabriel Meyer und Ingo Runde stellten das Projekt im Jahrbuch des Heidelberger Geschichtsvereins 2016 vor.[2] Zusammen mit den dreißig erhaltenen Gästebüchern lassen sich damit Ereignisse und Stimmungen im „Roten Ochsen“ bis 1945 chronologisch nachvollziehen.

Das Haus Hauptstraße 217

Vor Einführung der durchlaufenden Hausnummern innerhalb der einzelnen Straßen (im Jahre 1856) war die Stadt Heidelberg in vier Quartiere („Literae A, B, C, D“)

eingeteilt. In diesem Schema trug das Gebäude des „Roten Ochsen" die Bezeichnung Litera D 14.[3] Nach der 2013 erschienenen „Denkmaltopographie" des Landesamts für Denkmalpflege besteht der Komplex aus einem dreiachsigen, dreigeschossigen Traufenhaus unter einem Satteldach (westlich) und einem zweigeschossigen Traufenhaus mit Mansarddach (östlich).[4] 1839 legte die Familie Spengel die zwei Häuser zusammen und richtete darin das Gasthaus „Zum Roten Ochsen" ein. (Der „Ochse" als frommes Tier, als Attribut des hl. Lukas oder weil der Eigentümer Metzger war?). Der Westteil war 1724 als zweigeschossiger Putzbau mit Mansarddach errichtet und 1840 ausgebaut worden. Der Ostteil, 1703 erbaut, wurde im späten 18. Jahrhundert erneuert. Das große Rundbogenfenster wurde im 19. Jahrhundert als Straßenausschank eingerichtet. 1886 bis 1914 gehörte „Zum Roten Ochsen" auch eine Gartenwirtschaft („Bierhalle") gegenüber, in der Hauptstraße 218, welche an den Karlsplatz angrenzte. (Im Jahrbuch des Heidelberger Geschichtsvereins 2014, S. 32, ist ein Foto davon abgedruckt.)[5] Der Keller des Hauses ist durch einen Gang mit dem rückwärtig angrenzenden Keller des Hauses Heiliggeiststraße 23 (vormals Hirschstraße) verbunden, wo sich Spengels Remise und Pferdestall befanden. Für die „Hamburger Gesellschaft" war in der Gaststätte eine „Hamburger Stube", für die „Freie Schweizer Vereinigung" ein „Schweizer Stübli" eingerichtet.

Anmerkungen

1 Karl Christ: Alt-Heidelberger Wirtschaften, Ziegelhausen 1925; Ludwig Haßlinger: Heidelberger Gastwirtschaften von ca. 1800 bis 1950 (unveröffentlichtes Manuskript, Heidelberg 2005); Website des Roten Ochsen https://roterochsen.de/

2 Heike Hawicks, Gabriel Meyer, Ingo Runde: Das Digitalisierungsprojekt „Bildprogramm des Studentenlokals ‚Zum Roten Ochsen'", in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt, Jg. 20, 2016, S. 253–262; Bildprogramm Studentenlokal „Zum Roten Ochsen" beim Universitätsarchiv Heidelberg https://heidicon.ub.uni-heidelberg.de/pool/ ua_bildarchiv_zro

3 Adressbücher Heidelberg 1839ff.

4 Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg (Hg.): Stadtkreis Heidelberg (Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Kulturdenkmale in Baden-Württemberg; Bundesrepublik Deutschland, Bd. II.5.1), Ostfildern 2013, S. 282f.

5 Heike Hawicks, Ingo Runde: Das Studentenlokal „Zum Roten Ochsen", in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt, Jg. 18, 2014, S. 30–33.

Walter Petschan

Wieblinger Ortsmuseum eröffnet

Es ist erstaunlich, wie viele Ortschaften heute ein eigenes örtliches Museum besitzen. Dabei fällt auf, dass in politisch selbständigen Gemeinden deutlich häufiger ein Museum vorhanden ist (z.B. Dossenheim, Oftersheim, Neckarhausen) als in eingemeindeten Orten, die zu Stadtteilen geworden sind, obwohl auch diese die weitaus längste Zeit ihres Bestehens politisch eigenständig waren.

So hatten in Heidelberg lange Zeit nur das 1927 eingemeindete Rohrbach (seit 1971, am jetzigen Standort seit 1996) und das 1920 eingemeindete Kirchheim (seit 1982) örtliche Museen (jeweils „Heimatmuseum" genannt), seit 2000 auch Neuenheim (eingemeindet 1891) seine „Geschichtsräume". Das 1903 eingemeindete und immer noch sehr selbstbewusste Handschuhsheim, das seine Eigenart im örtlichen Brauchtum und sogar in einem regelmäßigen Jahrbuch zum Ausdruck bringt, besitzt zwar das umfangreiche „Tiefburgarchiv", aber kein Ortsmuseum. Das bis 1975 selbständige Ziegelhausen hat zwar ein „Heimatmuseum", doch die Überlegungen zu einem ortstypischen „Wäschereimuseum" haben bisher noch nicht zum Erfolg geführt. Und im 1920 eingemeindeten Wieblingen war bis vor fünf Jahren von einem Museum nicht einmal die Rede.

Das häufigere Vorhandensein örtlicher Museen in selbständigen Orten rührt sicherlich daher, dass dort Planung, Realisierung und vor allem die Finanzierung meist von der politischen Gemeinde ausgehen oder zumindest von ihr unterstützt werden. In den eingemeindeten Stadtteilen dagegen bleibt dies der Eigeninitiative von Privatpersonen oder des Stadtteilvereins bzw. eines Heimatvereins überlassen.

Dasselbe zeigte sich auch in den letzten Jahren bei den 1250-Jahr-Feiern anlässlich der Ersterwähnung im Lorscher Urkundenbuch. Während in den umliegenden Gemeinden diese Jubiläen von den Gemeindeverwaltungen organisiert wurden, die dafür Rathausmitarbeiter beauftragten und freistellten, wurde dies in den Stadtteilen ehrenamtlich von den Stadtteilvereinen geleistet. Und während die Stadt Heidelberg den „jubilierenden" Stadtteilen jeweils 5.000 € zur Verfügung stellte, wurden dafür z.B. in Edingen über 60.000 € in den offiziellen Haushalt eingestellt. Diese Unterschiede sollte man beachten.

Im Vorfeld der 1250-Jahr-Feier wurde auch im Wieblinger Stadtteilverein der Gedanke eines örtlichen Museums geboren. Frühere Überlegungen waren nicht weiter verfolgt worden, weil keine Räumlichkeiten zur Verfügung standen. Der Traum, dafür die 1990 stillgelegte Mühle am Neckar mit ihrer mindestens 800-jährigen Geschichte zu verwenden, war unrealistisch, weil die Stadt das Gebäude hätte kaufen und aufwendig renovieren müssen. (2018 wurde die Mühle von einem Architekten erworben und wird derzeit zu Laden-, Büro- und Wohnzwecken umgebaut.)

Als absehbar war, dass die Freiwillige Feuerwehr Wieblingen am nördlichen Ortsausgang ein neues Gebäude beziehen und ihre bisherigen Schulungs- und Gemeinschaftsräume im Obergeschoss des der Stadt gehörenden sogenannten Helbinghauses, Mannheimer Straße 248, verlassen wird, bat 2014 beim Neujahrsempfang des Stadtteilvereins die damalige Zweite Vorsitzende den anwesenden Ober-

Helbinghaus, Mannheimer Straße 248 (Foto: W. Petschan)

bürgermeister, diese Räume dem Verein für ein Museum zu überlassen. Der diesbezügliche schriftliche Antrag wurde schon im folgenden Mai positiv beschieden.

Es war von vornherein klar, dass Wieblingen mit der Einrichtung eines Ortsmuseums viel zu spät begonnen hatte, um überhaupt noch Exponate in nennenswertem Umfang zu erhalten. Rohrbach und Kirchheim hatten schon Jahrzehnte vorher ihren Fundus aufgebaut und konnten deshalb auf viele historische Zeugnisse zurückgreifen. Und weiterhin war klar, dass man mit Rohrbach und Kirchheim auch räumlich nicht werde mithalten können. Diese Museen haben jeweils ein ganzes Haus zur Verfügung, Kirchheim sogar noch zusätzlich eine große Scheune, Wieblingen jedoch nur ein Stockwerk. Man musste sich daher viel bescheidenere Ziele setzen.

Hinzu kam, dass der Direktor des Kurpfälzischen Museums Frieder Hepp geraten hatte: „Machen Sie nicht ein weiteres typisches Heimatmuseum mit Spinnrad, Dreschflegel und Bettflasche. Davon gibt es schon genug. Versuchen Sie lieber die Wieblinger Ortsgeschichte zu dokumentieren." Diese Zielvorstellung wurde übernommen und deshalb das Projekt von Anfang an nicht „Heimatmuseum" genannt, sondern „Ortsmuseum".

So wurde in mehrfachen Aufrufen an die Bevölkerung in erster Linie um Gegenstände, Schriftstücke und Bilder gebeten, die wirklich einen speziellen Bezug zur Stadtteilgeschichte haben. Allerdings war das Ergebnis dann doch, dass die meisten der abgelieferten Gegenstände eher zu einem typischen Heimatmuseum passen, also alte Küchen- und Wohnungsgegenstände sowie handwerkliche und landwirtschaftliche Werkzeuge. Übrigens wurden zahlreiche Gegenstände auch aus anderen Stadtteilen angeboten; diese hat man auch angenommen, wenn aus Wieblingen nichts Entsprechendes zu bekommen war. Doch zur eigentlichen Wieblinger Ortsgeschichte kam nur wenig zusammen.

Nun wurde versucht, daraus doch das Bestmögliche zu machen. Das Konzept sah schließlich so aus: Einerseits vier Räume, die auch zu jedem anderen Heimatmuseum gehören könnten – eine Küche, ein Wohn-Schlaf-Zimmer und eine Waschküche, jeweils mit der Einrichtung aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, sowie ein weiterer Raum mit alten Handwerkszeugen, Waagen und Bügeleisen; andererseits zwei Räume, die der Wieblinger Ortsgeschichte gewidmet sind.

Dieser Zweiteilung kann man durchaus etwas Positives abgewinnen. Die allgemeinen Räume können besonders Kindern und jungen Leuten zeigen, wie einfach ihre Urgroßeltern gewohnt haben. Wer eine heutige Küche mit einer von 1930 vergleicht, wird es zu schätzen wissen, was er heute hat. Und wer die Mühen des Wäschewaschens in früherer Zeit durch einige wenige Exponate zumindest erahnen kann, der wird froh sein, dass er heute lebt. Kinder, die sonst vielleicht nicht in ein Heimatmuseum kommen, können wenigstens hier etwas von der damaligen einfachen Lebensweise sehen.

Die gesammelten Gegenstände wurden zunächst in privaten Räumen und besonders im Keller der Fröbelschule zwischengelagert. Nach dem Auszug der Feuerwehr aus dem Helbinghaus erstellte der Stadtteilverein auf Grund des Renovierungsbedarfs einen Kostenvoranschlag. Es war eindeutig, dass der Verein diese Summe nicht aufbringen konnte. In Verhandlungen mit mehreren städtischen Ämtern wurde erreicht, dass die Stadt 50.000 € zur Verfügung stellte. Nur die gute Zusammenarbeit mit Wieblinger Handwerkern machte die Renovierung in diesem Kostenrahmen möglich.

Diese fiel in das zeitaufwendige Jubiläumsjahr „1250 Jahre Wieblingen", so dass für Gestaltung und Einrichtung des Museums die Ressourcen fehlten. Dies war erst 2018 möglich und wurde von einer Arbeitsgruppe aus drei Personen und einigen gelegentlichen Helfern geleistet. Der Mangel an Gegenständen, die speziell die Wieblinger Ortsgeschichte dokumentieren, wurde dadurch ausgeglichen, dass zahlreiche Wandtafeln mit Fotos, Bildern und Plänen angebracht wurden. Am 12. November 2018 konnte das „Wieblinger Ortsmuseum" endlich eröffnet werden.

In zwei ausstellungstechnischen Besonderheiten unterscheidet sich das Wieblinger Museum von anderen Ortsmuseen. Die meisten Gegenstände – bei allen war es nicht möglich – sind mit Kärtchen versehen, auf denen steht, wer diesen Gegenstand zur Verfügung gestellt hat. Die bisherige Erfahrung bestätigt, dass sich die Sachgeber darüber freuen, nach „ihren" Gegenständen suchen und so das Gefühl haben, dass dies „ihr" Museum ist. Außerdem ist der ortsgeschichtliche Teil in 23 Kapitel gegliedert, die durch chronologisch nummerierte Überschriften erkennbar sind.

Die Ur- und Frühgeschichte ist durch archäologische Funde vertreten, die das Kurpfälzische Museum als Leihgaben zur Verfügung gestellt hat. Bei den „Anfängen im Frankenreich" sind u.a. die Kopie der Ersterwähnung im Lorscher Codex und die erklärten Wieblinger Straßennamenschilder zu sehen, die auf diese Epochen hinweisen. Beim Thema „Die frühen Kirchen" ist das schöne Modell der aus dem Spätmittelalter stammenden Wieblinger Kirche, des ältesten Gebäudes im Ort, hervorzuheben. Dies hat Gerhard Lucius als Auftragsarbeit für das Museum gebaut; seine Leistung hat auch in der RNZ schon die verdiente Würdigung erfahren.

„Die Kriege des 17. Jahrhunderts" mit ihrem kolossalen Bevölkerungsrückgang sowie „das ehemalige Gutsgelände" mit der Familie von LaRoche-Starkenfels wer-

den hauptsächlich durch Wandtafeln veranschaulicht. „Die politische Gemeinde" ist vor allem durch die „Ausschellglocke" des letzten Ortsbüttels und die Entwicklung des ehemaligen Gemeindesiegels präsent; dafür hat das Stadtarchiv den Siegelstempel von 1622 zur Verfügung gestellt.

Es folgen Bilder und Gegenstände zu den drei Friedhöfen, der jahrhundertealten Mühle und der Bedeutung des Neckars für den Ort (Schifffahrt, Freizeit, Hochwasser). Das Kapitel Schule weckt Erinnerungen der älteren Besucher an die eigene Schulzeit, und beim Thema Kirchengemeinden sind besonders die liturgischen Geräte und die schweren lateinischen Messbücher bemerkenswert.

Aus der Zeit der beiden Weltkriege werden Namen und persönliche Erinnerungen ins Gedächtnis gerufen; hier werden auch Wieblinger Einzelschicksale beschrieben, die betroffen machen. Ähnliches gilt für die Ankunft der Heimatvertriebenen in der Nachkriegszeit, die durch einen Leiterwagen mit Koffern und Bündeln symbolisiert ist. Dagegen liegt das Thema Auswanderung (besonders nach Veltenhof bei Braunschweig) schon 250 Jahre zurück. Nach der Darstellung der beiden Ortsjubiläen (1200 und 1250 Jahre) werden noch die 17 Gasthäuser thematisiert, die es im Ort gab, u.a. durch einen Flipper von etwa 1900.

Blick in die Ausstellung: Wieblinger Gasthäuser (Foto: W. Popanda)

In einem eigenen Raum werden die ersten drei Industriebetriebe des Ortes vorgestellt, die alle nicht mehr bestehen; jedoch konnten noch Exemplare von deren Produkten ausgestellt werden. Beim Handwerk rufen die Listen Erstaunen hervor, wie viele Metzger und Bäcker es früher in Wieblingen gab; hier wird der große Wandel des Gewerbelebens deutlich. Noch stärker zeigt sich der Strukturwandel des Ortes im Verschwinden der Bauernhöfe. Zahlreiche Bilder und landwirtschaftliche Gegenstände zeigen das bäuerliche Leben.

Zu diesem Thema gehören auch die Landkarten zur Entwicklung der Wieblinger Gemarkung, die älteste vom Ende des 18. Jahrhunderts. Es wird erkennbar, wie der Ort im 20. Jahrhundert von den Autobahnen eingekreist wurde und warum sich heute viele Wieblinger gegen eine Neckarbrücke wehren. Die bauliche Entwicklung des Ortes, d.h. die ständige Vergrößerung, wird durch etliche Ortspläne veranschaulicht. Einer Liste kann man entnehmen, wann die eigene Wohnstraße angelegt wurde. Als „Nebenprodukt" der Sammeltätigkeit sind auch einige alte Spielsachen ausgestellt.

Das Museum soll in einem wichtigen Aspekt noch verbessert werden: Denn die Zeit reichte leider nicht aus, es auch didaktisch zu gestalten, so dass es den Bedürfnissen der Grundschüler gerecht wird. Das wird nachgeholt werden, und dafür hofft man auf die Mitarbeit der Fröbelschule.

Museumslogo (Entwurf: Ingrid Herrwerth)

Außerdem ist eine Erweiterung des Museums geplant, durch die die Landwirtschaft stärker berücksichtigt werden soll. Jedes Heimatmuseum sollte auch zeigen, womit die Mehrheit der Bevölkerung früher ihren Lebensunterhalt bestritten hat. So kann z.B. Rohrbach den Weinbau thematisieren oder Dossenheim die Steinbrüche. Eine solche Besonderheit hatte Wieblingen nicht. Hier arbeitete um 1900 die Mehrheit der Bevölkerung wie vielerorts in der Landwirtschaft. Um dies mit Gegenständen zu dokumentieren, braucht man mehr Platz. Der Plan, dafür die Rathausscheune neu zu gestalten, musste aufgegeben werden; stattdessen soll in begrenztem Umfang dieses Kapitel in einem Raum hinter dem Rathaus dargestellt werden. Deshalb laufen nun wieder Verhandlungen mit der Stadt über eine Renovierung.

Der bisherige Besuch des Ortsmuseums – es ist immer am zweiten Sonntag jeden Monats geöffnet – ist erfreulich und belohnt die aufgewendete Mühe; auch das

im Mai erstmals veranstaltete Museumscafé fand guten Zuspruch und dies soll jährlich wiederholt werden. Zum Schluss soll aus der Rede zur Museumseröffnung im November 2018 zitiert werden, welches Hauptanliegen der Stadtteilverein mit dem Ortsmuseum verbindet; er hofft,

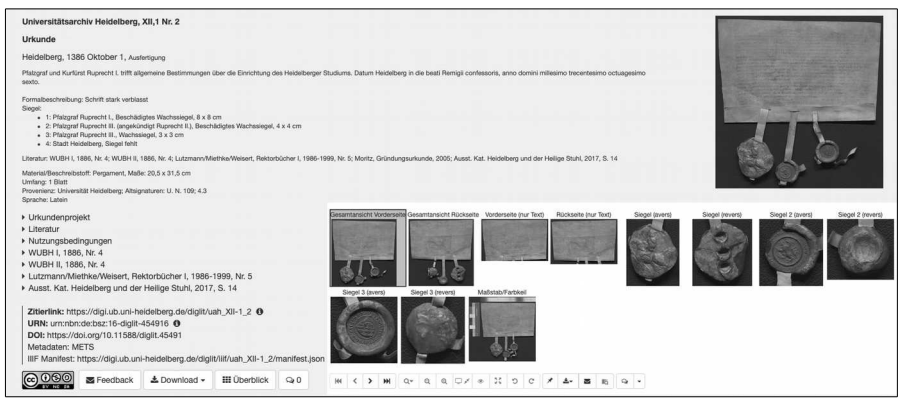
> „dass dadurch der Eigencharakter unseres Stadtteils stärker empfunden wird und das Identitätsgefühl der Stadtteilbewohner gestärkt wird. In der Zeit der Globalisierung und der immer größer werdenden geographischen Räume, wodurch man leicht den Überblick verliert, wächst ja bei vielen Menschen der Wunsch nach einem überschaubaren, ja heimeligen Lebensraum, in dem man nicht verloren ist und mit dem man sich identifizieren kann – der Wunsch nach ‚Heimat' eben. In letzter Zeit gibt es wieder verstärkt Diskussionen um den Begriff Heimat, auch im politischen Bereich. Nachdem er fälschlicherweise lange mit einer rechtslastigen Gesinnung verbunden und spöttisch als Gefühlsduselei abgetan wurde, ist er jetzt sogar bei den Grünen ein Thema, und wir haben ja in Berlin sogar einen Heimatminister. Außer als Deutscher, Europäer und Weltbürger darf man sich durchaus auch mit dem eigenen Wohnort emotional verbunden fühlen, z.B. Rohrbacher oder Kirchheimer oder eben Wieblinger sein. Und zu dieser Identität soll auch der Besuch des Ortsmuseums beitragen, so wie es schon seit Jahren unser Wieblinger Lied tut, das ja besonders durch die Bemühung der Fröbelschule den hiesigen Kindern schon früh eine emotionale Verbindung zum Wohnort vermittelt und das sich im Jubiläumsjahr in der Bevölkerung verfestigt hat."

Ingo Runde

Digitalisierung, Erschließung und Onlinestellung der Urkunden des Universitätsarchivs Heidelberg

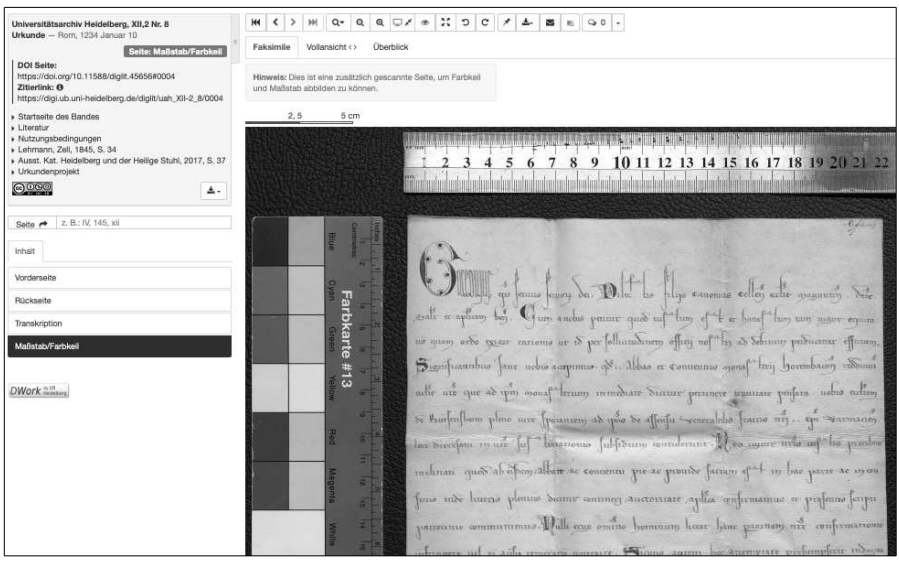
Das Universitätsarchiv Heidelberg verwahrt 1.760 Urkunden aus den Jahren 1234 bis 1816, die in einem direkten Bezug zur Geschichte der Universität Heidelberg stehen. Sie wurden in einem von der Stiftung Kulturgut Baden-Württemberg geförderten Projekt von November 2016 bis Dezember 2018 bestandserhalterisch geprüft, erschließungstechnisch ergänzt, digitalisiert und letztlich im ersten Quartal 2019 ins Internet gestellt.[1]

Bei einem Teil der Urkunden konnte auf vorhandene Editionen – vor allem auf die Einträge in dem von Eduard Winkelmann zum Anlass des 500-jährigen Jubiläums der Heidelberger Universität im Jahre 1886 veröffentlichten „Urkundenbuch der Universität Heidelberg" – verwiesen werden. Da beispielsweise das von Winkelmann bearbeitete Urkundenbuch inzwischen auch in digitalisierter Form zugänglich ist,[2] führt nun ein direkter Link vom neu erstellten Digitalisat des Originals zur entsprechenden Seite der Edition. Allerdings gab Winkelmann kein Urkundeninventar der Universität Heidelberg heraus, sondern konzentrierte sich auf die Sammlung und Erschließung der für ihre Geschichte unmittelbar relevanten Quellen, indem er auch auf die Überlieferung anderer Archive und andere Quellengattungen wie Notizen in den Amtsbüchern des Heidelberger Rektors zurückgriff.[3] Dagegen blieben mehr als zwei Drittel des Urkundenbestandes im Universitätsarchiv von ihm gänzlich unberücksichtigt, da dort nicht nur die in der Edition erfassten, bedeutenden Urkunden, wie die Erlaubnis zur Gründung der Universität Heidelberg durch Papst Urban VI. vom 23. Oktober 1385 und die Gründungsurkunde des Pfalzgrafen vom 1. Oktober 1386,[4] weitere päpstliche Privilegierungen und pfalzgräfliche Privilegienbestätigungen, Reformen und Urkunden mit den grundlegenden rechtlichen wie wirtschaftlichen Ausstattungen der Universität Heidelberg verwahrt werden. Die Mehrzahl der Urkunden stammt vielmehr aus übernommenen Archiven von Klöstern und



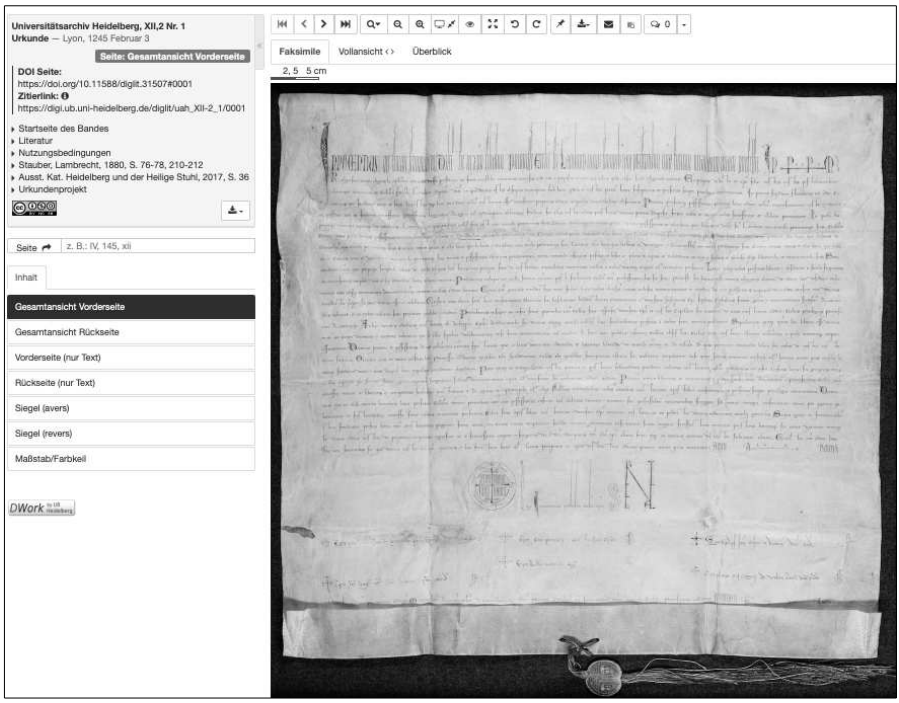
Die digitalisierte Gründungsurkunde von 1386, Dokumentansicht und Scan-Ansicht (Universitätsarchiv Heidelberg, XII, 1 Nr. 2; https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/uah_XII-1_2)

Stiften, die Mitte des 16. Jahrhunderts zur Finanzierung der Universität inkorporiert wurden und deren Urkunden als Belege für die damit übertragenen Besitztitel dienten. Es handelt sich dabei um päpstliche Privilegien, Rentengeschäfte und private Memorialstiftungen für die Zisterzienserinnenklöster Weidas und Daimbach bei Alzey, das Prämonstratenserstift Münsterdreisen, das weltliche Chorherrenstift Zell (beide auch Oberamt Alzey), das Dominikanerinnenkloster St. Lambrecht bei Neustadt und das Antoniterhaus Alzey.[5] In der ältesten im Original erhaltenen Urkunde des gesamten Archivbestandes bestätigte Papst Gregor IX. am 10. Januar 1234 die Übertragung der Pfarrei Biedesheim und ihrer Einkünfte durch das Kloster Hornbach an das Stift Zell.[6]

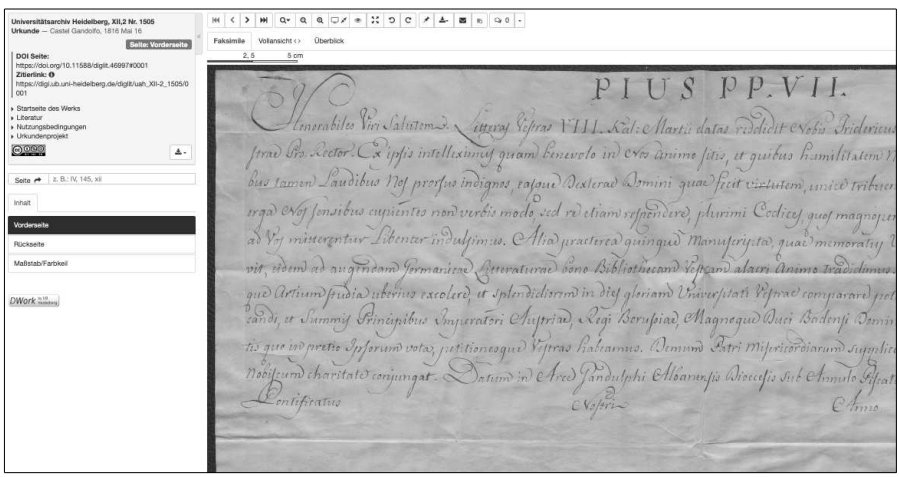


Ansicht der digitalisierten Urkunde (Universitätsarchiv Heidelberg, XII, 2 Nr. 8 von 1234 mit Farbkeil und Maßstab; https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/uah_XII-2_8/0004/image)

Gehört dieses Dokument mit 20 x 22,5 cm zu den kleineren Pergamenturkunden, kann das Kloster Lamprecht mit dem einzigen feierlichen Privileg des Bestandes aufwarten – es misst 57 x 61,5 cm, Papst Innozenz IV. bestätigte darin am 3. Februar 1245 der Priorin und dem Konvent deren Besitzungen.[7] Auch die jüngste Urkunde im Universitätsarchiv vom 16. Mai 1816 stammt aus der päpstlichen Kanzlei. Ihre eigentliche Bedeutung für die Universitätsgeschichte war jedoch lange Zeit durch die sehr schlichte Findbuchnotiz „Papst Pius VII. schreibt an die Universität Heidelberg: Rückgabe von Manuskripten" verdeckt. Da auch Winkelmann in seinem entsprechenden Regest das Original nicht erwähnt,[8] wurde es erst im Rahmen der Vorbereitungen zu der 2017 im Kurpfälzischen Museum gezeigten Archivausstellung „Heidelberg und der Heilige Stuhl" gewürdigt.[9] Mit diesem Breve teilte Papst Pius VII. dem Prorektor und dem Senat der Heidelberger Universität die Überbringung ihres Schreibens durch den ehemaligen Prorektor Friedrich Wilken mit und kündigte nichts Geringeres als die Rückgabe eines Teils der 1622 nach Rom verbrachten Palatina-Handschriften an die Universität an.[10]



Gesamtansicht der digitalisierten Urkunde (Universitätsarchiv Heidelberg, XII, 2 Nr. 1 von 1245; https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/uah_XII-2_1/0001/image)



Detailansicht der digitalisierten Urkunde (Universitätsarchiv Heidelberg, XII, 2 Nr. 1505 von 1816; https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/uah_XII-2_1505/0001/image)

Der gesamte Urkundenbestand des Universitätsarchivs wurde im erwähnten Findbuch in rein chronologischer Ordnung verzeichnet. Formal ist er durch die beiden Signaturen XII, 1 und XII, 2 unterteilt – eine Bezeichnung, die jedoch vornehmlich aus der einstigen Art der Aufbewahrung in zwei getrennten Schränken resultiert und weniger chronologische oder inhaltliche Gründe hat. Bei einer Sichtung im Vorfeld des Projektes traten nicht nur Mängel in der Verzeichnung wie beispielsweise fehlende Angaben zu Material und Sprache, sondern auch erhebliche Datierungsfehler zutage.[11] Hinzu kommt eine ausgesprochen disparate Form der Findbuch-Verzeichnung, die sich bei den Klosterurkunden zumeist in der knappen Nennung von einem oder zwei Personennamen und einem Ortsnamen erschöpft, bisweilen ergänzt durch ein einzelnes Betreff-Stichwort. Hier erwies sich ein in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts angelegtes Repertorium als hilfreich, das nicht nur eine Auflistung durchnummerierter Kurzregesten enthält, sondern auch in fünf Abteilungen gegliedert ist:[12] 1. Urkunden zur Universität Heidelberg, 2. Urkunden zur Kollektur St. Lambrecht, 3. Urkunden zu Geld-, Frucht- und Weingefällen der Kollektur St. Lambrecht, 4. Urkunden zur Kollektur Zell, 5. Urkunden zu Geld-, Frucht- und Weingefällen der Kollektur Zell. So wurde es möglich, die rein chronologische Reihung des Gesamtbestandes im Inventar durch eine Rekonstruktion der ursprünglichen Provenienzen zu ersetzen, die nun erstmals einen gezielten Zugriff auf die größeren Teilbestände erlaubt:

Heidelberg, Universität (770 Verzeichnungseinheiten [1295] 1345–1816):
https://www.ub.uni-heidelberg.de/helios/digi/uah_heidelberg_universitaet.de.html

Zell, Stift (140 Verzeichnungseinheiten [1179] 1234–1550):
https://www.ub.uni-heidelberg.de/helios/digi/uah_zell_stift.de.html

Zell, Kollektur (385 Verzeichnungseinheiten 1569–1774):
https://www.ub.uni-heidelberg.de/helios/digi/uah_zell_kollektur.de.html

Lambrecht, Kloster (210 Verzeichnungseinheiten 1244–1552):
https://www.ub.uni-heidelberg.de/helios/digi/uah_lambrecht_kloster.de.html

Lambrecht, Schaffnei (106 Verzeichnungseinheiten 1554–1780):
https://www.ub.uni-heidelberg.de/helios/digi/uah_lambrecht_schaffnei.de.html

Weidas, Kloster (69 Verzeichnungseinheiten 1326–1553):
https://www.ub.uni-heidelberg.de/helios/digi/uah_weidas_kloster.de.html

Alzey, Augustinerkloster (80 Verzeichnungseinheiten 1393–1551):
https://www.ub.uni-heidelberg.de/helios/digi/uah_alzey_augustinerkloster.de.html

Der Gliederungspunkt „Heidelberg, Universität" umfasst allerdings nicht nur Urkunden dieser Provenienz, sondern auch solche aus folgenden Klöstern und Stiften, die eine zu rudimentäre Überlieferung im Universitätsarchiv aufweisen, um einen eigenen Gliederungspunkt zu erhalten: Das Augustinerkloster Heidelberg, das Dominikanerkloster Worms, das Antoniterhaus Alzey, das Wilhelmitenkloster Marienpfort, das Prämonstratenserstift Münsterdreisen sowie die Erbschaften Schlöer und Schick. Auf deren Herkunft wird bei der digitalen Präsentation der einzelnen Urkunden jeweils im Feld „(Vor-)Provenienz" verwiesen.

Die Digitalisierung (mit insgesamt 20.063 Scans) wurde zum Großteil im Universitätsarchiv mit dem Aufsichtsfarbscanner book2net Profi II A2 durchgeführt. Bei einem Urkundenformat über DIN-A2 erfolgte die Durchführung der Scanarbeiten im

Digitalisierungszentrum der Universitätsbibliothek – dies war bei 172 von insgesamt 1.760 Urkunden der Fall, also bei ca. 10% des Bestandes. Vor der Digitalisierung wurden die einzelnen Urkunden zudem auf ihren Erhaltungszustand geprüft und bei Bedarf zunächst zur Restaurierung an das Institut für Erhaltung von Archiv- und Bibliotheksgut in Ludwigsburg übergeben. Die Digitalisierung selbst erfolgte wie üblich von mehreren Ansichten, sodass in dieser Reihenfolge die komplette Vorder- und Rückseite, die Vorderseite mit wenn nötig angehobener Plica, noch einmal die Vorder- und Rückseite mit dem reinen Textausschnitt (bei Libellformen auch alle weiteren Seiten) und schließlich die Vorderseite mit Maßstab und Farbkeil sowie Avers und Revers eines jeden Siegels zur Verfügung stehen. Während an der Digitalisierung mehrere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie Hilfskräfte im Wechsel beteiligt waren, wurde die kritische Durchsicht des im Word-Format vorliegenden Urkundenfindbuchs, die Überführung der ergänzten und gegebenenfalls korrigierten Einträge in ein Tabellenformat und die Zuordnung der Klosterprovenienzen auf der Grundlage des alten Repertoriums auf zwei halben akademischen Stellen durchgeführt.[13]

Seit Abschluss der Digitalisierung und Erschließungsüberprüfung werden die Bild- und Erschließungsdaten über das DWORK-System[14] durch die Universitätsbibliothek Heidelberg für das Universitätsarchiv verwaltet und angeboten (hosting) und unter Gewährleistung der digitalen Langzeitarchivierung online zur Verfügung gestellt. Die Metadaten können per OAI-Schnittstelle abgerufen werden und enthalten alle zur Nutzung durch den DFG-Viewer notwendigen Angaben. Auf der Homepage des Universitätsarchivs ist eine gleichzeitige Online-Recherche im Urkundenbestand und im Altbestand (RA) des Archivs über ACTApro Web möglich,[15] von wo jeweils Links auf die zugehörigen Digitalisate im DWORK-System verweisen. Parallel werden die Digitalisate zudem über die europäische Plattform „Monasterium.net – Das virtuelle Urkundenarchiv Europas"[16] der internationalen Forschung bekannt gemacht.

Anmerkungen

1 https://www.ub.uni-heidelberg.de/helios/digi/uah_urkunden.html (für alle Zugriffe gilt, wenn nicht anders angegeben, letztmals eingesehen am 22.5.2019). Bei fehlenden Originalen wurden auch Urkundenabschriften digitalisiert, deren Inhalte bis in die zweite Hälfte des 12. Jhs. zurückreichen. Zum Teil ebenfalls online einsehbar sind die in der Universitätsbibliothek Heidelberg liegenden Urkundenfonds mit 426 Heidelberger Urkunden („Alte Sammlung") aus dem Nachlass des Frankfurter Patriziers und Privatgelehrten Johann Carl von Fichard, 298 Urkunden aus dem Nachlass des Heidelberger Malers Christian Barth, 18 Urkunden aus dem Nachlass des Privatlehrers und Gelehrten Georg Anton Batt, 473 Urkunden (und 162 autographe Urkundenabschriften) vornehmlich zur Geschichte der Pfalz aus dem Bestand des protestantischen Pfarrers Johann Georg Lehmann, 100 italienische Urkunden aus dem Kloster Brondolo sowie 1.426 Urkunden, Briefe und Archivalien aus der Sammlung des Weinheimer Kaufmanns Ernst Fischer (https://www.ub.uni-heidelberg.de/allg/benutzung/bereiche/handschriften/urkunden.html).

2 Urkundenbuch der Universität Heidelberg, Bd. 1: Urkunden, Bd. 2: Regesten, hg. von Eduard Winkelmann, Heidelberg 1886 (https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/winkelmann1886bd1/; https:// digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/winkelmann1886bd2/).

3 Der ältere Teil der Rektorbücher aus den Jahren 1385 bis 1625 – Universitätsarchiv Heidelberg (UAH), RA 653–682 – wird im laufenden DFG-Projekt „Archivische Findmittel und Quellen: Digitalisierung von Gründungsdokumenten und Statuten sowie Matrikeln und Personalverzeichnissen der baden-württembergischen Universitätsarchive Freiburg,

Heidelberg, Hohenheim, Stuttgart und Tübingen" digitalisiert und grob erschlossen (http://gepris.dfg.de/gepris/ projekt/415666607, Heidelberger Projektteil: https://www.uni-heidelberg.de/uniarchiv/forschung/dfg-projekt.html). Als Edition sind bisher zwei Bände erschienen: Die Rektorbücher der Universität Heidelberg, Bd. 1, 1386–1410, hg. von Jürgen Miethke und bearb. von Heiner Lutzmann, Hermann Weisert (Libri actorum Universitatis Heidelbergensis, Series A, Reihe A I. 1–3), Heidelberg 1986–1999 (https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/miethke1986/); Die Rektorbücher der Universität Heidelberg, Bd. 2, 1421–1451, hg. von Jürgen Miethke und bearb. von Heiner Lutzmann (Libri actorum Universitatis Heidelbergensis, Series A, Reihe A II. 1–2), Heidelberg 2001–2003 (https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/miethke2001/).

4 UAH, XII, 1 Nr. 1 und 2 (https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/uah_XII-1_1; https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/uah_XII-1_2); vgl. auch Beschreibungen und Abbildungen im Katalog: Päpste – Kurfürsten – Professoren – Reformatoren. Heidelberg und der Heilige Stuhl von den Reformkonzilien des Mittelalters bis zur Reformation. Katalog zur Ausstellung im Kurpfälzischen Museum vom 21. Mai bis 22. Oktober 2017, hg. vom Universitätsarchiv Heidelberg durch Heike Hawicks und Ingo Runde sowie vom Historischen Verein zur Förderung der internationalen Calvinismusforschung e. V. und vom Kurpfälzischen Museum Heidelberg, Ubstadt-Weiher u.a. 2017, Nr. 1.01, S. 13 und Nr. 1.02, S. 14; durchgesehene Online-Version: www.uni-heidelberg.de/md/uniarchiv/heidelberg_und_der_heilige_stuhl_web.pdf.

5 Vgl. die Karten in Heidelberg und der Heilige Stuhl (wie Anm. 4), S. 26–31 und zuletzt mit Literatur Heike Hawicks, Klöster, Kanzler, Konservatoren. Das kirchliche Umfeld der Universität Heidelberg vom späten Mittelalter bis in die Frühe Neuzeit, in: Universitäten und ihr Umfeld. Südwesten und Reich in Mittelalter und Früher Neuzeit. Beiträge zur Tagung im Universitätsarchiv Heidelberg am 6. und 7. Oktober 2016 (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte 7), hg. von Benjamin Müsegades, Ingo Runde, Heidelberg 2019, S. 165–199, hier S. 198f.

6 UAH, XII, 2 Nr. 8 (https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/uah_XII-2_8); vgl. Heidelberg und der Heilige Stuhl (wie Anm. 4), Nr. 2.07, S. 37.

7 UAH, XII, 2 Nr. 1 (https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/uah_XII-2_1); vgl. Heidelberg und der Heilige Stuhl (wie Anm. 4), Nr. 2.06, S. 36.

8 Urkundenbuch 2 (wie Anm. 2), Nr. 2709, S. 348.

9 Heidelberg und der Heilige Stuhl (wie Anm. 4), Nr. 7.07, S. 106.

10 UAH, XII, 2 Nr. 1505 (https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/uah_XII-2_1505); vgl. Heidelberg und der Heilige Stuhl (wie Anm. 4), Nr. 7.07, S. 106; Heike Hawicks, Ingo Runde: Kriegsbedingte Verluste von Kulturgütern und deren partielle Restitution am Beispiel zweier Papsturkunden der Jahre 1387 und 1816 aus dem Universitätsarchiv Heidelberg, in: Homo heidelbergensis. Festschrift für Klaus-Peter Schroeder zum 70. Geburtstag, hg. von Pirmin Spiess, Christian Hattenhauer, Michael Hettinger (Stiftung zur Förderung der pfälzischen Geschichtsforschung, Reihe B: Abhandlungen zur Geschichte der Pfalz, Bd. 18), Neustadt an der Weinstraße 2017, S. 333–354, hier S. 346–354; Heike Hawicks, Ingo Runde: Die Kaiser in Heidelberg am Wendepunkt von Waterloo und Friedrich Wilkens Ringen um die Rückgabe der Bibliotheca Palatina 1815–1816, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt, JG 22, 2018, Heidelberg 2017, S. 175–183.

11 Sichtung durch Heike Hawicks für ihren Beitrag: Situativer Pergament- und Papiergebrauch im späten Mittelalter. Eine Fallstudie anhand der Bestände des Stadtarchivs Duisburg und des Universitätsarchivs Heidelberg, in: Papier im mittelalterlichen Europa. Herstellung und Gebrauch (Materiale Textkulturen 7), hg. von Carla Meyer, Bernd Schneidmüller, Sandra Schultz, Berlin, New York 2014, S. 217–250.

12 UAH, RA 974.

13 Am Projekt beteiligt waren im Universitätsarchiv für die Digitalisierung Stephan Bröhl MA, Dipl.-Archivarin (FH) Lena von den Driesch, Florian Feige, Katharina Raifarth und Eileen Wiesmann, für die Überprüfung und Ergänzung der inhaltlichen Erschließung Dr. Thorsten Huthwelker und Florian Schreiber MA, für die EDV René Aris sowie von Seiten der Universitätsbibliothek Dr. Maria Effinger, Leonhard Maylein und Alexandra Simpfendörfer.

14 http://www.ub.uni-heidelberg.de/helios/digi/dwork.html.

15 https://www2.uniarchiv.uni-heidelberg.de.

16 https://www.monasterium.net/mom/DE-UAHD/archive.

Enno Krüger

Die Wiederentdeckung der Heidelberger Maler der Romantik

In der Zeit vom 15. Mai bis 15. Oktober 1919 zeigten die Städtischen Sammlungen in Heidelberg die Ausstellung „Heidelberger Maler der Romantik". Sie war die erste umfassende museale Präsentation zu diesem Thema.

Was verstehen wir unter Heidelberger Malerei der Romantik? Für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts und teilweise darüber hinaus häufen sich die Namen von Künstlern, die, oft nur wenige Jahre, in Heidelberg lebten oder zumindest Heidelberger Motive malten. Was diese Maler ästhetisch verbindet, sind verwandte Kunstauffassungen (zum Teil im Sinne des Biedermeiers); eine Schule im engeren Sinn hat sich jedoch nicht ausgebildet. Biografisch waren die Vernetzungen unter den Künstlern so lose, dass man von einer „Künstlerkolonie" sprechen könnte.[1] Damals gab es am Ort kaum Möglichkeiten, zum Künstler ausgebildet zu werden, vor allem keine Kunstakademie; gebürtige Heidelberger gingen an die Akademien in Karlsruhe oder München, seltener nach Düsseldorf. Bevorzugte Sujets waren Heidelberger Stadt- und vor allem Schlossansichten, Landschaften und Porträts. Die Landschaftsmalerei Heidelberger Künstler erreichte ihren Höhepunkt mit dem Übergang von der idealen zur stimmungsvoll-realistischen Wiedergabe. Eine solche Malerei bediente den Geschmack des gehobenen Bürgertums, war aber auch am Hofe salonfähig. So ist es nicht erstaunlich, wenn etwa mit Ernst Fries ein Heidelberger Romantiker Hofmaler in Karlsruhe geworden ist. Das Kunstmäzenatentum des landgräflichen Hofes in Darmstadt hat für einzelne Künstler die fehlende Residenz am Neckar ersetzt.

Aus zwei Gründen soll nach hundert Jahren an diese Ausstellung erinnert werden. Sie war insofern eine Wiederentdeckung, weil die romantische Malerei als Kunstrichtung zwar nicht gerade in Vergessenheit, wohl aber aus der Mode gekommen war. Romantische Kunst- und Literaturkonzepte waren dem Positivismus als Grundströmung des fortschreitenden 19. Jahrhunderts suspekt geworden. Im Kunstleben hatten die Realisten und die sogenannten Deutschen Impressionisten die Romantik in den Hintergrund gedrängt. Um 1900 bahnte sich ein Wandel in der Beurteilung der deutschen romantischen Malerei an. Die Berliner „Jahrhundertausstellung" von 1906 bot erstmalig einen überregionalen Überblick über die deutsche Malerei von 1775 bis 1875.

Zweitens war diese Ausstellung der Auftakt zu einer systematischen Bestandserfassung und einer bis heute noch nicht abgeschlossenen kunstgeschichtlichen Aufarbeitung der romantischen Malerei in Heidelberg. Das war das Verdienst eines ‚zugereisten' Kunsthistorikers aus dem Saarland: Karl Lohmeyer (1878–1957). Lohmeyer wurde 1912 zum ersten hauptamtlichen Konservator der Städtischen Sammlungen bestellt. Das heutige Kurpfälzische Museum der Stadt Heidelberg leitete er von 1917 bis 1931, ehrenamtlich noch bis 1934. Um Lohmeyer ist es in Heidelberg still geworden. In einem biografischen Artikel resümiert Jörn Bahns, einer seiner Nachfolger im Amt des Heidelberger Museumsdirektors:

„Seit 1919 wurde L., beginnend mit einer Ausstellung, zum eigentlichen Entdecker der Maler der Heidelberger Romantik, die er durch Forschungen und Ankäufe zu einem Schwerpunkt des Museums machte, wobei es ihm gelang, große in Privatbesitz befindliche Komplexe als Stiftungen für das Museum zu gewinnen."[2]

Zur Ausstellung erschien 1919 ein Katalog (22,5 cm x 14,5 cm), der mit VII und 32 Seiten sowie 22 Abbildungen für seine Zeit durchaus aufwendig war.[3] 232 Ölgemälde, Aquarelle, Gouachen und Zeichnungen werden aufgeführt, dazu noch der kleinteilige Inhalt einiger Glasschränke. Die Werke sind zwanglos nach Künstlern geordnet, die mit knappen biografischen Anmerkungen vorgestellt werden. Schon bei der flüchtigen Durchsicht wird das Anliegen des Museumsleiters deutlich: Mit diesem Katalog wurde zum ersten Mal versucht, soweit es damals möglich war, Werke romantischer Künstler aus Heidelberg in einer nicht zu knappen Auswahl systematisch zu erfassen. Das war umso verdienstvoller, als es sich fast ausnahmslos um unpublizierten Privatbesitz handelte. Der Versicherungswert des gesamten Ausstellungsbestandes betrug übrigens 350.000 Mark.[4] Das scheint mir eine sehr hohe Bewertung zu sein; aber mir stehen zur zeitgenössischen Preisentwicklung in diesem Sektor keine Vergleichsdaten zur Verfügung.

Titelblatt des Ausstellungskatalogs von 1919 (Quelle: Universitätsbibliothek Heidelberg)

Das Umschlagbild des Ausstellungskataloges wurde, wie im Katalog vermerkt, von dem Heidelberger Architekten Franz Sales Kuhn (1864–1938) entworfen. „Als Muster habe ich alt Heidelberger Taschenbücher aus der Zeit der Romantik in Vorschlag gebracht", teilt Lohmeyer mit.[5] Tatsächlich steht der Entwurf in der Tradition spätromantischer Buchillustration. Zarte Linearabesken umspielen die groß in die Mitte gesetzten Buchstaben, auf allen Seiten umrankt von feinen Pflanzenornamenten.

Wer diesen Ausstellungskatalog zum ersten Mal durchblättert, wird seine Provenienzen, fast alle aus Heidelberg, vielleicht nicht beachten. Wir können aus diesen Angaben erschließen, wie breit gestreut nach dem ersten Weltkrieg der Privatbesitz an Werken der romantischen Kunst in Heidelberg, überhaupt an älteren Gemälden, noch gewesen ist. Die örtliche Sammlerszene ist in ihrer Breite noch nicht erforscht. 37 Leihgeber und Leihgeberinnen, darunter auch Nachkommen der ausgestellten Künstler, erscheinen im Katalog auf Seite VII mit Titel, Namen und Ortsangabe.[6] Solche Kontakte waren für Lohmeyer unverzichtbar, weil er seine Ausstellungen hauptsächlich mit einheimischen privaten Leihgaben bestreiten musste. An Institutionen hatten nur das Darmstädter Landesmuseum und der Heidelberger Kunstverein einige Werke zur Verfügung gestellt. Lohmeyers Ausstellungen waren nicht zuletzt auch eine Selbstdarstellung des städtischen Bürgertums.

Die Ausstellung wurde im Gebäude der Städtischen Sammlungen, dem heutigen Kurpfälzischen Museum der Stadt, Hauptstraße 96, in sechs Räumen gezeigt.[7] In seinen Lebenserinnerungen erklärt Lohmeyer sein Ausstellungskonzept im Zusammenhang mit einer vorangegangenen Ausstellung:

> „Sie gefiel auch in ihrer damals noch ungewohnten Aufstellung, dem lockeren Hängen ihrer Bilder, verbunden mit kostbarem, jeweils dazu passendem Mobiliar und mit Plastik, was sich alles von einfach farbigen Wänden abhob, die ich für das ganze Museum damals nacheinander durchzuführen begann. Vor einem fahlen dunklen Blau zeigten sich so die Niederländer in all ihrer Leuchtkraft und die Romantiker später wohl vor hellerem Grün."[8]

Ein zeitgenössisches Foto zeigt (in Schwarz-Weiß) den Raum mit den Bildern Georg Wilhelm Issels, die salonmäßige Einrichtung des Raumes und die Hängung der Gemälde entsprechen den eben genannten Prinzipien.[9]

Die Ausstellung war geplant für die Zeit vom 15. Mai bis zum 15. September 1919, wurde aber bis zum 15. Oktober verlängert. Von November 1919 bis zum April 1920 wurde eine „Nachlese zur Ausstellung" gezeigt. Von Mai bis einschließlich Oktober 1919 zählte das Museum 3772 Besucher und Besucherinnen, die jeweils 40 Pfennig Eintritt zahlten; weitere 5565 zahlten keinen Eintritt (warum auch immer). Insgesamt kamen in diesem Jahr 12487 Besucher und Besucherinnen, 1918 waren es 2754 gewesen.[10] Für die Jahre vor dem Ersten Weltkrieg gab Lohmeyer einen jährlichen Durchschnittsbesuch des Museums von rund 5000 Personen an (zwischen Museums- und Ausstellungsbesuchen unterscheidet er nicht).[11]

Die Heidelberger Lokalpresse versäumte nicht, auf die Ausstellung hinzuweisen. Der Rezensent der Heidelberger Neuesten Nachrichten findet die Ausstellung „übersichtlich gegliedert".[12] Im Heidelberger Tageblatt wird betont, dass in der Ausstellung viel zu Unrecht Vergessenes in Erinnerung gerufen werde.[13] Auf diese kurze Besprechung folgte in derselben Zeitung ein Vierteljahr später eine dreiteilige, recht ausführliche Würdigung.[14] Rudolf K. Goldschmit ordnet die einzelnen ausgestellten Künstler in größere kunstgeschichtliche Zusammenhänge ein, – auf dem damaligen Forschungsstand kein einfaches Unterfangen.

Auch in der überregionalen Presse wurde die Heidelberger Ausstellung sehr positiv beurteilt. Was etwa der Kunsthistoriker Otto Fischer in seiner sachlich und präzis formulierten Rezension formuliert, ist heute noch als Einführung in die Heidelberger Malerei der Romantik brauchbar.[15] Mit Kennerblick filtert der Autor aus der breiten Auswahl, die Lohmeyer für seine Ausstellung getroffen hat, die Namen der heute noch interessierenden Künstler heraus. Es fallen so bekannte Namen wie Carl Rottmann (1797–1850), Ernst Fries (1801–1833) und Carl Philipp Fohr (1795–1818). Aber der Fokus liegt nicht auf diesen Künstlern. Als Entdeckungen, die man auf der Ausstellung machen konnte, nennt Fischer die Maler Georg Philipp Schmitt (1808–1873) und Georg Wilhelm Issel (1785–1870), beide übrigens nicht in Heidelberg geboren. Darin stimmt er mit anderen Rezensenten überein. So meint der Generaldirektor der Städtischen Sammlungen in Düsseldorf, Karl Koetschau:

> „Neben Issel, den Realisten, als die eine bedeutende ‚Entdeckung' der Heidelberger Ausstellung tritt als zweite, nicht minder wichtige, Georg Philipp Schmitt, der Romantiker (1808–1875). Von ihm wußten wir bisher noch weniger als von jenem. Als ein völlig Unbekannter wird er eingeführt; die Kunstgeschichte wird ihn nicht wieder vergessen."[16]

Und der Göttinger Kunsthistoriker V. Curt Habicht resümiert:

> „Der günstige und überraschende Eindruck, den die Ausstellung hinterlässt, beruht nicht zum geringsten Teil auf der geschmackvollen Vorführung des Ausstellungsleiters, von Verdiensten um die findige Wahl und den trefflichen Katalog zu schweigen."[17]

Dieser Gesamtschau romantischer Kunst ließ Lohmeyer einzelne Ausstellungen über Heidelberger Künstler folgen: Georg Wilhelm Issel (1920), Georg August Wallis (1921), Bernhard Fries (1922), Malerfamilie Schmitt (1923), Carl Philipp Fohr (1925) und Ernst Fries (1927). 1935 erschien sein kenntnisreiches Buch „Heidelberger Maler der Romantik", welches bis heute das Standardwerk zu diesem Thema geblieben ist. Eine Aktualisierung des Forschungsstandes brachte vor zwanzig Jahren der von Susanne Himmelheber und Carl-Ludwig Fuchs im Auftrag des Kulturamtes der Stadt Heidelberg herausgegebene Ausstellungskatalog „Biedermeier in Heidelberg 1812–1853".

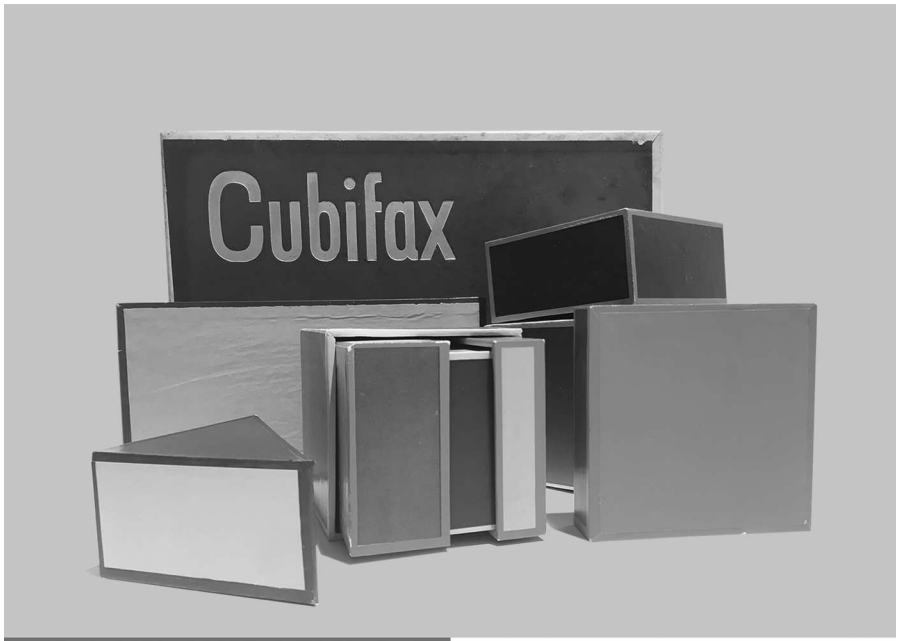
In Heidelberg waren Ausstellungen der Städtischen Sammlungen vom Stadtrat zu genehmigen. In seinem Schreiben vom 3. Dezember 1918 schlug Lohmeyer dem Stadtrat eine Romantik-Ausstellung vor. Er führte zur Begründung an:

> „Sie ist gedacht als Überleitung in den Frieden u. soll sich mit etwas ächt Heidelbergischem befassen nämlich mit den Heidelberger Malern der Romantik. Der Stoff scheint mir gerade in der heutigen Zeit etwas beruhigendes oder, wenn ich so sagen soll, versöhnendes zu haben und gibt dazu den Sammlungen erwünschte Gelegenheit an ihre mit dem Moment des Kriegsausbruchs unterbrochene Tradition anzuknüpfen."[18]

Am 9. November hatte Wilhelm II. als Kaiser abgedankt. Zwei Tage später nahm Deutschland die Bedingungen des Waffenstillstandes an. Lohmeyer hat nicht gerade gezögert, an die Realisierung seines Ausstellungsprojektes zu gehen. In die laufende Ausstellung fiel die Unterzeichnung des Friedensvertrages von Versailles am 28. Juni 1919. Blättert man in der Heidelberger Lokalpresse die Ausstellungsrezensionen durch, fallen die beherrschenden Überschriften ins Auge, die sich auf die den Deutschen auferlegten Bedingungen des Vertrages beziehen. Wahrlich eine unruhige Zeit für eine Rückbesinnung auf romantische Kunst!

Anmerkungen

1 Karl Lohmeyer: Heidelberger Maler der Romantik, in: Velhagen und Klasings Monatshefte, Jg. 34, 1919–1920, Bd. 1, S. 625.
2 Neue Deutsche Biographie, hg. v. der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 15, Berlin 1987, S. 134f. mit den angegebenen Daten zur Biographie, Zitat S. 135.
3 Verzeichnis der im Städtischen Sammlungsgebäude zu Heidelberg vom 15. Mai bis 15. Sept. 1919 ausgestellten Heidelberger Maler der Romantik, bearbeitet v. Karl Lohmeyer. Universitäts-Buchdruckerei J. Hörning Heidelberg, o. J. (1919).
4 StAH, AA 229 / 2: Geb(rüder) Haymann, Versicherungen, Mannheim, Schreiben an den Stadtrat v. 14.4.1919; Frankfurter Allgemeine Versicherungs-Aktien-Gesellschaft, Police für Landtransport-Versicherung, Frankfurt, den 15.4.1919. Die Archivsignatur steht für ein Konvolut von unpaginierten Ausstellungsakten. Im Stadtarchiv standen mir wieder Herr Dr. Peter Blum und Frau Diana Weber mit Rat und Tat zur Seite.
5 StAH, AA 229/2: Karl Lohmeyer, Schreiben an den Stadtrat v. 21.5.1919.
6 StAH, AA 229/2: In den Ausstellungsakten finden sich Korrekturen auf der „Liste der Aussteller". Gestrichen wurden: Pfarrer Bachmann, Gernsbach, Artur von Chrismar, Darmstadt, Prof. Dr. Erb, Heidelberg, und Herm. Hildebrandt, Heidelberg.
7 E. Tr. (= Ernst Traumann): Heidelberger Malerei der Romantik, in: Frankfurter Zeitung, Nr. 395 v. 30.5.1919, S. 3; der Artikel ist ausgeschnitten den Museumsakten beigefügt (StAH, AA 229/2). Freundlicher Hinweis auf den Autor von Prof. Dr. Frieder Hepp.
8 Karl Lohmeyer: Erinnerungen: „Dem Süden zu." Eine Wanderung aus alten rheinisch-fränkischen Bürgerhäusern nach dem Lande jenseits der Berge, aus dem Nachlass hg. v. Karl Schwingel in Verbindung mit J. A. Schmoll gen. Eisenwerth, Heidelberg 1960, S. 211.
9 N.N.: Heidelberger Maler der Romantik, in: Die Wochenschau (Verlag W. Gicardet, Essen, Düsseldorf, Berlin) v. 23.8.1919, Abb. S. 660; der Artikel ist den Museumsakten beigefügt (StAH, AA 229/2); ebenso Lohmeyer (wie Anm. 1), Abb. S. 225.
10 Zu diesem Abschnitt: StAH, AA 227/5: Stadt-Rat der Kreishauptstadt Heidelberg, Rubr. XVII. Kunstwissenschaftliche Institute /: Städt. Sammlungen :/ Den Jahresbericht der städtischen Sammlungen betr. Jahr 1909/1930: Jahresbericht der Staedtischen Sammlungen für die Zeit vom 1. Januar 1919 – 1. April 1920. Erstattet vom Direktor [5 Seiten].
11 StAH, AA 229/2: Lohmeyer (Karl): Schreiben an den Stadtrat v. 27.7.(19)12.
12 W. F.: Heidelberger Maler der Romantik. Zur Ausstellung in den Städtischen Sammlungen in Heidelberg vom 15. Mai bis 15. September 1919, in: Die Heimat, Beilage der Neuesten Heidelberger Nachrichten, Heidelberger Anzeiger, Nr. 9 v. 23.5.1919, S. 1f., Zitat S. 2.
13 N. N.: Heidelberger Maler der Romantik, in: Heidelberger Tageblatt, Nr. 112 v. 19.5.1919, S. 3 (unter der Rubrik: Lokale Nachrichten).
14 Dr. Rudolf K. Goldschmit: Heidelberger Maler der Romantik, in: Heidelberger Tageblatt, Teil 1: Nr. 174 v. 2.8.1919, S. 3; Teil 2: Nr. 179 v. 8.8.1919, S. 2; Teil 3: Nr. 192 v. 22.8.1919, S. 2.
15 Otto Fischer: Heidelberger Maler der Romantik, in: Der Schwäbische Bund. Eine Monatsschrift aus Oberdeutschland, Jg. 1, Okt. 1919 bis März 1920, Dez., S. 160–168.
16 Karl Koetschau: Heidelberger Maler der Romantik. Ein Nachwort zur Ausstellung der Heidelberger Städtischen Sammlungen, in: Die Kunst für alle, Jg. 35, 1919–1920, S. 264.
17 V. Curt Habicht: Rubrik: Kunstausstellungen / Heidelberg, Kunst und Künstler. Illustrierte Monatsschrift für bildende Kunst und Kunstgewerbe, Jg. 18, Okt. 1919–Aug. 1920, Okt., S. 89.
18 StAH, AA 229/2.



BAUHAUS POPULÄR

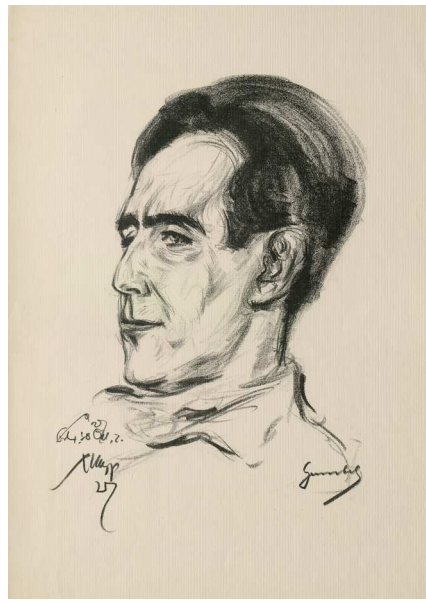
Vom Bauhaus ins Kaufhaus:
Die Neue Typographie und ihr
Einfluss auf das Markendesign.

Sonderausstellung im Deutschen
Verpackungs-Museum Heidelberg

DEUTSCHES
VERPACKUNGS
MUSEUM
MARKE+DESIGN

Simon Stewner

Zur Emil Julius Gumbel-Tagung im Universitätsarchiv Heidelberg am 22. Juli 2019



Emil Julius Gumbel, Lithographie, 1927 von Emil Stumpp (gest. 1941) (Quelle: Universitätsarchiv Heidelberg, BA Gra II 62)

Einer Reihe von Zufällen verdankt es sich, dass am 22. Juli 2019 im Heidelberger Universitätsarchiv eine Tagung zu Emil Julius Gumbel stattfinden konnte. Denn lange Zeit galt das Verdikt des Neuhistorikers Christian Jansen aus dem Jahr 1981, Gumbel habe „seinerzeit […] im ganzen Reich Aufsehen" erregt und „heute ist er unverständlicherweise so gut wie vergessen." Zehn Jahre später konstatiert der damalige Rektor Peter Ulmer anlässlich einer akademischen Gedenkfeier zu Gumbels 100. Geburtstag, es sei „bis heute nicht […] zur Würdigung seiner Person durch die Universität gekommen". Umso erstaunlicher ist das Wiederaufleben der Erinnerung an den bis zu seiner Vertreibung 1932 in Heidelberg lehrenden Statistiker und Pazifisten, obwohl aktuell kein Geburts- oder Todestag Anlass dazu gibt. Der Filmemacher David Ruf hatte übrigens unabhängig davon einen Dokumentarfilm über Gumbel zwischen 2017 und 2019 gedreht, während die Initiative für die Tagung selbst von Sabrina Zinke kam, der stellvertretenden Leiterin des Universitätsarchivs, die nach einem Drehtag im Universitätsarchiv David Ruf überzeugen konnte, seinen Film im Anschluss an die Gumbel-Tagung im Karlstorkino in Heidelberg zu zeigen. Über Rufs Verbindungen zu einem Münchner Ausstellungsteam kam dann zusätzlich eine Ausstellung über Gumbel ins Universitätsmuseum, die vom 16. Juli bis zum 19. Oktober gezeigt wurde. Doch – wer war Emil Julius Gumbel und warum Heidelberg?

1891 in München geboren, verlief sein Leben zunächst in ruhigen Bahnen. Der Sohn eines reichen jüdischen Aktienhändlers machte das Abitur am Wilhelmsgymnasium etwa zur selben Zeit wie Golo Mann. Zielstrebig verfolgte er eine wissenschaftliche Karriere und wurde 1914 promoviert. Doch der Krieg, den man später als Ersten Weltkrieg bezeichnete, gab Gumbels Leben eine entscheidende Wendung. Als Kriegsfreiwilliger zog er im August 1914 in den Krieg. Im Januar 1915 ließ er sich wegen Krankheit beurlauben. Die Beurlaubung dürfte dabei weniger wirklicher Krankheit geschuldet sein, als seinem beginnenden Engagement als Pazifist. Im Herbst 1914 trat er in den pazifistischen Bund Neues Vaterland (BNV) ein, der nach dem Krieg seinen Tarnnamen auflöste und sich in Deutsche Liga für Men-

schenrechte umbenannte. Nach verschiedenen sozialistischen und pazifistischen Aktivitäten in Berlin zwischen 1915 und 1922, verschlug es ihn nach Heidelberg. Im Januar 1923 wurde er an Alfred Webers Institut für Sozial- und Staatswissenschaften im Fach Statistik habilitiert.

In den einführenden Worten zur Tagung hob der Gastgeber, Archivdirektor Ingo Runde, die „traurige Aktualität" des Tagungsthemas hervor. Politischer Mord von rechts sei heute wieder in Deutschland angekommen. Das Thema Gumbels, eine rechtsblinde Justiz sei leider auch heute noch von Relevanz. Runde umriss Gumbels Heidelberger Zeit in prägnanten Worten. Den Fokus legte er auf die beiden größten „Skandale", die Emil Julius Gumbel „provozierte". Der erste der beiden ereignete sich auf einer Veranstaltung der Deutschen Friedensgesellschaft (DFG) 1924. Gumbel band in sein improvisiertes Schlusswort die Formulierung ein: „Ich bitte die Anwesenden, zwei Minuten im Schweigen der Toten des Weltkrieges zu gedenken, die – ich will nicht sagen – auf dem Felde der Unehre gefallen sind, aber doch auf grässliche Weise ums Leben gekommen sind." Der zweite „Fall Gumbel" ereignete sich 1932 auf einer internen Veranstaltung der sozialistischen Studentenschaft. Gumbel formulierte bei diesem Anlass, ein Kriegerdenkmal sei für ihn nicht eine „leichtbedeckte Jungfrau mit Siegespalme, sondern eine einzige große Kohlrübe" – in Anspielung auf die Hungerjahre des Ersten Weltkriegs und den verheerenden Hungerwinter 1917. Beide „Fälle" lösten einen Sturm der Entrüstung unter monarchistisch-nationalistischen, später nationalsozialistischen Studenten und der Mehrheit der Professoren aus. Beide führten zu einem Disziplinarverfahren, Gumbels Äußerung 1932 zur Entlassung.

Hamburger Nachrichten

Gumbels Kohlrüben-Denkmal.

Der Pazifist Gumbel, durch Schwarzrechte Gunst leider immer noch Professor an der Universität Heidelberg, hielt kürzlich vor dem Sozialistischen Studentenbund in Heidelberg eine Rede, in der er in seiner alten Hindenburgkritik sagte: „Das Kriegerdenkmal des deutschen Soldaten ist für mich nicht eine leichtbekleidete Jungfrau mit der Siegespalme in der Hand, sondern eine einzige große Kohlrübe." — Da dieser Pazifist die Würde des deutschen Kriegsfeldzuges nicht beschimpfen kann, fällt sein Affront auf ihn selber zurück.

Zeitungsausschnitt aus der Morgen-Ausgabe der Hamburger Nachrichten vom 3.7.1932, Karikaturist Oskar Garvens (Quelle: Universitätsarchiv Heidelberg, B-3075/18)

Im zweiten Grußwort, gehalten von Eike Wolgast, emeritierter Neuhistoriker, lag der Fokus auf den Veränderungen in Gumbels ideologischen Positionen und den Standpunkten, die zu Gumbel eingenommen wurden. Insbesondere ging Wolgast darauf ein, warum die Universität Heidelberg den Exilanten nach dem Zweiten Weltkrieg nicht wieder in ihre Reihen aufnahm. Denn Gumbel hatte durchaus Interesse, die USA nach 1945 wieder zu verlassen, um in Deutschland zu lehren. Doch, so Wolgast, sei er das „personifizierte Trauma" derjenigen gewesen, die ihn vertrieben und von seiner spektakulären Vertreibung profitiert hatten. Wolgast wies zuletzt auf zwei erst lückenhaft erforschte Themenfelder hin, die weiteren Forschungsehrgeiz erfordern. Zum einen seien die internationalen Verbindungen Gumbels noch zu we-

nig erforscht. Zum anderen sei eine differenzierte Untersuchung zu Gumbels ideologischem Standpunkt noch nicht erfolgt.

Auf Wolgast folgte Christian Jansen, der 1981 mit seiner Magisterarbeit Pionierarbeit bei der Wiederentdeckung Gumbels geleistet hatte. Er gab einen Einblick in die neun Heidelberger Jahre, die für Gumbel teilweise stürmisch verliefen. Jansen schilderte, wie der bekannte Berliner Pazifist in Heidelberg seine politische Zunge im Zaum halten musste und trotzdem „über sie stolperte". Gumbel habe seit seiner zugespitzten Formulierung vom „Feld der Unehre" unter permanenter Beobachtung gestanden. Er war Außenseiter im akademischen Heidelberg gewesen, blieb offiziellen Universitätsveranstaltungen fern und habe vor Ort nur im kleinen Kreis der Sozialistischen Studentenschaft wirken können. Nur wenige wirkliche Freunde und Unterstützer konnte er in Heidelberg gewinnen. Dazu zähle neben der Sozialistischen Studentenschaft vor allem der unangefochtene und überragende Staatsrechtler und Rechtsphilosoph Gustav Radbruch.

Auch im Vortrag des Heidelberger Rechtshistorikers Klaus-Peter Schroeder stand Gumbels Rolle in Heidelberg im Fokus. Schroeder verwies vor allem auf den Nationalsozialistischen Studentenbund als treibende Kraft hinter den Hetzjagden auf den Pazifisten Gumbel. Dieser sorgte, so Schroeder, für eine permanente Politisierung der Person Gumbel in den Jahren vor der Machtergreifung. Letztlich sei es dieser Druck gewesen, dem die Universität und das badische Kultusministerium 1932 nachgegeben haben. Gumbel wurde aus der Universität verstoßen. Ein Jahr später verbrannten die Nationalsozialisten seine Bücher auf dem Universitätsplatz. Paradoxerweise habe dem Juden Gumbel aber die Hetzkampagne wegen der „Kohlrüben"-Formulierung und der Zwang zur Flucht ein tödliches Schicksal erspart.

Einen neuen Ansatz aus der Literaturwissenschaft brachte Isabella Wiegand von der Ludwig-Maximilians-Universität München ein. Sie nahm Bezug auf Kurt Tucholskys Gedicht „Rathenau", in dem der Vers vorkommt: „Vier Jahre Mord – das sind, weiß Gott, genug". Tucholsky spiele hier auf Gumbels Schrift „Zwei Jahre Mord" von 1919 an, vermutlich auch auf deren Neuauflage von 1922 unter dem Titel „Vier Jahre politischer Mord". Plausibel erscheine dies, weil Tucholsky zuvor bereits Gumbels Buch rezensiert hatte. Auch spreche einiges dafür, dass Ödön von Horváth in seinem Theaterstück „Sladek der Schwarze Reichswehrmann" Gumbels Schriften zur Schwarzen Reichswehr verarbeitet hat. Außerdem scheine die Figur des Dr. Geier in Feuchtwangers Schlüsselroman „Erfolg" klare Züge von Gumbel zu tragen. Man kann, so Wiegand, Feuchtwangers Unterhaltungsliteratur als demokratischen Gegenpol zur auflagestarken antidemokratischen Belletristik sehen.

Anette Vogt, Wissenschaftshistorikern der Humboldt-Universität Berlin, vermittelte Einsichten zu Gumbels Aktivitäten in Berlin und Moskau. Gumbel war in Berlin führendes Mitglied mehrerer pazifistischer und sozialistischer Organisationen gewesen, wie z.B. der Deutschen Liga für Menschenrechte oder der Deutschen Friedensgesellschaft sowie dem Bund der Freunde der Sowjetunion, bei dem er eine Rede auf der Gründungsfeier hielt. Über die VOKS, eine sowjetische Gesellschaft für intellektuelle Verbindungen ins Ausland, erhielt er 1925 die Einladung ans Marx-Engels-Institut in Moskau, um dort die mathematischen Manuskripte von Marx zu sichten und zu edieren. Leiter des Instituts war der später unter Stalin hingerichtete Marxist Dawid Borissowitsch Rjasanow. Eigenen Aussagen zufolge machte Gumbel 10.000 Blatt „druckfertig", bevor Differenzen zur Herausgabe der Manuskripte und die Re-

pression der Stalinzeit das Projekt zunichtemachten. In seinen Russlandbeschreibungen („Vom Russland der Gegenwart") versuche Gumbel, so Anette Vogt, das Land weder zu dämonisieren noch zu idealisieren, sondern rational zu begutachten. Gumbel habe klar die fragile Ordnung der Sowjetunion zu dieser Zeit gesehen. Es sei deshalb für ihn keine Überraschung gewesen, als er 1932 die beginnenden Repressionen bei einem weiteren dreiwöchigen Russlandaufenthalt miterlebte.

Im Folgenden konnte Folker Reichert (bis 2012 Universität Stuttgart) an das Sowjetthema anschließen, indem er einen Vergleich zwischen den Russlandbegegnungen Gumbels und denen des Heidelberger Mediävisten Karl Hampe (1869–1936) vornahm. Offensichtlich sei, dass Hampe als „Tourist" nur zwei Wochen in Moskau weilte, um an der Jubiläumsfeier der Russischen Akademie der Wissenschaften teilzunehmen, während Gumbel einen Arbeitsaufenthalt von sechs Monaten bestritt. Reichert überprüfte dabei die geläufigen Zuschreibungen „Reaktionär" für Hampe und (Russland-)„Sympathisant" für Gumbel. Indem er detailliert die verschiedenen Schwerpunkte ihrer Russlandbegegnungen verglich, kam er zum Schluss, weder Hampe als vollendeten Reaktionär noch Gumbel als vollendeten Sympathisant beschreiben zu können.

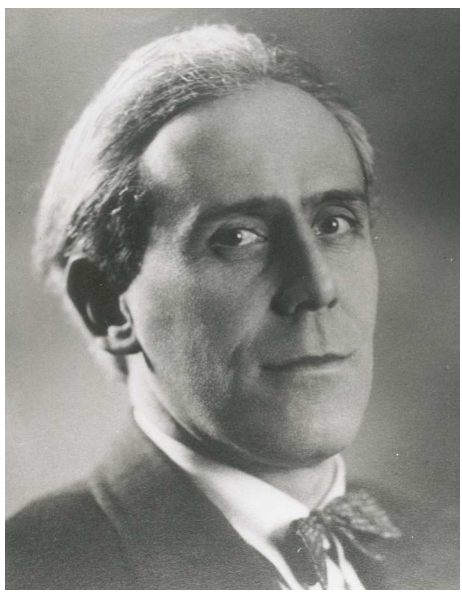
Lexuri Fernandez, die zusammen mit Annette Vogt, Matthias Scherer und Isabella Wiegand für die Wanderausstellung im Universitätsmuseum zuständig war, konnte in ihrem Vortrag einerseits die privaten Lebensumstände, andererseits die genaue Fluchtroute der Familie Gumbel in die USA zu Beginn des Zweiten Weltkriegs beleuchten. Sie unterstrich den politischen Hintergrund von Gumbels Frau Marie-Louise von Czettriz, der dem ihres Mannes sehr ähnlich war, betonte die liebevolle Beziehung zu seinem Stiefsohn Harald, den er schließlich adoptierte. Anekdotisch ist Gumbels Vorlesungsstil überliefert. Tuncel Yegulalp, einer seiner letzten Schüler an der Columbia University, beschrieb das Dogma Gumbels als Kombination von „Geduld, harter Arbeit und Vertrauen in die eigene Arbeit." Gumbel habe sich nie gescheut, Studenten zu helfen, ging nie ohne Fliege aus dem Haus und habe von sich und anderen viel erwartet. Davon zeugt auch die Anekdote, er habe in New York eine ganze Klasse in Statistik durchfallen lassen. Seine Fluchtroute gestaltete sich offenbar dramatisch. Gumbel musste sich von seiner Familie trennen und trat die Schiffsreise nach New York von Lissabon aus an. 1940 traf er in Big Apple ein. Seine Familie erst ein Jahr später.

Zuletzt versuchte Matthias Scherer, die mathematische Forschung Gumbels für das überwiegend nicht-mathematisch geschulte Publikum aufzubereiten. Gumbels Spezialgebiet der Extremwerte könne man mit einigem Recht als sein Lebenswerk betrachten. Nicht nur weil es akademisch sehr wertvoll ist, sondern auch weil er es sein ganzes Leben lang entwickelte. Gumbels mathematische Forschungen haben, so Scherer, immer auch einen politischen Bezug. Seine mathematisch prägnanten Überlegungen zu „Scheinkorrelationen" sind z.B. implizit gegen den Missbrauch mathematischer Begründungsmodelle gerichtet, zum Beispiel solche, die aus unzulässigen Datenkorrelationen Begründungen für rassistische Behauptungen oder für die Klassifizierung von Minderheiten als Verbrecher ziehen, indem sie sich auf absurde Korrelationen wie zwischen der Gangart von Menschen oder anderer beliebig ausgewählter Merkmale richten.

Gumbels Dissertationsthema war die Berechnung des Bevölkerungsstandes aus wenigen Beobachtungspunkten. Nur in gewissen periodischen Abständen wird ein

Zensus durchgeführt, für die Zwischenzeit hat man in der Regel keine Daten. Deswegen muss man einen Weg finden, den Bevölkerungsstand aus den Daten zu berechnen, die verfügbar sind. Nur so wird die Prognose des Bevölkerungsstandes möglich, die unerlässlich ist, um einen Staat zu organisieren oder eine Volkswirtschaft zu beschreiben. Die Bevölkerungsentwicklung vorherzusagen führte Gumbel zu dem Thema, das ihn dann sein ganzes weiteres Leben hindurch beschäftigen wird: Extremwerte. Diese sind die größten und kleinsten Werte einer statistischen Verteilung. Wenn man die Höhe eines Flusses aufzeichnet, zeigen die größten Werte Hochwasser an. Doch um Jahrhunderthochwasser vorherzusagen, fehlen oft die Daten. Deshalb ist die Hochrechnung aus den vorhandenen Messpunkten erforderlich, die Gumbel bereits in seiner Dissertation erforscht hatte. Gumbels Verdienst sei es gewesen, die Extremwerttheorie weiterentwickelt und für die Praxis nutzbar gemacht zu haben. Eine gewisse Aufmerksamkeit wurde ihm dadurch zuteil, dass in den 20er Jahren große Flutkatastrophen die USA heimsuchten.

Gumbels Exilzeit in den USA war geprägt von finanzieller Unsicherheit, als „Kommunist" in der McCarthy-Ära hatte er wenig Karrierechancen an öffentlichen Institutionen. Er kam schließlich als Adjunct Professor an der Columbia University unter (1952). Wirklich finanziell sorgenfrei konnte er erst sein, als er 1956 eine Wiedergutmachung vom badischen Staat erkämpft hatte und die Pension eines Ordinarius erhielt.



Emil Julius Gumbel um 1930 (Quelle: Universitätsarchiv Heidelberg, BA Pos I 1131)

Insgesamt konnten die Tagungsbeiträge zwar einen soliden Überblick zum derzeitigen Forschungsstand geben, aber keine fundamental neuen Perspektiven zu Gumbels Biografie oder seiner wissenschaftlichen und politischen Bedeutung aufwerfen. Auch die speziellen Forschungsinteressen einiger Referenten, die nicht direkt zu Gumbel forschen, lieferten eher einen geringen Erkenntnisfortschritt über Gumbels Lebensweg. Insofern kann diese Tagung nur der Anfang für eine erneute, intensive Auseinandersetzung mit dem Statistiker und Pazifisten sein.

In der Abschlussdiskussion stand dann die Frage im Raum, warum Gumbel als Mathematiker in der BRD anerkannt wurde, aber in politischer Hinsicht kaum Beachtung fand. Auch verpflichtete keine deutsche Universität ihn als ordentlichen Professor. Konsens fand die Betrachtung, Gumbel sei wie alle vor 1945 Vertriebenen das „personifizierte schlechte Gewissen". Doch Streitpunkt war die NS-Kontinuität in der BRD. Eike Wolgast argumentierte gegenüber den jüngeren Historikern, Gumbels fehlende politische Anerkennung lag in seiner Sicht im Nichtigwerden seiner The-

men, wie die auf dem rechten Auge blinde Justiz, die paramilitärische Gewalt von Freikorps oder das Zweigespann seiner politischen Anschauungen: Pazifismus und Sozialismus. Christian Jansen und fast alle anderen Vortragenden legten ihren Fokus eher auf die NS-Kontinuität in Universität und Politik, die zur Nichtanerkennung von vertriebenen Professoren führte. Fakt bleibt, dass nahezu alle Vorträge, die er in Deutschland hielt, mathematischer Natur waren. Und auch wenn 2019 eine Wanderausstellung und eine Tagung zu Emil Julius Gumbel stattfinden – zu seinen Lebzeiten war Emil Julius Gumbel nie nach Heidelberg zurückgekehrt.

Rezensionen

Alexander Heinzmann: Die Ringwälle auf dem Heiligenberg bei Heidelberg. Keltischer Fürstensitz oder Keltenstadt? Eine Veröffentlichung der Schutzgemeinschaft Heiligenberg, Handschuhsheimer Geschichtswerkstatt e.V., Heidelberg 2018, 44 S., 6,00 Euro (erhältlich in der Bücherstube an der Tiefburg, Dossenheimer Landstraße 2)

Vor etwa drei Jahrtausenden, zur Zeit der Urnenfelderkultur, gab es auf dem Heiligenberg bei Heidelberg eine große geschlossene Siedlung von Menschen. Danach ließen sich dort Angehörige eines keltischen Stammes nieder. Von diesen zeugen noch heute Reste eines doppelten Ringwalls. Jahrhundertelang lag auf dem Berg das politische, religiöse und kulturelle Zentrum der Region. Etwa um 200 v. Chr. soll sich das Herrschaftszentrum verlagert haben. Wohin, ist nicht bekannt. Die Geschichte der mittelalterlichen Klöster auf dem Heiligenberg wurde intensiv erforscht und dokumentiert. Doch über die Geschichte der Menschen, die diesen Berg in der Vorzeit bewohnten, wissen wir wenig Konkretes. In der „letztlich dürftigen Forschungsliteratur" (Heinzmann) ist die Rede von einer Keltenstadt („oppidum"), von Wohnpodien, von der Terrassierung des Berggipfels, von Eisenproduktion, von einem Fürstensitz, einer Nekropole. Aber wer die Ringwallanlage errichtete, wer darin Schutz finden oder abgewehrt werden sollte, darüber haben wir nur Vermutungen. Über Herkunft, Sprache, Religion, Kultur dieser Leute wissen wir nichts. Die Datierung einer angeblich zwischen 480 und 280 v. Chr. existierenden „Keltenstadt" wurde in der Literatur immer wieder ungeprüft übernommen und nicht hinterfragt. Im Hinblick auf die keltische Besiedelung hat man auf dem Heiligenberg wenig archäologisch geforscht. „Die früheren Grabungen entsprachen kaum dem heutigen Standard, z.T. gingen Aufzeichnungen und Funde in den Wirren zweier Weltkriege verloren." Die Grabungen beschränkten sich „auf die sichtbaren und archäologisch leicht zugänglichen Überreste – Mauern und Tordurchlässe" (S. 7). Zuletzt grub Dr. Ing. Peter Marzolff vom Institut für Ur- und Frühgeschichte 1980–1984 im Auftrag der Stadt Heidelberg und des Landesdenkmalamtes im Bereich der ehemaligen Lorscher Propstei St. Michael. Die Ergebnisse wurden 2012 veröffentlicht. Nun soll im Sommer 2019 unter Leitung des Kurpfälzischen Museums eine Lehrgrabung in der keltischen Siedlung auf dem Heiligenberg stattfinden.

Der Autor der vorliegenden Broschüre, Alexander Heinzmann, Vorstandsmitglied der Schutzgemeinschaft Heiligenberg, ist kein Archäologe, er hat nicht selber gegraben. Er zieht seine Schlüsse aus der Sekundärliteratur, aus Fundberichten, aus Erkenntnissen, die andernorts über die Kelten gewonnen wurden, so z.B. aus dem kürzlich erschienenen Buch von Dirk Krausse und Nicole Ebinger-Rist, „Das Geheimnis der Keltenfürstin. Der Sensationsfund von der Heuneburg" (Darmstadt 2018). Heinzmann fasst in seiner Broschüre die vorhandenen Forschungsergebnisse zusammen und vergleicht sie miteinander. Er versucht, „andernorts bereits gewonnene Erkenntnisse auf den Heiligenberg zu übertragen und so – hypothetische – Antworten auf obige Fragen zu geben" (S. 7). Heinzmanns Schlussfolgerung: „Hier war ein Zentralort von kultischer, wirtschaftlicher und repräsentativer Bedeutung mit weitreichenden Beziehungen" (S. 32). Für Heinzmann gingen die Kelten auf dem Heiligenberg aus den Urnenfelderleuten hervor. Er geht davon aus, dass um 450–350 v. Chr. auf dem Berg ein sog. Fürstensitz bestand. Der dortige „Fürst" soll ein Vasall des „Fürsten" auf dem Glauberg (im Wetterauкreis) gewesen sein. Nach 350 v. Chr. sei der Heiligenberg bis zur Ankunft der Römer siedlungsleer geblieben. Nach Heinzmann gibt es keine Belege für ein dort vorhandenes „oppidum". In Ladenburg, wo manche das Nachfolgezentrum der Siedlung auf dem Heiligenberg vermuten, fand sich nichts, was auf eine keltische Großsiedlung hindeutet.

Fazit der schmalen Broschüre: Die Forschung zu den Kelten auf dem Berg, seit Langem ein dringendes Desiderat, steht noch ganz am Anfang. Alexander Heinzmanns Verdienst ist es,

darauf aufmerksam gemacht zu haben. Wir sind gespannt, welche Ergebnisse und Folgerungen die Grabungskampagne von 2019 zeitigen wird.

Hansjoachim Räther

Karl Wilhelm Beichert, Wilhelm Kühlmann, Herrmann Wiegand (Hgg.): Der Jurist Nikolaus Kistner (Cisnerus) 1529–1583 und sein literarisches Werk im Kontext des pfälzischen Späthumanismus, Editionen und Untersuchungen mit Beiträgen von Theresa Baier, Kurt Schneider und Harry C. Schur, Mattes Verlag, Heidelberg 2018, 377 S., 15 Abb., 30,00 Euro

In seiner Karriere als Professor und Rektor der Universität Heidelberg, als langjähriger Assessor am Reichskammergericht zu Speyer, als kurpfälzischer Rat und als Vizepräsident des Heidelberger Hofgerichts betätigte sich der in Mosbach geborene Nikolaus Kistner (1529–1583), genannt Cisnerus, in vielen Textgattungen. Seine „Opuscula historica et politico-philologica", 1611 postum durch seinen Neffen, den Heidelberger Theologieprofessor Dr. Quirinus Reuter (1558–1613), in Frankfurt am Main herausgegeben, enthalten lateinisch verfasste Arbeiten zur Jurisprudenz, akademische Festreden und Proben gelehrter Poesie. Im vorliegenden Band werden wichtige Stücke aus dieser Sammlung exemplarisch und benutzerfreundlich, d.h. mit Übersetzungen und Anmerkungen, vorgestellt. Nikolaus Kistner, hervorragender Jurist des Späthumanismus, neulateinischer Lyriker und reformierter Christ (nach Wilhelm Kühlmann ein „calvinistisch gefärbter Melanchthonianer", S. 8) besuchte in Heidelberg bis 1544 die Neckarschule, wo er hervorragende Lateinkenntnisse erwarb, studierte am Collegium Dionysianum (dem späteren „Casimirianum") und promovierte 1547 zum Doktor und Magister der Philosophie. Danach lehrte er an der Heidelberger Philosophischen Fakultät Mathematik und Philosophie. Bei einem Studienaufenthalt in Wittenberg 1551 schloss er Freundschaft mit dem Philologen und Reformator Philipp Melanchthon (1497–1560). Auf Veranlassung seines Landesherrn studierte Kistner in Frankreich und Italien die Rechte und promovierte in Pisa 1559 zum Dr. jur. Er betätigte sich auch als Historiker und Redner („der manchmal durchaus ciceronisches Format erreichte", S. 245), nicht zuletzt als poetisch begabter „Dichterhumanist", welcher Kasualgedichte auf Mitglieder des pfälzischen Herrscherhauses, auf Kollegen und Freunde verfasste. Sein Grab fand Kistner 1583 in der Heidelberger Heiliggeistkirche, das Grabdenkmal wurde 1689 von französichen Soldaten zerstört. Ein Freund, der Arzt und Dichter Johannes Posthius (1537–1597), widmete ihm ein rühmendes Trauerepigramm („Groß an Geist, klein an Wuchs, das war Cisnerus. / Es lebte mit ihm der Ruhm der Musen, die Ehre des Rechts.", S. 287). Ein würdevolles Denkmal für den berühmtesten Sohn der Stadt Mosbach war die Benennung des dortigen Gymnasiums nach ihm im Jahre 1958.

Hermann Wiegand, Oberstudiendirektor am Karl-Friedrich-Gymnasium Mannheim 1996–2014, Honorarprofessor für neulateinische Literatur an der Universität Heidelberg seit 2001, seit 2007 Vorsitzender des Mannheimer Altertumsvereins, hatte schon 1998 mit einer Studie zu Nikolaus Kistner aufmerksam gemacht (vgl. HJG Jg. 6, 2001, S. 254ff.). Im vorliegenden Band nun präsentiert er Quirinus Reuters Biographie als „Hauptquelle der späteren Kistnerbiographik" mit der Übersetzung des lateinischen Textes und zahlreichen gelehrten Anmerkungen. Weitere Beiträge, vorwiegend zur Dichtung Kistners, stammen von den Mitherausgebern Karl Wilhelm Beichert und Wilhelm Kühlmann sowie von Teresa Baier, Kurt Schneider (†) und Harry C. Schnur (†).

Unter dem Titel „Multimediale Festkultur des Vorbarock und das Heidelberger Schloss" stellt Karl Wilhelm Beichert auf rund 100 Seiten die von dem 22-jährigen Kistner verfasste episch-artistische, nach antiken Vorbildern in lateinischen Hexametern abgefasste „Beschreibung der pfälzischen Fürstenhochzeit des Jahres 1551" vor (ein neuntägiges Fest auf dem Schloss mit Feuerwerk und Kriegsspielen auf dem Turnierplatz in der Vorstadt, ausgerichtet

vom Oberhaupt der pfälzischen Wittelsbacher, Kurfürst Friedrich II.). Beichert (S. 34) merkt dazu an, dass wir es hier eher mit einer panegyrischen Dichtung auf Friedrich II. selbst zu tun hätten als mit einem Hochzeitsgedicht auf die jungvermählten Adeligen. Kurfürst Friedrich allerdings habe (wegen mangelnder Lateinkenntnisse) dieses Poem kaum genießen können.

Wilhelm Kühlmann geht in seinem Beitrag auf das literarische Netzwerk ein, welches Kistner im deutschen Südwesten knüpfte. Er nennt vor allem den Arzt Johannes Posthius aus Germersheim und den weniger bekannten Wertheimer Schulmeister-Poeten Nikolaus Rüdinger (1530–1581), beide mit Kistner befreundet, aber auch den französischen Juristen Hugo Donellus (Hugues Doneau, 1527–1591) und den Dichter Paul Schede-Melissus (1539–1602, ab 1586 Leiter der Bibliotheca Palatina).

Harry C. Schnur, Hermann Wiegand und Karl Wilhelm Beichert stellen das „Idyllion de comparatione veris et autumni" vor, ein Preisgedicht über die Vorzüge des Monats Mai und des Frühlings gegenüber dem Herbst, welches Kistner vermutlich in Heidelberg verfasste und Kurfürst Friedrich II. widmete.

Hermann Wiegand berichtet anhand entlegener historischer Archivalien über einen spektakulären Mord an einem deutschen Studenten in Bourges im Jahre 1554. Kistner, der seit 1553 in der französischen Stadt die römische Rechtswissenschaft studierte, plädierte in seiner Rede an die Richter des Pariser „Parlements" für eine harte Bestrafung der Täter.

Kistner pflegte auch bei feierlichen Doktorpromotionen Ansprachen zu halten, so z.B. über den Stauferkaiser Friedrich II. und seinen unglücklichen Enkel Konradin von Hohenstaufen sowie Kaiser Otto III. Kurt Schneider hat die Gedenkrede auf Konradin, der 1268 in Neapel enthauptet wurde, übersetzt.

Auf Anforderung von Kurfürst Ludwig VI., der 1576 in der Pfalz das lutherische Bekenntnis wieder einführte (und reformierte Prediger-Professoren, nicht aber Cisnerus, von der Universität entfernte), fasste Kistner 1580 seine Stellungnahme zur Abendmahlsfrage zusammen. Er berief sich dabei auf die „Confessio Augustana" von 1530 und vertrat gegen die katholische Auffassung, nach der die konsekrierte Hostie „Leib und Blut Christi" bleibe, die „Realpräsenz" Christi im Abendmahl. Hermann Wiegand bietet den lateinischen Text, eine deutsche Übersetzung mit Anmerkungen und anschließender Interpretation.

Teresa Baier stellt unter dem Titel „Intereo viribus meis" Nikolaus Kistners „Querela Germaniae AD PRINCIPES ET STATUS IMPERII" vor, eine sogenannte „Heroide". Diese Textgattung geht auf den römischen Dichter Ovid zurück. Es sind „fingierte poetische [...] Briefe einer verlassenen und meist in irgendeiner Form bedrohten Frau an den fernen Mann oder Geliebten", konkreter: ein in Versen abgefasster „Brief, welcher als erkennbare Fiktion einer bestimmten Figur in den Mund gelegt wird". In Kistners Dichtung werden die politisch und konfessionell zerstrittenen deutschen Reichsfürsten zur Eintracht im Kampf gegen den äußeren Feind, die Türken, ermahnt.

Im Anhang findet sich eine Liste der in Kistners Werkausgabe (1611) abgedruckten Briefe, ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis und ein Personenregister. Das Werk, Ergebnis ernsten Gelehrtenfleißes, beleuchtet wie ein Blitzlicht eine der fruchtbarsten Perioden in der Geistesgeschichte von Residenz und Universität Heidelberg. Mit Hilfe der hervorragenden Übersetzungen können auch Nicht-Lateiner etwas damit anfangen. Ob es allerdings geeignet ist, im gymnasialen Geschichts- und Lateinunterricht eingesetzt zu werden, wie es der Mosbacher Geschichtslehrer Markus Wieland bei der Buchvorstellung empfahl, vermögen wir nicht zu entscheiden.

Hansjoachim Räther

Benjamin Müsegades, Ingo Runde (Hgg.): Universitäten und ihr Umfeld. Südwesten und Reich in Mittelalter und früher Neuzeit. Beiträge zur Tagung im Universitätsarchiv Heidelberg am 6. und 7. Oktober 2016 (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte, Bd. 7), Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2019, 276 S., 25,00 Euro

Der jüngste Band aus der Schriftenreihe des Heidelberger Universitätsarchivs umfasst neben einer Einführung von Benjamin Müsegades zehn Aufsätze, von denen acht auf den Beiträgen zur Tagung im Herbst 2016 beruhen. Generalthema ist die Interaktion mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Universitäten mit ihrem Umfeld. Darunter werden „Personen, Gruppen, Institutionen und Strukturen" verstanden, „die nicht Bestandteile der Universität im institutionellen Sinne sind, jedoch die Universität und ihre Mitglieder beeinflussten und mit diesen interagierten" (S. 5). Gegliedert werden diese Akteure in drei größere Gruppen: „Landesherrschaft und Territorium", „Stadt" und – etwas unspezifischer – „Kirche, Geld und Gelehrte".

Fünf Beiträge betreffen ganz oder teilweise die Universität Heidelberg. Im Abschnitt „Landesherrschaft und Territorium" behandelt Ingo Runde „Statuten und Reformen der Universität Heidelberg im Kontext von Politik, Religion und Wissenschaft – von der Gründungsphase bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts". Detailliert zeichnet er die Entwicklung der Statuten der Universität nach, die schon im Jahr 1393 – also sieben Jahre nach ihrer Gründung – erstmals grundlegend reformiert wurden. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts war die Entwicklung der Universität vom sogenannten „Wegestreit" geprägt, d.h. der Auslegung der Erkenntnistheorie des Aristoteles. Diesem Streit wollte Kurfürst Friedrich I. im Mai 1452 mit seiner Universitätsreform ein Ende setzen. Dies gelang nicht, gleichwohl war das „Machtwort" (S. 54) des Kurfürsten von entscheidender Bedeutung, da sich die Universität damit endgültig in eine Landesuniversität wandelte. Die nächste grundlegende Statutenänderung wurde im Zeitalter der Reformation unter Friedrich II. begonnen und von Ottheinrich beendet. 1558 trat die „Neue Ordination" in Kraft, die bis zur nächsten Reform der Universität im Jahr 1786 Bestand hatte.

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts kam es wiederholt zu gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen Studenten, die als Universitätsangehörige einer eigenen Rechtsordnung unterstanden, und anderen Teilen der Heidelberger Einwohnerschaft. Andreas Büttner untersucht in seinem, dem Abschnitt „Stadt" zugeordneten Beitrag „‚Studentenkrieg' oder burß stirmen? Gewaltsame Konflikte zwischen Studenten und ihrem Umfeld in Heidelberg" die Ereignisse der sogenannten Bursenstürme von 1406 und 1422. Dabei geht er systematisch jeweils auf Anlass, Verlauf, Protagonisten sowie Kontext und Umfeld der Konflikte ein. Im Gegensatz zu anderen Historikern charakterisiert Büttner diese nicht als „Studentenkrieg". Er plädiert dafür, „die von der Forschung evozierten Dimensionen von stadtweiten Verfolgungen und Krawallen, von Pogromstimmung und einer allgemeinen Jagd auf Studenten" auf ein „angemessenes Maß" zu reduzieren. Dabei müsse man, „stärker als bisher in Rechnung stellen […], dass auf allen Seiten vor allem junge Erwachsene an den Auseinandersetzungen beteiligt waren, für die Gewaltbereitschaft auch ein Ausdruck ihrer Gruppenzugehörigkeit und Männlichkeit gewesen sein dürfte" (S. 118).

Der Abschnitt „Kirche, Geld und Gelehrte" enthält drei Beiträge zur Universität Heidelberg. Ihre Beziehungen zu kirchlichen Institutionen, insbesondere zu den Bistümern Worms und Speyer, untersucht Heike Hawicks eingehend in ihrem Aufsatz „Klöster – Kanzler – Konservatoren. Das kirchliche Umfeld der Universität Heidelberg vom späten Mittelalter bis in die frühe Neuzeit".

Ausgehend von der Frage, ob die Vorlesungszeiten an europäischen Universitäten harmonisiert werden sollten, befasst sich Wolfgang Eric Wagner unter dem Titel „Die spätmittelalterliche Universität Heidelberg als Zeitgruppe. Der akademische Kalender zwischen Kirchenjahr und pfalzgräflicher Memoria" mit der Genese des akademischen Jahrs in Heidelberg und seiner Inszenierung.

Die Rolle spätmittelalterlicher Universitäten als Kreditgeber beleuchtet Elisabeth Heigl in ihrem Beitrag „‚Anleihe Academischer Gelder'. Regionale Kreditvergabe frühneuzeitlicher Uni-

versitäten am Beispiel Heidelbergs und Greifwalds". Sie kommt in beiden Fällen zu dem Ergebnis, dass die Universitäten die ihnen zur Verfügung stehenden Gelder „vorwiegend auf dem Land" investierten. Weder Heidelberg noch Greifswald vergaben „akademische Kredite an ihre jeweilige Stadt" (S. 262), und auch Kaufleute oder Handwerker zählten kaum zu ihren Schuldnern.

Alle Beiträge verfügen über einen umfangreichen Anmerkungsapparat mit Verweisen zu Primärquellen – insbesondere in den Beständen des Universitätsarchivs – und zur relevanten Literatur. Damit verdeutlicht der Band erneut eindrucksvoll das hohe wissenschaftliche Niveau der Tagungen des Heidelberger Universitätsarchivs. Die primäre Zielgruppe der Publikationen sind sicher Fachhistoriker. Doch auch wer sich nicht in sämtliche Detailaspekte der Geschichte mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Universitäten vertiefen möchte, wird die Aufsätze mit Gewinn lesen.

Martin Krauß

Johannes Ehmann: Geschichte der Evangelischen Kirche in Baden. Bd. 1, Reformatorische Bewegungen im Südwesten des Reichs (1518–1557). Von Luthers Heidelberger Disputation bis zum Augsburger Frieden und seinen Nachwirkungen, Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2018, 284 S., 38,00 Euro

Die Reformationsgeschichte einer heutigen Landeskirche auf weniger als 300 Seiten zusammenzufassen, ist eine kaum lösbare Aufgabe. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gab es im heutigen Baden mit der Kurpfalz, der Markgrafschaft Baden und dem habsburgischen Vorderösterreich drei flächige Territorialherrschaften. Dazwischen lagen ritterschaftliche, reichsstädtische, geistliche Gebiete und Enklaven in großer Zahl. Jedes dieser Territorien hatte seine eigene Geschichte und sein eigenes Kabinett handelnder Personen.

Johannes Ehmann, der Kirchengeschichte an der Universität Heidelberg lehrt, baut sein Thema nicht handbuchartig-alphabetisch auf. Er verteilt den Stoff auf analytische, biografisch-erzählende und weiterführende historische Kapitel. Entstanden ist so ein gut lesbarer Überblick über die konfessionellen Umwälzungen am rechtsseitigen Oberrhein im 16. Jahrhundert. Die beigefügte Karte der Territorialverhältnisse (S. 28) hätte allerdings eine ausführlichere Legende und am Ende ein Ortsregister gut vertragen können.

Das „Initial der oberdeutsch-reformatorischen Bewegung" war Luthers Disputation im April 1518. Heidelberg als Schauplatz hält Ehmann eher für einen „Zufall" (S. 30). Die Professoren hatten nur „den Kopf geschüttelt" (S. 62) und blieben bis 1556 papsttreu. Heidelberg war demnach in den Jahrzehnten nach 1518 kein Vorort der Reformation. Kurfürst Ludwig V. kommt bei Ehmann zu gut weg: Er habe als „verhalten lutherisch" gegolten (S. 243). Er war aber nicht nur Kaiser Karl V. verpflichtet, sondern vier seiner Brüder waren Bischöfe auf verschiedenen Positionen – schlimme Beispiele für Ämterkauf der altgläubigen Kirche, in die er eingebunden blieb. Ihm folgte 1544 sein Bruder Friedrich II. nach, ein Zauderer zwischen den Konfessionen. Erst Ottheinrich erließ 1556 eine reformatorische Kirchenordnung, die mit dem Heidelberger Katechismus von 1563 fortgesetzt und calvinistisch zugespitzt wurde.

Ehmann spricht von der Reformation als einer „planmäßigen, landesweiten Umbildung des geistlichen Lebens" (S. 23), die nur mit obrigkeitlicher Steuerung gelingen konnte. Damit ist die Genese der Landeskirche berücksichtigt. Der Untertitel redet freilich in der Mehrzahl von reformatorischen „Bewegungen". Die kommen in der Darstellung zu kurz. Denn es gab auch Initiativen von unten und abweichende Lehren gegen die kanonischen Reformatoren.

Das Schülertheater „Eusebia" am Heidelberger Lyceum und der kleine Bildersturm in der Heiliggeistkirche während des „Interims" 1548 waren wohl zu unbedeutend, um genannt zu werden. Aber die Revolution von 1525, gemeinhin Bauernkrieg genannt, und die anschließende friedliche Täuferbewegung werden ausgeklammert. Die Aufständischen am Bruhrain hatten sich Anfang Mai 1525 vom Speyrer Bischof Georg die freie Predigt des Evangeliums vertraglich

zusichern lassen. Drei Wochen später unterdrückte der Feldzug Kurfürst Ludwigs, Georgs Bruder, den Aufstand. In Bruchsal wurde der Eppinger Pfarrer Anton Eisenhut, ohne dass ein Gerichtsverfahren vorausgegangen wäre, geköpft. Hans von Hall, einer der Hauptleute der Bruhrainer, wurde am 22. Juli 1525 auf dem Heidelberger Marktplatz hingerichtet. Georg Schwartzerdt, Bürgermeister von Bretten, hat ihm in seinen Erinnerungen ein kleines Denkmal gesetzt; Schwartzerdt war der Bruder Philipp Melanchthons. Auch diese Ereignisse gehörten eigentlich in den Zusammenhang einer badischen Reformationsgeschichte.

Diese Lücken sind nicht allein dem Autor anzulasten, sondern folgen einer langen kirchenhistorischen Tradition. Umso überraschender erzählt Ehmann dann doch noch das Leben Balthasar Hubmaiers (S. 105–109). Hubmaiers Wirken begann in Regensburg als altgläubiger Populist. In Waldshut (heute badisch) schloss er sich 1525 den Bauern an. Nach deren Niederlage wandte er sich den Täufern zu und wurde 1528 als Ketzer verbrannt, seine Frau Elisabeth in der Donau ertränkt. Am Stubentor in Wien habe ich die Gedenktafel gesehen, die heute an dieses reformatorische Märtyrerschicksal erinnert.

Hans-Martin Mumm

Gudrun Perrey: Johann Georg Zimmer (1777–1853). Die Geschichte des Heidelberger Verlegers (Texte und Beiträge zur Romantik und ihrer Wirkung Bd. 2), Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2018, 323 S., 28,00 Euro

In der großen Erzählung von der Heidelberger Romantik kommt Georg Zimmer nur als Nebenfigur vor: der Verleger des „Wunderhorn" mit seinem Kompagnon Jakob Mohr, der für den geschäftsmäßigen Erfolg stand; Zimmer selbst als Freund der Dichter, der schließlich Heidelberg verließ und Pfarrer wurde. Gudrun Perrey hat 2018 nach umfänglicher Recherche eine Biografie des Verlegers und Theologen vorgelegt. Die Autorin ist 2010 bekannt geworden durch ihre Biografie Caroline Rudolphis (siehe HJG 15, 2011, S. 291f.)

Georg – so offenbar der Rufname – wurde 1777 als achtes von zwölf Kindern eines Müllers in Homburg vor der Höhe geboren. Aus der Zeit seiner Frankfurter Buchhändlerlehre stammte die langjährige Freundschaft mit Christian Friedrich Winter (S. 17). Der weitere Weg führte ihn zu dem Verleger Friedrich Perthes nach Hamburg, wo er seine kaufmännische Ausbildung vollendete.

Der Frankfurter Buchhändler Jakob Mohr fädelte Heidelberg als Ort einer Verlagsgründung ein; Winter war an dieser Planung beteiligt. Hier verbrachte Zimmer ab 1805 zehn ereignisdichte Jahre: die Herausgabe von „Des Knaben Wunderhorn" und der „Heidelberger Jahrbücher der Literatur", der Mittagstisch, aus dem eine Lesegesellschaft hervorging, der Streit zwischen Johann Heinrich Voß und den Romantikern sowie die Angriffe Georg Reinbecks in Cottas „Morgenblatt", um nur die wichtigsten der allbekannten Vorgänge zu nennen.

1810 gab Mohr seine Frankfurter Filiale auf und zog nach Heidelberg. Zimmer zeichnete seither nur noch zusammen mit seinem Kompagnon. Perrey sieht darin eine Zurücksetzung Zimmers, die ihn schließlich zu einem Berufswechsel veranlasste. Großen Raum in ihrer Darstellung nehmen die zahlreichen Geschäftsbriefe ein, die immer wieder von Zahlungsschwierigkeiten handeln. Umso erstaunlicher ist zu lesen, dass Zimmer 1815 die Hauptstraße 129 an Winter verkaufte (S. 254f.): In den zehn Jahren vermeintlicher Knappheit war es Zimmer gelungen, das große Haus an der Ecke Marstall- und Hauptstraße zu erwerben. Heidelberg lag in der Napoleonzeit im Auge des Taifuns. Kriegszüge und Kontinentalsperre behinderten den Buchhandel in ganz Mitteleuropa. Hier jedoch herrschten Ruhe und die Chance für wirtschaftliche Erfolge. Zeitweilig hatten zwei weitere Buchhandlungen ihr Auskommen.

Über den Verlauf des Theologiestudiums ist nicht viel bekannt (S. 227–231). 1815 trat Christian Friedrich Winter für seinen Jugendfreund als Verlagsteilhaber ein. Zimmer ging als Pfarrer nach Schriesheim, dann nach Hessen, um dort schließlich Deputierter der Landstände

und Konsistorialrat zu werden. 1822 trennten sich in Heidelberg Winter und Mohr. Winter engagierte sich politisch, Mohr blieb neutraler Geschäftsmann. Perrey entgeht die von Winter 1822 begonnene Kampagne gegen die jüdischen Antiquare, an der sich von den Heidelberger Buchhändlern nur Mohr nicht beteiligte. Ein gemeinsames Happy End gab es nicht. Jeder ging seine eigenen Wege.

An dem „historischen Präsens" ihrer Erzählung, das Uwe Hentschel in seiner vom Katalog der Universitätsbibliothek Heidelberg kanonisierend mitgeteilten Rezension beklagt, habe ich mich am wenigsten gestört. Eher finde ich verwirrend, dass die Autorin an vielen Stellen Datierungen offen lässt, es sei denn, sie hat gerade eine Quelle an der Hand. Eine zweite Schwäche ist Perreys Verzicht auf einen wissenschaftlichen Apparat: Ihre Anmerkungen beschränken sich auf die Nennung von Belegstellen und machen nicht kenntlich, was sie neu entdeckt hat oder was bereits andernorts zitiert wurde. Herbert Derweins grundlegende Arbeit zur Heidelberger Romantik von 1922 führt sie nicht einmal im Literaturverzeichnis. Drittens fehlen Erhebungen zu den Vermögensverhältnissen, etwa anhand des Heidelberger Lagerbuchs. Trotzdem: Wer sich für das Leben Georg Zimmers interessiert, kommt an Gudrun Perreys Biografie nicht vorbei.

Hans-Martin Mumm

Thilo Winterberg (Hg.), Katalogbearbeitung Bärbel Fach, Martin Fach und Thilo Winterberg: Gebrüder Ernst und Bernhard Fries. Leben, Einordnung, Werk, Winterberg, Heidelberg 2017, 172 S., 84 Abbildungen, 25,00 Euro (als pdf-download im Internet verfügbar)

Dieser Ausstellungskatalog informiert über rund 80 Zeichnungen unbekannter Herkunft, die der Galerist Thilo Winterberg erwerben konnte: Ein Glücksfund seien die anonymen Zeichnungen gewesen. Nach eingehenden Recherchen konnte Winterberg die Herkunft der Bilder dem Münchner Architekten und Kunstsammler Eugen Dreisch (geb. 1882) zuordnen, der sie 1918 von Sophie Feldhoff (1826–1918), der Witwe Bernhard Fries', erworben hatte. Es handelt sich um Arbeiten ihres Mannes Bernhard und ihres Schwagers Ernst Fries. Die Zeichnungen waren ursprünglich nicht zum Verkauf bestimmt und haben das Atelier der Künstler zu deren Lebzeiten auch nie verlassen. Es sind „Kopien und frühe Arbeiten", Landschafts- und Naturskizzen und Zeichnungen von ihren Reisen durch Deutschland und Italien, darunter sind auch fünf Zeichnungen von Heidelberg und Umgebung: drei aus Ernsts („Drei Wassertröge" im Heidelberger Stadtwalt von 1828/29, „Blick von Schlierbach auf den Neckar und Stift Neuburg" von 1833 und „Bammental mit Blick zur Evangelischen Kirche" von 1833) und zwei aus Bernhard Fries' Oeuvre („Jäger auf einer Lichtung im Heidelberger Stadtwald" von 1841/42 und „Ziegelhausen bei Heidelberg mit der St. Laurentiuskirche" in den 1850er Jahren).

Die unsignierten Zeichnungen konnten Ernst Fries anhand des Werkverzeichnisses, das im Jahr 2000 von Sigrid Wechssler (damals Leiterin des Kupferstichkabinetts am Kurpfälzischen Museum) erstellt wurde, zu- und auch zeitlich eingeordnet werden. So erhält man im Vergleich mit den Originalen erhellende Einblicke in die Arbeitsweise des Künstlers und erfährt einiges über Betriebs- bzw. Ateliergeheimnisse. Während Ernst Fries' Zeichnungen sorgfältig ausgearbeitet sind, Details und Lichtgebung eine Rolle spielen, sind Bernhards Zeichnungen sehr vereinfacht und auf großzügige Umrisse beschränkt. Die Individualisierung stand bei ihm im Vordergrund, wie man im Katalog erfährt. All diese Merkmale weisen auch die Zeichnungen, die Heidelberg betreffen, auf. Die Spannbreite der Techniken wird deutlich, die z.B. Ernst Fries beherrschte und gekonnt anwendete, und vor allem der „Mut zum Experimentellen, ganz Privaten" stand dabei im Vordergrund, was, wie die Autorin, Erika Rödiger-Diruf, meint, der Grund war, warum die Bilder nicht zum Verkauf gedacht waren.

Die Malerbrüder Ernst und Bernhard Fries sind keine Unbekannten in Heidelberg; das Kurpfälzische Museum besitzt viele ihrer Arbeiten. Die Söhne des Heidelberger Bankiers Christian Adam Fries und seiner Frau Christine Louisa Fries, geb. Heddäus, sind früh mit Kunst in Berührung gekommen; die Eltern besaßen eine große Kunstsammlung. Die künstlerische Begabung ihrer Kinder haben sie früh erkannt und gefördert: Die Söhne erhielten noch sehr jung den ersten Zeichenunterricht und konnten Dank des Vermögens der Eltern ein sorgenfreies Malerleben führen. (Bernhard verlor allerdings 1858 durch den Bankrott des Bankhauses Fries sein gesamtes Vermögen.) Viele Reisen führten die Brüder durch Deutschland und nach Italien.

Die Brüder, die sich beide der Landschaftsmalerei zuwandten, trennt fast eine Generation, der ältere, Ernst Fries, wurde 1801 geboren und zählt neben Karl Rottmann und Karl Philipp Fohr zu den bedeutendsten Malern der Heidelberger Romantik, während Bernhard, der jüngste Bruder, erst 1820 geboren wurde und weniger eindeutig einer bestimmten Stilrichtung zuzuordnen ist. Er bewegt sich „in sehr verschiedenen Stilformen", so dass es „manchmal schwer fällt, ihm mit letzter Sicherheit ein Werk zuzuschreiben". Die Brüder dürften sich wenig gekannt haben, da Ernst in den 1820er Jahren viel auf Reisen war, dann Ende der 20er Jahre in Karlsruhe eine Familie gegründet hatte und schon 1833 gestorben ist.

Der erste Teil des Buches ist Ernst Fries gewidmet, der zweite dem 19 Jahre jüngeren Bruder Bernhard. Ernst Fries wurde auf dem Peterskirchenfriedhof beerdigt, sein Grabstein befindet sich heute auf dem Bergfriedhof. Bernhard Fries starb 1879, 59-jährig in München.

Die sehr anschaulich geschriebenen Texte zu den beiden Künstlern und ihren Kunstwerken sind von der Kunsthistorikerin Erika Rödiger-Diruf, ehemals Direktorin der städtischen Galerie Karlsruhe, verfasst. Als ausgewiesene Expertin – sie hat sich bereits in ihrer Dissertation mit dem Landschaftsmaler Karl Rottmann beschäftigt – gibt sie vergleichende Hinweise auf Künstlerkollegen und motivähnliche Arbeiten, sie vermittelt der Leserin und dem Leser Einblicke in das jeweilige Lebensumfeld der Künstler und ordnet die Bilder in deren Schaffensprozess ein.

Claudia Rink

Klaus-Peter Schroeder: „Sie haben kaum Chancen, auf einen Lehrstuhl berufen zu werden." Die Heidelberger Juristische Fakultät und ihre Mitglieder jüdischer Herkunft (Heidelberger Rechtwissenschaftliche Abhandlungen 16), Mohr-Siebeck, Tübingen 2017, XIV, 372 S., 69,00 Euro

Dieses Buch des pensionierten Heidelberger Rechtshistorikers gehört nicht in den Bereich der kritischen, sondern der antiquarischen Geschichtsschreibung. Ihr geht es – Nietzsche zufolge – um das Bewahren und Verehren, und zwar gerade auch der „minder begünstigten Geschlechter und Bevölkerungen" ihrer Heimat. Zu den Nachteilen antiquarischer Geschichtsschreibung gehört „Sammelwut" und das Fehlen von Form und Struktur. So hat auch dieses Buch keine Einleitung, die den Titel erläutern oder die Kriterien für die Auswahl der behandelten Personen (z.B. Dernburg) oder für die Länge der Einzeldarstellungen zwischen vier (zu Cohn) und 33 Seiten (zu Goldschmidt) und die Fragestellungen präzisieren würde. Es gibt auch keine ergebnissichernden Zusammenfassungen, weder am Ende der drei Kapitel, die die Epochen 1803–1870, 1871–1918 sowie 1919–1945 behandeln, noch als Gesamtfazit. Die einzelnen biografischen Schilderungen sind ganz verschieden aufgebaut, was deren Vergleich erschwert.

Der Autor schreibt mit spürbarer Sympathie für die Juristen jüdischer Herkunft (nicht ‚sine ira et studio'), schweift gelegentlich etwas zu weit ab (z.B. S. 52: „hörte auf den hölzernen Bänken [...] Kollegs", S. 92: „Purgatorium des Privatdozentendaseins") oder verliert sich im Anekdotischen. Schroeder verhehlt politische Sympathien nicht: Wer sich z.B. auf der politischen Linken engagierte wie Gumbel, kann auf weniger Verständnis hoffen als dessen studentische Gegner, deren Nationalismus zu „nationalen Empfindungen" verniedlicht wird (S. 272). Dem die NSDAP unterstützenden Professor von Künßberg, der wegen seiner jüdischen Frau

Schwierigkeiten bekam, attestiert Schroeder „gutgläubige Hoffnungen auf die [...] ‚nationale Bewegung'" (S. 330). Der Text enthält zahlreiche Wiederholungen (z.B. dass die Heidelberger Universität liberal, eine „Juristen-Universität" gewesen sei) – hier vermisst man ein Verlagslektorat, ebenso bei der fehlenden Erläuterung von Schlüsselbegriffen, etwa, was das „Spruchkollegium" war, von dem „jüdische" Professoren ausgeschlossen blieben.

Nach dieser Kritik an Anlage und Form des Buchs nun zu seinen positiven Seiten und seiner Bedeutung: Der Autor verfügt über ein stupendes Wissen zu den Heidelberger Juristen und hat für sein neues Werk breit recherchiert und sowohl die Literatur als auch zahlreiche Akten des Universitätsarchivs ausgewertet. Insbesondere die als „Einleitung" überschriebene Vorgeschichte fasst konzise und eindrucksvoll das wechselvolle Verhältnis zwischen Heidelberger Universität und den Juden zusammen (etwa die Übertragung des jüdischen Besitzes an die Universität durch Kurfürst Ruprecht II. 1391). Nach dem Niedergang der Jesuitenuniversität ließ die aufklärerische Neugründung (1803) zwar nichtchristliche Studenten zu, blieb aber ebenso wie der sie nun tragende Staat bis weit ins 20. Jahrhundert hinein christlich geprägt, was bedeutete, dass Juden auf vielfältige Weise benachteiligt waren. Politische Stellungnahmen der Universitätsangehörigen oszillierten zwischen dem Aufruf des Philosophieprofessors Fries, die Juden auszurotten, gefolgt von einem Pogrom (1819) und der religiösen Toleranz der Heidelberger Burschenschaft, die 1819 sogar mit ihren Waffen die Juden schützte. Bis 1945 war die Studentenschaft jedoch mehrheitlich antisemitisch eingestellt. In Heidelberg wurden die meisten Juden bei den Juristen habilitiert; in einer der Formulierungen Schroeders, die man sich präziser wünschen würde, heißt es sogar, „dass nahezu sämtliche Habilitationen von Juristen mit jüdischem Hintergrund bis wenige Jahre nach der Reichsgründung in Heidelberg stattfanden" (S. 149 – was heißt „Hintergrund", was sind „wenige Jahre"?). In der Regel mussten die Aspiranten allerdings konvertieren, also die „Karrieretaufe" über sich ergehen lassen. Die teils tragischen (z.B. Friedländer), überwiegend aber trotz mancher Diskriminierung erfolgreichen, teilweise glänzenden (Goldschmidt, Jellinek) Karrieren und Biografien schildert Schroeder sehr quellennah – mit den erwartbaren Vor- und Nachteilen: einerseits ergiebiges Material, schöne Zitate, andererseits geringe analytische Tiefe.

Den 24 ausgewählten Juristen „mit jüdischem Hintergrund" hat Schroeder mit diesem Buch ein Denkmal gesetzt, einige von ihnen vor dem Vergessen bewahrt. Einige Porträts bleiben wohl wegen fehlenden Quellenmaterials skizzenhaft, andere sind meisterlich inszeniert (z.B. der Einstieg zu v. Künßberg, S. 234f.). Überwiegend handelt es sich um Erfolgsgeschichten, die auf Lehrstühlen endeten. Insofern bleibt das titelgebende Zitat rätselhaft.

Christian Jansen

Ingrid von Beyme, Sabine Hohnholz: Vergissmeinnicht – Psychiatriepatienten und Anstaltsleben um 1900. Aus Werken der Sammlung Prinzhorn, Springer, Berlin 2018, 387 S., 354 Abb., Print-Ausgabe 59,99 Euro, E-Book 46,99 Euro

1922, also vor nunmehr fast 100 Jahren, veröffentlichte Hans Prinzhorn sein weithin bekanntes und von Künstlerinnen und Künstlern seiner Zeit geradezu als „Bilderbibel" verehrtes Werk „Bildnerei der Geisteskranken". Genau 100 Jahre reicht die Geschichte der zugrundeliegenden Sammlung, später nach Prinzhorn benannt, zurück – ab 1919 erweiterte Prinzhorn systematisch eine bereits zuvor bestehende Lehrsammlung mit dem Ziel eines Museums für „psychopathologische Kunst" an der Heidelberger Klinik. Zwar entstand das Museum erst 2001, doch die Sammlung, die Arbeiten aus psychiatrischem Kontext aus dem gesamten Deutschen Reich, besonders viele aber auch aus der Heidelberger Klinik verwahrte, blieb ein Kleinod ihrer Stadt – zeitweise verborgen, bald aber mit zunehmender Strahlkraft im In- und Ausland. Ein Buch, das das „Anstaltsleben" von Patientinnen und Patienten in den Blick nimmt, die mit ihren Wer-

ken zur Sammlung Prinzhorn beigetragen haben, dürfte dementsprechend auch für die Heidelberger Lokalgeschichte einige Ansatzpunkte bieten.

Im Geleitwort zum neuen Buch „Vergissmeinnicht" hält Museumsdirektor Thomas Röske fest, dass dieses ebenso wie Prinzhorns „Bildnerei der Geisteskranken" im Springer-Verlag erschien, sich in den Abbildungen allerdings kaum „mit dem Vorgänger" überschneide (S. VI). Das ist keineswegs Zufall, denn man könnte den mit „Vergissmeinnicht" verfolgten Ansatz geradezu als einen Gegenentwurf zu Prinzhorns „Bildnerei" ansehen. In seiner Konzentration auf „urtümlichen Ausdrucksdrang" und Kreativität der Künstlerinnen und Künstler, denen er gestaltpsychologisch nachging, abstrahierte Prinzhorn von der Lebensrealität der Psychiatriepatientinnen und -patienten und auch von ihrem biografischen Hintergrund. „Vergissmeinnicht" dagegen will eine „Psychiatriegeschichte von innen" sein, den Blick der Patientinnen und Patienten auf „die Anstalt" mittels ihrer künstlerischen Äußerungen einfangen. Dies ist kein ganz neuer Ansatz, beispielsweise legte auch Monika Ankeles Buch „Alltag und Aneignung in Psychiatrien um 1900. Selbstzeugnisse von Frauen aus der Sammlung Prinzhorn" (Köln 2009) den Fokus auf die „Agency", die Handlungsmacht der Akteurinnen und somit auch auf ihren situativ-historischen und biografischen Kontext. Doch das vorliegende Buch geht nach Ankündigung der Autorinnen in ihrer Einführung über bislang verfolgte Ansätze hinaus, auch insofern, als es sich auf die gesamte, etwa 6000 Werke von Frauen und Männern umfassende historische Sammlung im Heidelberger Museum stützt (S. X).

Das Buch basiert auf der 2010 gezeigten gleichnamigen Ausstellung, zu der damals kein Katalog erschienen war. Die zehn Kapitel sind nach motivgeschichtlichen Aspekten angeordnet, die auf den Anstaltskontext hinweisen: Anstaltsarchitektur, Einweisung, Behandlungsmethoden, Personengruppen („Ärzte, Pfleger, Mitpatienten und das Selbst im Portrait"), aber auch Aufbegehren und Beschwerden. Innerhalb der Kapitel folgt das Buch einem biografischen Prinzip, dabei werden jeweils lebensgeschichtliche Aspekte mit Bildanalysen verknüpft.

Während in der Ausstellung das Motiv „Vergissmeinnicht" als „roter Faden" programmatisch verwendet wurde, steht dies im Buch weniger im Vordergrund, als es der Titel erwarten lässt. Sehnsucht nach Außenkontakten und Heimweh erhalten keine eigene Sektion im Buch, gleichwohl spielen sie kapitelübergreifend eine große Rolle. Auch ansonsten finden sich zahlreiche Verbindungen zwischen den Kapiteln, da zahlreiche Künstlerinnen und Künstler auf mehrere Aspekte des Alltags reagierten. Diese Verknüpfungen sind durch Querverweise sehr übersichtlich und handhabbar gestaltet. Die klare Gliederung, deren Rubriken man durchaus im Detail fruchtbar diskutieren könnte, erweist sich aus verschiedenen Gründen als sehr sinnvoll. Zum einen ist sie angesichts der überwältigenden Fülle beeindruckend-individueller Motivgestaltungen nicht nur hilfreich, sondern geradezu unabdingbar, zum anderen ermöglicht sie vergleichende Perspektiven auf eine Auswahl inhaltlicher Aspekte.

Die einzelnen Kapitel sind sehr eindrucksvoll gestaltet. Nach einem knappen Einführungstext stellen sie Werke jeweils mehrerer Künstlerinnen und Künstler zum Thema dar, mit gut ausgewählten und technisch hervorragenden Abbildungen aus der Sammlung und zahlreichen Vergleichsabbildungen und fotografischem Material aus dem Anstalts- oder Klinikkontext. Einleitend werden zu jeder Person die zentralen Daten und Aufenthaltsorte präsentiert – teils Resultat neuer Forschung. Hierbei werden durchgehend auch unterschiedliche Diagnosen genannt. Dies knüpft in gewisser Weise an Prinzhorns Buch an, in dem allerdings Fallnummer und Diagnose nicht individualisiert werden, lediglich durch Pseudonyme bei den so genannten zehn „schizophrenen Meistern". In „Vergissmeinnicht" werden Diagnosen explizit nicht erwähnt, um Bezüge zwischen „Krankheit" und Werk herzustellen, sondern aus „biografischem und kulturgeschichtlichem Interesse". Dies leuchtet im Prinzip ein, wird jedoch in den Texten kaum eingelöst, da diese mit Recht ganz andere als diagnostische Aspekte des Alltags in den Vordergrund rücken, beginnend mit einer großen Vielfalt der Gebäude aus psychiatrischem Kontext, verbunden mit zum Teil detaillierten Werkanalysen. Gerade aufgrund der Mannigfaltigkeit der Darstellungen ähnlicher Motive könnte man sich zusätzliche synthetische Texte

wünschen, die „Einheit" durch eine zusammenfassende vergleichende, die unterschiedlichen Künstlerinnen und Künstler verknüpfende Perspektive stifteten. Die einführenden Texte sind dafür zu kurz, sie umreißen eher, bereits Beispiele einbeziehend, das Thema und verzichten dabei auch auf einige mögliche psychiatriehistorische Differenzierungen. So werden zwar sowohl Anstalten als auch Kliniken bildlich dargestellt, die Leserinnen und Leser erfahren aber wenig darüber, ob und inwiefern sich diese beiden ergänzenden Pfeiler des psychiatrischen Versorgungssystems in ihrem Alltag unterschieden. Auch die Einweisungspraxis bleibt etwas vage, da nicht nach gerichtlich Eingewiesenen, als psychisch krank geltenden Straftäterinnen und -tätern, und „gewöhnlichen" Psychiatriepatientinnen und -patienten unterschieden wird. Doch könnte nicht ein forensischer Patient, der aufgrund von „Schuldunfähigkeit" für immer in einem „festen Haus" bleiben muss, einen anderen Blick auf die Einweisung oder die Gebäude entwickeln als jemand, der für kurze Zeit in eine Klinik aufgenommen wird und mit seiner baldigen Entlassung rechnet? Allerdings tut der zusätzliche Wunsch nach Synthese und Ausdifferenzierung dem Lektüregewinn kaum einen Abbruch, so reichhaltig sind die Text-Bild-Kombinationen.

Auch in lokalhistorischer Perspektive kann man aus diesem Buch viel über die Heidelberger Klinik erfahren, das andernorts so nicht überliefert ist. Eindrucksvoll belegt ist hier zum Beispiel die Gestaltung der Gärten mit einem „Galgenkegelspiel", dessen Bedeutung für die Insassen bereits aus der Tatsache deutlich wird, dass mehrere es in ihren Bildern aufgreifen. Auch über die Arzt-Patienten-Beziehung erfährt man aus den Werken teils anderes als allein aus den Krankengeschichten mit ihren der Institutionslogik folgenden Erzählungen.

Als Fazit bleibt: Auch dieses Buch kann man als eine „Bilderbibel" verwenden – als eine wahre Fundgrube der psychiatrischen Institutionsgeschichte aus der Patientinnen- und Patienten-Sicht. Die sorgfältige Gestaltung, auch in den Verzeichnissen, erleichtert dies und ergänzt somit die reiche und eindrucksvolle Bebilderung.

Maike Rotzoll

Thomas Hatry, Hans-Martin Mumm: „Wer je die Flamme umschritt .." Stefan George im Kreis seiner Heidelberger Trabanten. Eine Ausstellung zur Erinnerung an den 150. Geburtstag des Dichters, Kurpfälzischer Verlag, Heidelberg 2018, 176 S., 18,00 Euro

Ein genuin literarischer Ort wie Speyer, Worms oder Bamberg ist Heidelberg für Stefan George nicht gewesen. Nur ein einziges seiner Gedichte, ein spätes – „Der Tänzer" – lässt sich mit einem konkreten Ort, dem Werderplatz, verbinden. Dennoch war Heidelberg für George von zentraler Bedeutung. Hier studierte und lehrte sein Lieblingsjünger Friedrich Gundolf, den er im Mai 1900 zum ersten Mal besucht hat, Germanistik; und hier, im Umfeld der Universität, entwickelte sich auch sein Freundeskreis, hier wuchsen sein geistiger Einfluss und seine Anhängerschaft. Deren Treffpunkte sind über die ganze Stadt verteilt. Zahlreich sind die Zeitzeugen, die den „Meister", eine Baskenmütze, ein Barett oder einen schwarz lackierten Strohhut auf dem Kopf, zwischen 1900 und 1928 durch die Hauptstraße oder den Schlosspark „wandelnd" oder auch „schreitend" beobachtet haben.

So war es für Heidelberg-Experten wie Thomas Hatry und Hans-Martin Mumm eine reizvolle Aufgabe, zur Erinnerung an den 150. Geburtstag des Dichters im Juli 2018 eine Ausstellung im Museum Haus Cajeth zusammenzutragen. Es galt, George in der Mitte seines Heidelberger Kreises in all seinen Facetten vorzustellen. Der höchst lesenswerte Katalog gliedert sich in zwei Teile. Teil I, für den der Buchantiquar Thomas Hatry zuständig war, erklärt und beschreibt sachkundig die präsentierten Objekte, davon mehr als die Hälfte in bildlicher Darstellung. Teil II, von Hans-Martin Mumm verantwortet, enthält Zeugnisse und Urteile zu den neun Kapiteln der Ausstellung, Briefwechseln und Erinnerungen entnommen, biografische Texte zu Stefan George, seinen Freunden und Anhängern im Kontext Heidelbergs.

Politisch war George ständig umstritten, auch die literarische Qualität seiner Arbeiten wurde und wird immer wieder angezweifelt, ihr hoher Ton belächelt. Doch seine auch sprachlich radikale Kritik der Gegenwart ist unvergleichlich, und seine Formel vom „Geheimen Deutschland" dürfte als ferne Utopie und gegen den schlaffen Trend der Zeit für viele noch virulent sein: „Ein jung geschlecht […] / Das von sich spie was mürb und feig und lau." Klugerweise ließen sich die Ausstellungsmacher von der Missbrauchsdebatte, in deren Umfeld im Mai 2018 auch George geriet, nicht irritieren.

Schier unmöglich scheint es, die so reich instrumentierte Präsentation in ihren zahlreichen Einzelschritten hier nachzuzeichnen. Die Frage sollte eher lauten: Ist etwas Neues, bisher Unbekanntes über George und seine Leute in diesen Dokumenten zutage getreten? Und welche der gesammelten Urteile überraschen selbst den Kenner?

Abgebildet und detailliert beschrieben werden bereits die ersten Gedichtbände Georges, die im Selbstverlag in Auflagen von 100 bis 200 Exemplaren erschienen sind. Früh äußerten die jungen, noch vor-marxistischen Denker Georg Lukács und Walter Benjamin ihre Bewunderung für Georges Werk. Sein Kreis habe „zweifellos vieles Gute unter die Jugend gebracht", befindet Ernst Bloch 1918, „Demut, verecundia, entsagenden, zeitfremden Sinn fürs Echte". Dabei hat George die gesamte Moderne, besonders Dichtung und Malerei des Expressionismus, verworfen und nicht einen Hauch Sympathie für den bedeutenden Dichter Ernst Blass, der ihm anhing, empfunden. Überraschend ist Alfred Webers Geständnis, er fühle sich „keinem wirkenden Menschen heut so nah und so zu Dank verpflichtet wie George." Interessant auch Erich von Kahlers ambivalente Beschreibung, der Meister sei „ein fast kleiner, stämmig gebeugter, kurzschreitender Wurzelmann …, männlich bis zur Herrischkeit und dennoch mit etwas Weibischem umzogen." Der Gymnasiast Hans-Georg Gadamer war, als er zum ersten Mal Verse von George las, „wie von einem Schlag gerührt." Aufgefallen ist natürlich schon den Zeitgenossen Georges „grandiose Intoleranz". Wie Dante fühle er sich „als Richter und Züchtiger der Zeit", so der ihm zeitweise anhängende Romanist Ernst Robert Curtius.

Zu Georges begabtesten „Trabanten" zählte Norbert von Hellingrath, der Hölderlins Spätwerk wiederentdeckte. Auch zu ihm präsentiert der Katalog bedeutsame Zeugnisse; etwa über eine um 1914 in Heidelberg noch lebende Enkelin von Hölderlins Halbbruder, die Originalbriefe der Diotima besaß, sie dem Forscher gegenüber aber verleugnete. Zu Gundolf, der sich ironisch „Georges Vorzimmer" nannte, überrascht Walter Benjamins Urteil vom Juni 1921: „Er erschien mir ungeheuer schwächlich und harmlos in seiner persönlichen Wirkung, ganz anders als in seinen Büchern." Im selben Jahr schreibt Gundolf hellsichtig an Elisabeth Salomon, „es könnte uns [Juden] noch so etwas wie ein Martyrium blühen."

Gundolfs spätere Ehefrau wird von Franz Rosenzweig als „ganz reizende und sehr kluge Person" geschildert, die jedoch unbedingt „Kinoschauspielerin" werden will. Elli war auch wissenschaftlich ambitioniert. 1923 gab sie die Dichtungen der Günderrode heraus und nach dem frühen Tod ihres Mannes dessen letzte Schriften. In London hielt sie Vorträge über Gundolf und George. Für Gundolf war sie „zu sehr Flügel und Flamme", während Gundolfs Bruder Ernst noch im Londoner Exil von ihr krass als „dem Schwein" spricht. Immerhin schrieb Rilke zwei Gedichte auf sie und George, der sie später eine Hure nannte, las ihre Dissertation Korrektur.

Auch Randfiguren wie die frühe Anhängerin Anna Schellenberg aus Mannheim, der Germanist Rudolf Fahrner, Emil Henk aus Heidelberg, die Familie Kempner tauchen auf, zuletzt die lokalen Gefolgsleute der Nachkriegszeit: Wolfgang und Gerhard Frommel, der Maler Martinotto, der Keramiker Silvio Siermann, der Dichter Andreas Rasp.

Die beiden Kuratoren, die über ein erstaunliches Detailwissen verfügen, haben ein spannend zu lesendes Buch vorgelegt mit informierenden, souverän geschriebenen Kommentaren, seltenen Drucken, Typoskripten, Fotos, speziellen Widmungsexemplaren, ungedruckten Manuskripten und handschriftlichen Briefen.

Michael Buselmeier

Frank Engehausen, Reinhold Weber (Hgg.): Baden und Württemberg 1918/19. Kriegsende – Revolution – Demokratie (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs, Bd. 48), W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2018, 260 S., 6,50 Euro

Noch vor zehn Jahren galt die Novemberrevolution 1918 als „vergessene Revolution" (Alexander Gallus) – eine Charakterisierung, die durch die zur Hundertjahrfeier erschienenen Publikationen überholt ist. Der vorliegende Sammelband, an dem auch drei Heidelberger Historiker mitgewirkt haben, verfolgt ein doppeltes Ziel: einerseits den Blick weg von den Ereignissen in Berlin auf die regionalen Sonderentwicklungen im deutschen Südwesten zu lenken, andererseits darzustellen, wie die Menschen verschiedener gesellschaftlicher Gruppen auf den Umsturz reagierten.

Wenn eine Stadt in Baden für die Revolution prädestiniert war, dann die Industrie- und Arbeiterstadt Mannheim. Wie aus den Berichten der Militärbehörden hervorgeht, verschlechterte sich die Stimmung der Bevölkerung seit Mitte 1917 durch Kriegsmüdigkeit, Entbehrungen, hohe Arbeitsbelastung und politische Zwangsmaßnahmen. Ausgelöst durch Streiks in Berlin, legten im Februar 1918 die Metallarbeiter – zuletzt über 20.000 – die Arbeit nieder (Beitrag von Kurt Hochstuhl, S. 83–100). Beigelegt wurde der Streik durch die SPD-Politiker Anton Geiß und Oskar Geck. Im November 1918, als sich in Mannheim Soldatenräte bildeten, war Geiß, der gerade in Karlsruhe über eine Parlamentarisierung des Regierungssystems verhandelte, wieder als Vermittler gefragt.

Wie kam es, dass die Revolution in Baden und Württemberg – ganz im Gegensatz zu Berlin und München – ohne bewaffnete Auseinandersetzungen und ohne einen einzigen Toten ablief? Dieser Frage geht Frank Engehausen, Heidelberger Historiker und ausgewiesener Kenner der südwestdeutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, in seinem Basisbeitrag (S. 13–60) detailliert und anschaulich nach. Die Ursachen lagen in dem liberalen Klima beider Länder, in der Beliebtheit und Konzessionsbereitschaft der Monarchen – Friedrich II. von Baden und Wilhelm II. von Württemberg –, in der Teilintegration der SPD in das politische System und schließlich in der relativen Schwäche der USPD. Die Ereignisfolge gliedert Engehausen in drei Phasen: die Machterosion im Frühherbst 1918, die revolutionäre Konstituierung am 9./10. November mit der Bildung einer provisorischen Regierung unter Beteiligung der bürgerlichen Parteien Zentrum und Linksliberale. Diese Zusammenarbeit ermöglichte den gemäßigten Ablauf der Revolution und mündete in die dritte Phase der rechtlichen Konstituierung von der Abdankung der Monarchen bis zu den verfassungsgebenden Landesversammlungen im Januar 1919.

Eine bisher ungewohnte Bürgernähe beschreibt Bernd Braun (Ebert-Gedenkstätte Heidelberg): die Amtsbereisungen von Anton Geiß, jetzt badischer Staatspräsident (S. 61–82). Nur in Begleitung seines Kabinettschefs suchte dieser 1919 mehr als die Hälfte der 54 Amtsbezirke (Landkreise) auf, um vor örtlichen Honoratioren und Multiplikatoren für die neue Staatsform zu werben und sich über die Sorgen der Menschen zu informieren. Hauptthema war die Versorgungsnot. Geiß – früher Gastwirt, zuletzt Landtagsvizepräsident – traf auf monarchisch geprägte Verwaltungsjuristen, die Bezirksamtmänner, die ihr Amt ohne Elitentausch als „Vernunftrepublikaner" weiterführten. Als Mann des Ausgleichs und als Brückenbauer wurde Geiß auch in diesen Kreisen geschätzt. Zu offener Respektlosigkeit und provokativer Ablehnung kam es nur in agrarisch-konservativen Amtsbezirken wie Sinsheim und Bretten.

Einen tiefen Absturz erlebte der Adel. Dazu hat Martin Furtwängler Adelsarchive und Nachlässe im GLA ausgewertet (S. 201–223). Anschaulich beschreibt er, wie die Adligen auf die Revolution mit Schockstarre, Ablehnung und Furcht vor möglichen Übergriffen und vor Eigentumsverlust reagierten. Statt selbstkritischer Analyse sah man die Schuld beim undankbaren Volk, das von wenigen Revolutionären verführt worden sei. Zu einer Radikalisierung wie in Teilen Preußens kam es im Südwesten nicht. Entweder zogen sich die Adligen aus Politik und Verwaltung zurück oder – wenn sie auf die Einkünfte angewiesen waren – blieben auf ihrem Posten und arbeiteten loyal für die neue Regierung.

Demgegenüber waren die Frauen die „Gewinner" der Revolution. Dazu hat die Heidelberger Sozialhistorikerin Katja Patzel-Mattern Einträge im Deutschen Tagebucharchiv Emmendingen ausgewertet (S. 131–153). Ein liberales Vereinsrecht hatte schon vor 1914 bürgerliche Frauenvereinigungen und sozialdemokratische Frauenkonferenzen möglich gemacht. Der Krieg politisierte die Frauen, die die täglichen Alltagsprobleme bewältigen mussten, eher „im Stillen"; an den Revolutionsereignissen waren sie noch nicht direkt beteiligt. Nach der Einführung des Frauenwahlrechts betätigten sich viele Frauen politisch, organisierten Bildungsangebote und riefen ihre Geschlechtsgenossinnen dazu auf, von ihrem Wahlrecht Gebrauch zu machen. Hervorzuheben sind hierbei die Aktivitäten der bekannten Heidelbergerin Marianne Weber und der württembergischen Frauenrechtlerin Mathilde Planck (beide MdL für die DDP).

Die Universitäten überstanden den Umbruch unbeschadet; die Veränderungen der Universitätsverfassung waren marginal (Sabine Holtz, S. 181–199). Bald nach der Revolution setzte sich bei Studenten wie bei Professoren eine ablehnende Haltung gegenüber der Demokratie durch – mit Ausnahme vieler Heidelberger Dozenten, die damit ihrer Hochschule den Ruf der Liberalität eintrugen. Statt autobiografische Quellen heranzuziehen, bleibt die Darstellung leider weitgehend bei allgemein Bekanntem oder Auswertung von Statistiken stehen. Eine ähnliche Einschränkung gilt für den Beitrag von Udo Wennemuth über die Kirche – gemeint ist die evangelische Landeskirche in Baden (S. 225–247). Wie der Adel war sie durch die Abdankung des Großherzogs und das Ende des „Summepiskopats" in ihrem monarchisch-staatstragenden Selbstbewusstsein tief getroffen. Die Wahlrechtsreform für die kirchlichen Gremien erschloss den Frauen neue Mitwirkungsmöglichkeiten; aber schon ab 1919/1920 stellt der Verfasser einen deutlichen Rechtsruck in der Landeskirche fest. Sehr ausführlich beschreibt er die Debatten der Synode über eine neue Kirchenverfassung und die Auseinandersetzungen der innerkirchlichen Gruppierungen.

Zwei weitere Aufsätze beschäftigen sich mit breiteren Bevölkerungsschichten. Die Lage der Jugend – so Clemens Rehm (S. 155–180) – verschlechterte sich weniger durch die Revolutionsereignisse als durch die kriegsbedingten sozialen Veränderungen in Familie und Arbeitswelt. Krisensymptome wie Arbeitslosigkeit, Kriminalität und „wandernde Jugendliche" stellten die Landesregierungen vor große Herausforderungen, die sie mit neuen Maßnahmen in der Sozialpolitik und Jugendfürsorge zu meistern suchten. Die allgemeine Not hielt über 1919 an. Michael Wettengel untersucht die Hungerunruhen und Teuerungsproteste von 1919 bis 1923 vorwiegend am Beispiel von Ulm (S. 101–130). Die Enttäuschung der Bevölkerung über die anhaltend schlechte Versorgungslage führte zu politischer Radikalisierung, zu Demonstrationen und Gewaltaktionen („Ulmer Rathaussturm" im Juni 1920). Die SPD-Politiker konnten die Demonstranten nicht beschwichtigen; die Unruhen wurden durch Polizei und Reichswehr – anders als 1918/19 – blutig niedergeschlagen. Ihr Eingreifen empfand die Bevölkerung als brutale konterrevolutionäre Aktion.

In einem Schlussbeitrag (S. 249–256) stellen Simone Ruffer und Christina Wolf das Forschungs- und Digitalisierungsprojekt des Landesarchivs „Von der Monarchie zur Republik" vor. Ca. 900.000 Digitalisate in 6.000 Erschließungsdatensätzen (etwa 175 laufende Meter Archivgut) wurden erstellt und sind seit 2017 über das landeskundliche Informationssystem LEO-BW zugänglich. Das Themenmodul ist in drei große Themenfelder gegliedert: „Politisches Leben", „Wirtschaft und Soziales", „Gesellschaft, Bildung und Kultur". Begleittexte zu ausgewählten Quellen führen in die Einzelthemen ein. Dieses Angebot könnte manche regional- und lokalgeschichtliche Forschung erleichtern.

Wenn auch nicht alle Beiträge die hochgesteckten Ansprüche erfüllen, ist die preisgünstige Publikation zu empfehlen, weil der Leser durch sie Einblicke in das Geschehen von 1918/19 über die rein politische Geschichte hinaus gewinnt.

Reinhard Riese

Wolf Dieter Straub: Beat-Fieber zwischen Rhein und Neckar. Ein Streifzug durch die Szene der Rock'n'Roll- und Beat-Bands der 1960er Jahre im Raum Heidelberg-Mannheim (Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg, Sonderveröffentlichung 23), Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2019, 144 S., 17,90 Euro

Alljährlich tritt beim Wieblinger Neckarfest mit großem Erfolg eine Band namens „The Heidelberg Starfighters" auf, auch bei anderen Events in der Stadt ist die Gruppe relativ häufig zu sehen und zu hören. Schon der Name der Band verweist weit zurück in die 1960er Jahre, war doch der Lockheed-Starfighter einer der ersten Düsenjäger der Bundeswehr. Er erlangte dann vor allem durch seine hohen Absturzraten traurige Berühmtheit. Der Starfighter war aber nicht nur schwer zu beherrschen, sondern auch schnell und laut und somit der ideale Namenspatron für die 1962 gegründete „erste und langlebigste Heidelberger Beatformation" (S. 43).

Ende der 1950er Jahre wurde der Rock'n'Roll mit Songs von Bill Haley, Elvis Presley, Chuck Berry und anderen auch in Deutschland populär. Wenige Jahre später begann dann nach Meinung des Autors mit den Beatles „die eigentliche musikalische Revolution" (S. 10). Im Rhein-Neckar-Raum konnte sich relativ rasch eine vielfältige Musikszene etablieren, was nicht zuletzt an der Präsenz der US-amerikanischen Streitkräfte lag. Die in Heidelberg, Mannheim und anderenorts stationierten GIs boten zahlreichen und oft auch nur kurzlebigen Bands ein zahlungskräftiges Publikum. In der Szene waren nicht nur deutsche Musiker aktiv, so blieb beispielsweise der Amerikaner Lee Reed, der bereits 1958 zusammen mit Chuck Berry aufgetreten war, nach seiner Zeit in der US-Armee in Heidelberg und spielte mehrere Jahre mit den „Six Tornados" und anderen Gruppen. Überregionale Bekanntheit erlangten „The Monks", fünf ehemalige US-Soldaten, die 1964 in einem einfachen Tonstudio in der Bunsenstraße ihre erste Single einspielten.

In der Publikation von Wolf Dieter Straub finden sich neben einer kurzen Einführung in die Entwicklung der Rock'n'Roll- und Beat-Musik die Geschichten von rund 60 Bands und Musikern aus dem Rhein-Neckar-Raum. Angereichert werden diese mit zahlreichen Abbildungen aus der Sammlung des Autors (Fotos, Plattencover, Plakate, Zeitungsausschnitte u.v.m.). Das Buch bietet vielfältige Einblicke in die Musikszene der 1960er Jahre, die, wie das Beispiel der „Heidelberg Starfighters" zeigt, teilweise noch durchaus lebendig ist. Aus übergeordneter Perspektive betrachtet, ist der Band somit auch ein Beitrag zur regionalen Musik- und Kulturgeschichte.

Martin Krauß

Behar Heinemann: Romani Rose. Ein Leben für die Menschenrechte, danube books Verlag, Ulm 2017, 224 S., 20,00 Euro

Die aus dem Kosovo stammende Autorin Behar Heinemann, selbst Romni, legt mit ihrem Buch eine Mischung aus biografischem Essay und Bildband vor. Es ist eine Hommage an Romani Rose, der ihr die „Leitfigur der Bürgerrechtsbewegung Deutscher Sinti und Roma" (S. 11) ist. An der „Schnittstelle von Dokumentation und Reflexion", aber ohne wissenschaftlichen Anspruch und vom Sehepunkt einer Romni aus geschrieben, will das Buch Leben und Wirken von Romani Rose darstellen und darüber „Brücken bauen" und „Verständnis fördern" (S. 11f.).

Der erste Teil besteht aus acht Essays zum Leben und Wirken von Romani Rose und zur deutschen Nachkriegsgeschichte. Der zweite Teil enthält Laudationes (u.a. von Manfred Lautenschläger, Claudia Roth und Angela Merkel). Eine Schlussbetrachtung, der Anhang und die Anmerkungen runden das Buch ab. Der Band enthält viele kommentierte Abbildungen, die Roses Leben und Wirken illustrieren.

Bei den Essays geht Heinemann chronologisch vor. Sie schildert zunächst Roses frühe Jahre und dessen familiären Hintergrund, die Erfahrungen der Familie im Dritten Reich und Nach-

kriegsdeutschland, insbesondere Leben, Flucht und Überleben des Vaters und Onkels, Oskar und Vinzenz Rose. Die Nachkriegszeit bis 1956 ist Gegenstand des folgenden Essays: der (gescheiterte) Versuch, NS-Täter der deutschen Justiz zuzuführen, die Zurückweisung der Bundesrepublik Deutschland, den Porajmos (= Romanes-Wort, zu Deutsch etwa „das Verschlingen") als Völkermord anzuerkennen, sowie das beschämende Urteil des Bundesgerichtshofs von 1956, wonach den klagenden Sinti und Roma eine Entschädigung für an ihnen begangenen NS-Verbrechen deshalb versagt blieb, weil die „Zigeuner" zurecht als „artfremd" behandelt worden seien. Die weitere Diskriminierung in den Jahren 1956–1979 stellt Heinemann im dritten Essay dar. Als deren Höhepunkt sieht sie die Tatsache, dass den deportierten Sinti und Roma nach ihrer Rückkehr nicht mehr als ein Häuschen – der „Kleine Lutz" – als Wohnort bereitgestellt wurde, das „bauliche Grundelement der Ghettoisierung" (S. 36). In den drei folgenden Essays nimmt die Autorin die wichtigsten Ereignisse und die fünf „historischen Erfolge" Romani Roses der Jahre 1979–2012 in den Blick (S. 46–55; 64–71; 84–90). Das sind: die Gründung des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma 1982 (S. 53), die Anerkennung der Ermordung der Sinti und Roma durch das NS-Regime als Völkermord im gleichen Jahr (S. 54f.), die Anerkennung der Sinti und Roma als nationale Minderheit im Jahr 1985 (S. 68f.), die Einrichtung des Dokumentations- und Kulturzentrums Deutscher Sinti und Roma 1997 in Heidelberg (S. 70f.) und schließlich das von Dani Karavan gestaltete Denkmal für die im Nationalsozialismus ermordeten Sinti und Roma 2012 in Berlin (S. 86–89). Es schließen sich noch Ausführungen zum internationalen Engagement Romani Roses und eine Zwischenbilanz an, in der die Autorin die Hoffnung betont, Rose werde den eingeschlagenen Weg „dialogischer Verständigung und praktischer Problemlösung" (S. 139) weiter beschreiten. Der Band schließt mit den Laudationes und einem Fazit.

Das Buch hält, was es verspricht, und erreicht, was es verfolgt. Insbesondere den Jüngeren, die das Entstehen dieser Bürgerrechtsbewegung nicht selbst erleben konnten, und jenen, die sie nicht zur Kenntnis genommen haben, sei es zur Lektüre empfohlen. Romani Roses Wirken in einer Sache, die für unsere Gesellschaft – noch und wieder – von entscheidender Bedeutung ist, verdient eine solche Dokumentation und Reflexion, auch wenn sie gelegentlich hagiografische Züge annimmt.

Der Text ist gut geschrieben, von einigen Redundanzen und Wiederholungen abgesehen. Bedauerlicherweise zeugen der redaktionelle Zustand des Textes sowie einige typografische Mängel von einem fehlenden oder unzureichenden Lektorat beziehungsweise Korrektorat. Dass manche für die Rezipienten nützlichen Informationen in den Anmerkungen „versteckt" werden, ist ebenfalls ein Manko, welches das Verdienst dieses Bandes aber insgesamt nicht schmälert.

Florian Schmidgall

Michael Braun, Ralph Schock (Hgg.) für die Stadt Heidelberg: Michael Buselmeier. Nichts soll sich ändern. Festschrift zum 80. Geburtstag, Verlag Das Wunderhorn, Heidelberg 2018, 168 S., 19,90 Euro

Manch eine Leserin und einen Leser mag es verwundern, dass die Festschrift zu Michael Buselmeiers 80. Geburtstag den Titel trägt „Nichts soll sich ändern". Passt dieser Titel wirklich zu Buselmeier bzw. zu dem Bild, das man von ihm hat? War Buselmeier nicht der rebellische Schriftsteller, der in den 60er und 70er Jahren vieles ändern, manches allerdings auch bewahren wollte und deswegen heftige Auseinandersetzungen mit dem damaligen Stadtoberhaupt Zundel führte? Oder soll der Titel provozieren, ist er eine besondere Form der Ironie? Oder ein konservatives Statement in Zeiten beschleunigter Veränderungen?

Ändern, verändern bzw. nicht verändern, diese Wörter spielen in der Tat in den Texten im Buch eine Rolle. Schon in seinem Grußwort schreibt Oberbürgermeister Eckart Würzner, dass der Wohnort für Buselmeier unverändert Heidelberg ist, seit er als Kleinkind hierher kam. Verändert habe sich seither allerdings die Stadt und Buselmeier selbst. In einer Reihe von Fotos –

ausgewählt von Julia Scialpi – werden die Veränderungen im Aussehen Michael Buselmeiers im Laufe seines Lebens gezeigt. Und der Titel dieser Fotoreihe lautet: Nichts soll sich ändern. Ironischer kann man den Weg vom hübschen Knaben und Jugendlichen Michael über den unangepassten, langhaarigen Buselmeier seiner mittleren Jahre zum serösen weißes Hemd und Jackett tragenden Preisträger (der Richard-Benz-Medaille z.B.) nicht kommentieren!

Die Festschrift möchte, in den Worten Würzners, Michael Buselmeier „umfassend in Text und Bild rühmen". Dazu trägt natürlich schon allein die Tatsache dieser quasi offiziellen Ehrung durch die Stadt bei, vor allem aber sind es die Texte der Kollegen und Freunde, die diese Aufgabe des Rühmens übernehmen. Michael Buselmeier hat viele Freunde, nicht alle dürften den Lesern in Heidelberg bekannt sein. Es ist dies aber ein Zeichen dafür, dass auch einer, der zeitlebens in Heidelberg wohnt, weitläufige Beziehungen haben und auch außerhalb der Region Anerkennung finden kann.

Das Bild des Schriftstellers, das die Freunde und Weggefährten entwerfen, zeigt charakteristische Merkmale des Jubilars: Buselmeier wird v.a. als Lyriker geschätzt, was auch der Selbsteinschätzung des Schriftstellers entspricht. Oleg Jurjew liebt den „jungen, jugendlichen" 80-jährigen Buselmeier und zählt dessen Gedichtband „Lichtaxt" zu den zehn besten Lyrikbüchern in deutscher Sprache in den letzten zwölf Jahren. (Ein ähnlich hymnisches Lob war am 1. Dezember 2012 über den Gedichtband „Dante Deutsch" in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung zu lesen.) Michael Zeller spricht davon, wie scheu, vorsichtig und zurückhaltend er Buselmeier zunächst erlebt habe, aber wenn es um seine Lyrik geht, scheint Buselmeier sich sehr sicher zu sein und dies auch offensiv zu vertreten. So verteidigte er schon 1961 in einem Brief an Arnfrid Astel selbstbewusst seinen eigenen Stil. Jürgen Theobaldy, der seinen Text dem alternden Schriftsteller widmet, schreibt, dass „die ihm und seinen Figuren gemäße Position" die am Rande sei. Dieses Gefühl der Fremdheit im Literaturbetrieb und des Einzelgängers findet man auch in Buselmeiers eigenen Aussagen.

Michael Braun, dessen Rede zur Verleihung des Gustav-Regler-Preises (2014) hier abgedruckt ist, prüft Buselmeiers Verhältnis zum Politischen: „Das Politische war bei diesem Autor immer schon da – auch wenn er es zunächst vertreiben wollte, um überhaupt Gedichte schreiben zu können." Allerdings hält er es für oberflächlich, den jungen Buselmeier als Linksradikalen einzuschätzen, vielmehr sieht er schon damals bei ihm „ein konservatives Weltgefühl", ausgedrückt z.B. auch in dem Titel des ersten Gedichtbandes (1978) „Nichts soll sich ändern". Dieser Hinweis könnte für den Leser hilfreich sein, um den rätselhaften Titel der Festschrift zu verstehen.

Die Festschrift enthält neben den Texten der Freunde und Weggefährten auch solche von Buselmeier selbst. Zwei umfangreiche Interviews aus Anlass des Theaterromans „Wunsiedel" und des Kindheitsromans „Ende des Vogelgesangs" werden hier erneut veröffentlicht, sowie Teile der „Monologe über das Glück" (1984) und 10 Gedichte. Letztere auch in englischer Übersetzung. Es gibt keinen erklärenden Hinweis auf die Auswahl und auf die Doppelsprachigkeit. Auch vermisst man als Leser eine Einleitung der Herausgeber, die diese und ähnliche Fragen aufnimmt und beantwortet.

Die Rolle, die Buselmeier seit Jahren als Cicerone in der Stadt ausfüllt, ist durch einen humorigen und selbstironischen Beitrag seines Mitstreiters und Mitschreiters Hans-Martin Mumm präsentiert. „Stadtgeschichte im Gehen" ist eine feste Einrichtung geworden, so wie es über Jahre die „Erlebte Geschichte erzählt" gewesen ist.

Eine Festschrift ist eine Huldigung an den Geehrten, sie richtet sich aber auch an Leser. Diejenigen, die dieses Buch zur Hand nehmen, sind wahrscheinlich nicht solche, die Buselmeier als Person oder sein Werk noch gar nicht kennen. Als erste Begegnung mit der Person und dem Werk ist es auch nur bedingt geeignet, das Buch ist keine pädagogisch aufbereitete Einführung in Leben und Werk des Schriftstellers. Anderen aber, die hier leben und nur einiges über ihn wissen, (vielleicht vom Hörensagen oder der Zeitungslektüre) kann es helfen, sich ein genaueres Bild des Heidelberger Schriftstellers Michael Buselmeier zu verschaffen.

Ingrid Moraw

Jo-Hannes Bauer, Hans-Martin Mumm (Hgg.): 1250 Jahre Bergheim. 769–2019, Kurpfälzischer Verlag, Heidelberg 2019, 212 S., 18,00 Euro

Anlässlich der ersten Erwähnung des Heidelberger Stadtteils Bergheim im Lorscher Codex vor 1250 Jahren ist die hier zu besprechende Jubiläumsschrift entstanden: eine Gemeinschaftsleistung von 24 Autorinnen und Autoren. Die Herausgeber betonen im Vorwort, dass nicht nur die Geschichte dargestellt sein soll, sondern auch die Gegenwart Bergheims (S. 13).

Die ersten drei Beiträge (S. 15–38) beschäftigen sich mit der Vorgeschichte des Dorfes Bergheim – als Stadtteil entstand es erst im 19. Jahrhundert. Kelten, Römer und Germanen sind nur über archäologische Funde dokumentiert; schriftliche Überlieferung setzte mit der Ersterwähnung Bergheims im Jahr 769 ein. Das Dorf wurde aber schon 1392 durch Anordnung des Pfalzgrafen Ruprecht II. aufgelöst – damit sich die Stadt Heidelberg nach Westen erweitern konnte. Den alten Flurnamen geht Hansjoachim Räther im dritten Beitrag nach.

Danach sind die Beiträge weniger chronologisch, sondern thematisch geordnet, und hier lernt der Leser und die Leserin Bergheim unter vielen Aspekten kennen: Wirtschaft und Verkehr beleuchten die Beiträge über die Brücken (S. 39–46), das Bierbrauen (S. 57–66), die „vergessenen" Kinos ‚Capitol' und ‚Regina' (S. 67–70) und die Autobahn (S. 71–76); dem jüdischen Leben sind zwei Aufsätze gewidmet, ein längerer von Hans-Martin Mumm über die Familie Reis (S. 47–53) und ein knapper von Jo-Hannes Bauer über das jüdische Leben in Bergheim allgemein (S. 55f.)

Drei Beiträge gehen dem „Baden in Bergheim" nach (S. 81–103). Den Ambitionen, Heidelberg in einen „Weltbadeort" (S. 89) zu verwandeln – und zwar über die in Bergheim 1918 gefundene Radium-Solquelle, in der man „ungeahnte Vermarktungschancen" (S. 82) sah –, widmet sich der Aufsatz von Julia Scialpi. Das Alte Hallenbad sowie die „Jugendzeit am Neckar" (S. 99) werden in eigenen Beiträgen beleuchtet – letzterer aus der Hand des 2003 verstorbenen Ludwig Merz als persönliche und ergreifende Schilderung.

Institutionen sowie soziokulturelle Hintergründe sind Gegenstand der beiden folgenden Teile: Die VHS, die Gemeinde St. Albert, die Lutherkirche, die Sammlung Prinzhorn, das Taeter-Theater und der Mieterverein werden dargestellt. Der Aufsatz von Jo-Hannes Bauer über „Hundert Jahre Stadtteilentwicklung" (S. 139–155) verdient gesonderte Erwähnung: Dem Autor gelingt es, auf wenigen Seiten eine allgemeine Geschichte Bergheims zwischen 1840 und 1945 zu beschreiben – in dieser Zeitspanne seien die „Grundlagen […] für spätere Entwicklungen" (S. 139) gelegt worden. ‚Allgemein' bedeutet in diesem Fall, dass Bauer nicht allein die bauliche Entwicklung beschreibt, die mit der Eröffnung des Bahnhofs 1840 einen rasanten Aufschwung erlebte, bis der „Bauboom" um 1910 ein Ende fand, sondern er stellt auch die gesellschaftliche, wirtschaftliche und politische Entwicklung in knappen Zügen dar, auch wenn sich die Darstellung der 1930er Jahre sowie der Kriegszeit auf bauliche Aktivitäten und Kriegseinwirkungen beschränkt. Zwei Beiträge zur heutigen sozialen Struktur und zu Fakten und Zahlen beschließen diesen Teil.

Eine Reihe Kurzporträts Bergheimer Institutionen, Unternehmen und Persönlichkeiten in einem letzten Teil sowie eine mehrseitige Chronik runden den Band ab.

Die Leserin und der Leser lernt Bergheim anschaulich kennen, sowohl dessen Geschichte als auch das gegenwärtige Gesicht des Stadtteils. Die eher kurz gehaltenen und reich bebilderten Beiträge gehen in die Breite, weniger in die Tiefe. Der Stadtteil wird damit unter vielen Aspekten beleuchtet: Geschichte, Topographie, Wirtschaft, Kultur, Institutionen und Individuen. Gut getan hätte dem Buch ein Festeinband; leider fehlt auch eine Karte des aktuellen Bergheims. Zudem gibt es, der Erscheinungsform ‚Sammelband' geschuldet, manche Wiederholung. Darin aber erschöpft sich die negative Kritik: Der „Blick ins Gesicht der Stadt" (S. 139) lohnt sich ungemein – man sieht den Stadtteil mit anderen Augen.

Florian Schmidgall

Neue Veröffentlichungen zur Stadtgeschichte

Reise- und Kunstführer, Bildbände

Eva-Maria Bast, Heike Thissen: Heidelberger Geheimnisse. Spannendes aus der kleinen Metropole mit Kennern der Stadtgeschichte, Heidelberg, Überlingen 2018

Andreas Bauer, Markus Latka: Naturkundliche Ausflugsziele in der Rhein-Neckar-Region. 150 Streifzüge zu botanischen, geologischen, paläologischen und zoologischen Sehenswürdigkeiten im Umkreis von Heidelberg, Mannheim und Ludwigshafen, Mannheim 2018

Ralph von Bordelius: Heidelberg. Impressionen, Heilbronn 2018

Katja Edelmann: Glücksorte in Heidelberg. Fahr hin und werd glücklich, Düsseldorf 2018

Susanne Kahlig: Dunkle Geschichten aus Heidelberg, Gudensberg-Gleichen 2018

Jörg Kreutz, Berno Müller (Hgg.): Sakrale Kunst im Rhein-Neckar-Kreis, Heidelberg 2018

Jürgen Schedler, Ulrich Maier: Mit der Bahn am Neckar entlang. Eine Reise vom Ursprung bis zur Mündung, Tübingen 2018

Selbständige Veröffentlichungen 2018

Christine Absmeier, Matthias Asche, Márto Fato, Annemarie Röder, Anton Schindling (Hgg.): Religiös motivierte Migrationen zwischen dem östlichen Europa und dem deutschen Südwesten vom 16. bis zum 19. Jahrhundert (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B. Bd. 219), Stuttgart 2018

Bettina Alavi, Malgorzata Swider (Hgg.): 1968 an der Universität Opole und an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Ein trinationaler Blick in „provinzieller" Perspektive (Schriftenreihe der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Bd. 63), Heidelberg 2018 (Alavi, Swider)

Christian Baldus, Christian Hattenhauer, Klaus-Peter Schroeder (Hgg.): Geschichtliche Rechtswissenschaft. 100 Jahre Heidelberger Institut (1918–2018) (Miscellanea Juridica Heidelbergensia), Heidelberg 2018 (Baldus)

Alfred Bechtel, Michael Leitz, Ludwig Haßlinger: Die Mühlen im Siebenmühlental in Handschuhsheim, [Heidelberg 2018]

Werner Becker: Mein Vetter, der Räuber. Das Leben des Friedrich Philipp Schütz genannt Mannefriedrich 1780–1812, Heidelberg 2018

Karl Wilhelm Beichert, Wilhelm Kühlmann, Herrmann Wiegand (Hgg.): Der Jurist Nikolaus Kistner (Cisnerus) 1529–1583 und sein literarisches Werk im Kontext des pfälzischen Späthumanismus. Editionen und Untersuchungen, Heidelberg 2018

Rudolf Bernhardt, Karin Oellers-Frahm: Das Max-Planck-Institut für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht. Geschichte und Entwicklung von 1949 bis 2013 (Beiträge zum ausländischen öffentlichen Recht und Völkerrecht. Bd. 270), Heidelberg 2018

Ingrid von Beyme, Sabine Hohnholz: Vergissmeinnicht – Psychiatriepatienten und Anstaltsleben um 1900. Aus Werken der Sammlung Prinzhorn, Heidelberg 2018

Anna Kathrin Bleuler: Der Codex Manesse. Geschichte, Bilder, Lieder, München 2018

Michael Braun, Ralph Schock (Hgg.): Michael Buselmeier. Nichts soll sich ändern. Festschrift zum 80. Geburtstag, Heidelberg 2018

Udo Bürger: Die spektakulärsten Kriminalfälle in Baden. Von Giftmischern, Amokläufern und Auftragsmördern, Erfurt 2018

Michael Buselmeier (Hg.): Alles will für dich erglühen. Das Heidelberger Schloss in Texten und Bildern, Heidelberg 2018

Jürgen Egyptien: Stefan George. Dichter und Prophet, Darmstadt 2018

Johannes Ehmann: Reformatorische Bewegungen im Südwesten des Reichs (1518–1557): Von Luthers Heidelberger Disputation bis zum Augsburger Frieden und seinen Nachwirkungen (Geschichte der Evangelischen Kirche in Baden. Bd. 1), Leipzig 2018

Frank Engehausen, Reinhold Weber (Hgg.): Baden und Württemberg 1918/19. Kriegsende – Revolution – Demokratie (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs. Bd. 48), Stuttgart 2018 (Engehausen, Weber)

Peter Exner (Hg.): Demokratie wagen? Baden 1818–1918. Begleitband zur Ausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg im Generallandesarchiv Karlsruhe, Stuttgart 2018

Karl S. Guthke: Von Heidelberg nach Harvard. Erinnerungen eines Literaturwissenschaftlers an die Goldenen Jahre der Migration nach Nordamerika, Tübingen 2018

Thomas Hatry, Hans-Martin Mumm (Hgg.): „Wer je die Flamme umschritt ..." Stefan George im Kreise seiner Heidelberger Trabanten. Eine Ausstellung zur Erinnerung an den 150. Geburtstag des Dichters im Museum Haus Cajeth 2.7.–26.9.2018, Heidelberg 2018

Heidelberger Geschichtsverein (Hg.): Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt. Jg. 23, 2019, Heidelberg 2018 (HJG Jg. 23, 2019)

Heidelberger Lupe e.V. (Hg.): Spurensuche. Heidelberg im Nationalsozialismus. Materialheft mit lokalgeschichtlichen Quellen, Heidelberg 2018

Alexander Heinzmann: Die Ringwälle auf dem Heiligenberg bei Heidelberg. Keltischer Fürstensitz oder Keltenstadt? Hg. von der Schutzgemeinschaft Heiligenberg und der Handschuhsheimer Geschichtswerkstatt, Heidelberg 2018

Lukas Ruprecht Herbert: Die akademische Gerichtsbarkeit der Universität Heidelberg: Rechtsprechung, Statuten und Gerichtsorganisation von der Gründung der Universität bis zum Ende der eigenständigen Gerichtsbarkeit 1867, Heidelberg 2018

Birgitta Hohenester-Pongratz, Florian Kollmann (Hgg.): Bildung gewinnt! Annelie Wellensiek zum Gedenken, Heidelberg 2018

Hans-Jürgen Kotzur: Heiter bis makaber. Die Bilderwelt des Heidelberger Malers Rainer Motz, genannt Munke (Schriftenreihe des Heimatmuseums Heidelberg-Rohrbach. Bd. 17), [Heidelberg 2018]

Frank Krogmann: Die Zukunft im Blick. 150 Jahre Universitäts-Augenklinik Heidelberg. Hg. von Gerd Uwe Auffahrth, Heidelberg 2018

Wilhelm Kühlmann, Karl Wilhelm Beichert (Hgg.): Aus den Jahren der pfälzischen Katastrophe. Julius Wilhelm Zincgrefs Briefe (1613–1626) an den Basler Professor Ludwig Lucius. Mit weiteren Briefen, Gedichten und den Thesen von Zincgrefs Basler Juristischer Disputation (1618), Heidelberg 2018

Kulturstiftung Rhein-Neckar-Kreis e.V. (Hg.): Pieter Sohl 85. Ausstellungskatalog, [Heidelberg 2018]

Martin Kunzler: Wir & wie wir wohnen. Baugenossenschaft Neu-Heidelberg. Ein Handbuch der Baugenossenschaft Neu Heidelberg eG, hg. anlässlich ihres 100. Jubiläums im Jahr 2018, Heidelberg 2018

Andreas Lob-Hüdepohl, Johannes Eurich (Hgg.): Aufblitzen des Widerständigen. Soziale Arbeit der Kirchen und die Frage des Widerstands während der NS-Zeit (Behinderung – Theologie – Kirche. Bd. 12), Stuttgart 2018

Harald Maier-Metz: Entlassungsgrund: Pazifismus. Albrecht Götze, der Fall Gumbel und die Marburger Universität 1930 bis 1946, Münster 2015

Dieter Mertens: Humanismus und Landesgeschichte. Ausgewählte Aufsätze. Hg. von Dieter Speck, Birgit Studt, Thomas Zotz (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B. Bd. 218), 2 Bde., Stuttgart 2018

Walter Mühlhausen: Friedrich Ebert, Bonn 2018

Manuel Obermaier, Florian Meister, Markus A. Weigand (Hgg.): Die Kunst der Narkose. Geschichte der Heidelberger Anästhesiologie. Festschrift anlässlich des 50-jährigen Jubiläums des Ordinariats für Anästhesiologie an der Ruprecht-Karls-Universität 2017, Heidelberg 2018

Volker von Offenberg: 150 Jahre Hopfenhandlung Eisemann (1868–2018). 150 Jahre, 1 Firma, 5 Generationen. Festschrift, Spechbach 2018

Gudrun Perrey: Johann Georg Zimmer (1777–1853). Die Geschichte des Heidelberger Verlegers, Heidelberg 2018

Klaus-Peter Schroeder: Jurisprudenz und Poesie. Die Heidelberger Semester Joseph von Eichendorffs, Karl Gottfried Nadlers und Joseph Victor von Scheffels, Heidelberg 2018

Klaus-Peter Schroeder: Theodor Mommsen, die Heidelberger Juristische Fakultät und ihre „Doktorfabrik" (Miscellanea Juridica Heidelbergensia. Bd. 8), Heidelberg 2018

Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg (Hg.): Öffnen – Bewahren – Präsentieren. Durch Zeit und Raum mit unseren Monumenten. Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg, Mainz 2017

Stadtteilverein Handschuhsheim (Hg.): Jahrbuch Handschuhsheim 2018, Heidelberg 2018 (Jb Hhm 2018)

Wolf Dieter Straub: Beat-Fieber zwischen Rhein und Neckar. Ein Streifzug durch die Szene der Rock'n'Roll- und Beat-Bands der 1960er Jahre im Raum Heidelberg-Mannheim (Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg. Sonderveröffentlichung 23), Heidelberg u.a. 2019

Unser Land. Heimatkalender für Neckartal, Odenwald, Bauland und Kraichgau 2019, Heidelberg 2018 (Unser Land 2019)

Julia D. Weiß: Admonitio Christiana (1616). Johann Georg Sigwert (1554–1618) und seine Absage an die Heidelberger Irenik (Veröffentlichungen zur badischen Kirchen- und Religionsgeschichte. Bd. 11), Stuttgart 2018

Grete Werner-Wesner, Anna Debora Zimmermann (Hgg.): Zäsur. Kunst trifft Zeitgeschehen, Heidelberg 2018

Ingeborg Wiemann-Stöhr: Die pädagogische Mobilmachung. Schule in Baden im Zeichen des Nationalsozialismus, Bad Heilbrunn 2018

Volker Zimmermann: Die Heidelberger Arzneibücher Ysack Laujs. Beiträge jüdischer Ärzte zur Heilkunde des Mittelalters, Stuttgart 2018

Aufsätze und selbständige Veröffentlichungen (nach Epochen geordnet)

Vor- und Frühgeschichte, Archäologie

Bert Burger: Die Kelten auf dem Heiligenberg, in: Jb Hhm 2018, S. 7–10

Alexander Heinzmann: Die Ringwälle auf dem Heiligenberg bei Heidelberg. Keltischer Fürstensitz oder Keltenstadt? Hg. von der Schutzgemeinschaft Heiligenberg und der Handschuhsheimer Geschichtswerkstatt, Heidelberg 2018

Renate Ludwig: Der Heiligenberg – keltischer Zentralort, römisches Heiligtum, heiliger Klosterberg. Heidelberg, Stadt Heidelberg, in: Gabriele Seitz (Hg.): Archäologische Erlebnisorte zwischen Odenwald und Bodensee. Hg. vom Förderkreis Archäologie in Baden, Heidelberg 2018, S. 30–32, 190f.

Renate Ludwig: Tilly-Fund. Das Leben der Belagerer, in: Spektrum Spezial Archäologie, Geschichte, Kultur. Jg. 2018, H. 1: Der Dreißigjährige Krieg, S. 54–61

Tobias Schöneweis, Renate Ludwig: Kastellbad und Mithrastempel im Nordvicus von Heidelberg, in: Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg (Hg.): Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2017, Darmstadt 2018, S. 182–186

12.–18. Jahrhundert

Kurt Andermann, Dieter J. Weiß: Territoriale Herrschaftsbildungen und ihre Grenzen: Kurpfalz/Bayern, in: Werner Freitag, Michael Kißener, Christian Reinle, Sabine Ullmann (Hgg.): Handbuch Landesgeschichte, Berlin, Boston 2018, S. 201–235

Karl Wilhelm Beichert, Wilhelm Kühlmann, Herrmann Wiegand (Hgg.): Der Jurist Nikolaus Kistner (Cisnerus) 1529–1583 und sein literarisches Werk im Kontext des pfälzischen Späthumanismus. Editionen und Untersuchungen, Heidelberg 2018

Walter Berschin: Friedrich von Hirsau († 1071). Der Heilige vom Heiligenberg, in: Unser Land 2019, S. 39–42

Anna Kathrin Bleuler: Der Codex Manesse. Geschichte, Bilder, Lieder, München 2018

Stefan Bröhl: Die „Ingram" und ihr Wappen. Überlegungen zur Frühzeit des Handschuhsheimer Adels, in: HJG Jg. 23, 2019, S. 21–31

Stefan Bröhl: In welchem „Lothringer Streit" kämpfte und starb Heinrich von Handschuhsheim, in: Jb Hhm 2018, S. 17f.

Albrecht Classen: Poetische Reflexionen der Geschlechterverhältnisse in Liederbüchern des 16. und 17. Jahrhunderts. Der Fall des „Heidelberger Liederbuchs" und die Lieder von Erasmus Widmann, in: Achim Aurnhammer, Susanne Rode-Breymann, Frédérique Renno (Hgg.): „Teutsche Liedlein" des 16. Jahrhunderts (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung. Bd. 35), Wolfenbüttel 2018, S. 319–337

Johannes Ehmann: Reformatorische Bewegungen im Südwesten des Reichs (1518–1557): Von Luthers Heidelberger Disputation bis zum Augsburger Frieden und seinen Nachwirkungen (Geschichte der Evangelischen Kirche in Baden. Bd. 1), Leipzig 2018

Julian Hanschke: Archiv- und Schreibräume, Kunstkammern und Bibliotheken auf dem Heidelberger Schloss, in: Konrad Krimm, Ludger Syré (Hgg.): Herrschaftswissen. Bibliotheks- und Archivbauten im Alten Reich (Oberrheinische Studien. Bd. 37), S. 23–48

Julian Hanschke: Ein unbekannter Lageplan des Heidelberger Schlosses und des Hortus Palatinus von 1689. Neue Erkenntnisse zum Ausbauzustand des Heidelberger Schlosses sowie des Hortus Palatinus im 17. Jahrhundert, in: Die Gartenkunst 30, 2018, S. 29–38

Ludwig Haßlinger: Das Dorf Hillenbach, in: Jb Hhm 2018, S. 15f.

Heike Hawicks, Ingo Runde: Heidelberg and the Holy See – from the Late Medieval Reform Councils to the Reformation in the Electoral Palatinate, in: 1517. Le università e la Riforma protestante. Studi e ricerche nel quinto anniversario delle tesi luterane (Studi e ricerche sull'università), ed. Simona Negruzzo, Bologna 2018, S. 33–54

János Heltai: Die persönlichen Beziehungen des Heidelberger Theologieprofessors David Pareus zu seinen ungarischen Studenten von 1598 bis 1621, in: Christine Absmeier, Matthias Asche, Márto Fato, Annemarie Röder, Anton Schindling (Hgg.): Religiös motivierte Migrationen zwischen dem östlichen Europa und dem deutschen Südwesten vom 16. bis zum 19. Jahrhundert (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B. Bd. 219), Stuttgart 2018, S. 237–253

Eugen Holl: Der Heiligenberg im Lorscher Codex, in: Jb Hhm, 2018, S. 11–14

Hans Oskar Koch: Johann Joseph Bode (1730–1807). Ein unbekannter Heidelberger Komponist der Mozart-Zeit, in: HJG Jg. 23, 2019, S. 33–45

Wilhelm Kühlmann, Karl Wilhelm Beichert (Hgg.): Aus den Jahren der pfälzischen Katastrophe. Julius Wilhelm Zincgrefs Briefe (1613–1626) an den Basler Professor Ludwig Lucius. Mit weiteren Briefen, Gedichten und den Thesen von Zincgrefs Basler Juristischer Disputation (1618), Heidelberg 2018

Dieter Mertens: Humanismus und Landesgeschichte. Ausgewählte Aufsätze. Hg. von Dieter Speck, Birgit Studt, Thomas Zotz (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B. Bd. 218), 2 Bde., Stuttgart 2018

Dieter Mertens: Jakob Wimpfeling als zentrale Gestalt des oberrheinischen Humanismus, in: Dieter Mertens: Humanismus und Landesgeschichte. Ausgewählte Aufsätze. Hg. von Dieter Speck, Birgit Studt, Thomas Zotz (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B. Bd. 218), 2 Bde., Stuttgart 2018, S. 269–296

Dieter Mertens: Julius Wilhelm Zincgraf und das Problem des Späthumanismus, in: Dieter Mertens: Humanismus und Landesgeschichte. Ausgewählte Aufsätze. Hg. von Dieter Speck, Birgit Studt, Thomas Zotz (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B. Bd. 218), 2 Bde., Stuttgart 2018, S. 43–64

Benjamin Müsegades et al.: Normen für Kessel und Küche. Edition der Haushofmeisterordnung für das Heidelberger Schloss aus dem Jahr 1500, in: ZGO. Bd. 166, 2018, S. 139–167

Debora Pape: Viele Wege führen nach Schönau. Die Transportwege zwischen Heidelberg und dem Kloster Schönau, in: HJG Jg. 23, 2019, S. 173–186

Bärbel Rudin: „Zweimal in der Woche Komödie". Das erste deutsche Hoftheater in Heidelberg. Zur ortsfesten Subventionierung professioneller Schauspielkunst seit 1656, in: Daphnis. Jg. 46, 2018, H. 4, S. 467–503

Hans Gerhard Senger: Nikolaus von Kues und Heidelberg 1416–2016. Heidelberg und Nikolaus von Kues, in: ZGO. Bd. 166, 2018, S. 1–20

Hannah Skoda: Threatened orders in Paris, Oxford and Heidelberg, in: Ewald Frie, Thomas Kohl, Mischa Meier (Hgg.): Dynamics of social change and perceptions of threat, Tübingen 2018, S. 83–102

Julia D. Weiß: Admonitio Christiana (1616). Johann Georg Sigwert (1554–1618) und seine Absage an die Heidelberger Irenik (Veröffentlichungen zur badischen Kirchen- und Religionsgeschichte. Bd. 11), Stuttgart 2018

Eike Wolgast: Die Universität Heidelberg als Landesuniversität der Pfälzer, in: Angelo Van Gorp, Ulrich A. Wien (Hgg.): Weisheit und Wissenstransfer. Beiträge zur Bildungsgeschichte der Pfalz (Forschungen zur Pfälzischen Landesgeschichte, Bd. 1), Ubstadt-Weiher u.a. 2018, S. 29–42

Volker Zimmermann: Die Heidelberger Arzneibücher Ysack Laujs. Beiträge jüdischer Ärzte zur Heilkunde des Mittelalters, Stuttgart 2018

18. und 19. Jahrhundert

Jo-Hannes Bauer: Die Auflösung der wallonischen Gemeinde in Heidelberg unter Conrad Christian Kilian, Pasteur 1782–1819, in: HJG Jg. 23, 2019, S. 47–62

Werner Becker: Mein Vetter, der Räuber. Das Leben des Friedrich Philipp Schütz genannt Mannefriedrich 1780–1812, Heidelberg 2018

Jürgen Brose: Einst das „Schwabing" Heidelbergs. Schon zu Tante Felix' Zeiten galt Handschuhsheim als Dorf mit besonderem Flair, in: Jb Hhm 2018, S. 45f.

Hans Oskar Koch: Johann Joseph Bode (1730–1807). Ein unbekannter Heidelberger Komponist der Mozart-Zeit, in: HJG Jg. 23, 2019, S. 33–45

Dieter Martin: Nationalpolitische Aneignung. Aus „Frischen Teutschen Liedlein" werden „Alte deutsche Lieder", in: Achim Aurnhammer, Susanne Rode-Breymann, Frédérique Renno (Hgg.): „Teutsche Liedlein" des 16. Jahrhunderts (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung. Bd. 35), Wolfenbüttel 2018, S. 339–366

Gudrun Perrey: Johann Georg Zimmer (1777–1853). Die Geschichte des Heidelberger Verlegers, Heidelberg 2018

Ingo Runde: Heidelberg und die Deutsche Nationalversammlung 1848/49, in: HJG Jg. 23, 2019, S. 199–207

Klaus-Peter Schroeder: Jurisprudenz und Poesie. Die Heidelberger Semester Joseph von Eichendorffs, Karl Gottfried Nadlers und Joseph Victor von Scheffels, Heidelberg 2018

Klaus-Peter Schroeder: Theodor Mommsen, die Heidelberger Juristische Fakultät und ihre „Doktorfabrik" (Miscellanea Juridica Heidelbergensia. Bd. 8), Heidelberg 2018

Hermann Wiegand: „… das wildromantische, mit steilen Höhen umrankte Neckarthal". Eine Reisebeschreibung für das Neckartal von Mannheim bis Heilbronn von 1843, in: Unser Land 2019, S. 101–106

19. und 20. Jahrhundert

Helmut Arnold: Der Alltag in Heidelberg und Hendesse 1936. Was uns die Zeitungen von damals dazu sagen, in: Jb Hhm 2018, S. 39–44

Alfred Bechtel, Michael Leitz: Ein feste Burg ist unser Gott. Lebenserinnerungen der Katharina Leitz geb. Schober †, in: Jb Hhm 2018, S. 27–31

Birgit Bender-Junker: Gesichter des Widerstands in Diakonie und Caritas – Hilfenetzwerke im konfessionellen Raum der Bekennenden Kirche und Inneren Mission, in: Andreas Lob-Hüdepohl, Johannes Eurich (Hgg.): Aufblitzen des Widerständigen. Soziale Arbeit der Kirchen und die Frage des Widerstands während der NS-Zeit (Behinderung – Theologie – Kirche. Bd. 12), Stuttgart 2018, S. 123–146

Ingrid von Beyme, Sabine Hohnholz: Vergissmeinnicht – Psychiatriepatienten und Anstaltsleben um 1900. Aus Werken der Sammlung Prinzhorn, Heidelberg 2018

Bernd Braun: „Ein Auferwecker der Nation wie keiner!" Die neu erworbene Büste von Ferdinand Lassalle im Friedrich-Ebert-Haus, in: HJG Jg. 23, 2019, S. 229–236

Bernd Braun: „Das deutlichste Symbol unserer Zeit" – die Amtsbereisungen des badischen Staatspräsidenten Anton Geiß 1919, in: Engehausen, Weber, S. 61–82

Michael Buselmeier: Man macht alles nur mit Fanatismus! Stefan Georges Freundeskreis in und um Heidelberg. Ein Essay, in: HJG Jg. 23, 2019, S. 99–116

Wolfgang U. Eckart: Heidelberger Akademie der Wissenschaften, in: Matthias Berg, Jens Thiel (Hgg.): Europäische Wissenschaftsakademien im „Krieg der Geister". Reden und Dokumente 1914 bis 1920 (Acta Historica Leopoldina. Nr. 72), Halle (Saale), Stuttgart 2018, S. 131–148

Jürgen Egyptien: Stefan George. Dichter und Prophet, Darmstadt 2018

Arno Ehrhard: Mit dem Dichter Tür an Tür. Erinnerungen an Dr. Hermann Buddensieg (1893–1979) in Ziegelhausen, in: Unser Land 2019, S. 295f.

Frank Engehausen: Die Revolution von 1918/19 in Baden und Württemberg – ein Überblick, in: Engehausen, Weber, S. 13–60

Frank Engehausen, Reinhold Weber (Hgg.): Baden und Württemberg 1918/19. Kriegsende – Revolution – Demokratie (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs. Bd. 48), Stuttgart 2018

Martin Furtwängler: „Das furchtbare Verbrechen der Revolution" – Adel und Revolution in Baden 1918–1921, in: Engehausen, Weber, S. 201–223

Gabriele Geibig-Wagner: „… die Stadt, welche uns recht artig und sauber dünkt". Richard Wagner in Heidelberg, in: HJG Jg. 23, 2019, S. 209–219

Wilhelm Güde: Das Verfahren vor dem Disziplinargericht der Universität Heidelberg gegen Carlo Mierendorff wegen seiner Beteiligung an der Erstürmung des Physikalischen Instituts der Universität, in: Ulrich Falk, Markus Gehrlein, Gerhart Kreft, Marcus Obert (Hgg.): Rechtshistorische und andere Rundgänge. FS für Detlev Fischer (Schriftenreihe des Rechtshistorischen Museums Karlsruhe. Große Reihe. Bd. 2), Karlsruhe 2018, S. 207–218

Thomas Hatry, Hans-Martin Mumm (Hgg.): „Wer je die Flamme umschritt ..." Stefan George im Kreise seiner Heidelberger Trabanten. Eine Ausstellung zur Erinnerung an den 150. Geburtstag des Dichters im Museum Haus Cajeth 2.7.–26.9.2018, Heidelberg 2018

Heidelberger Lupe e.V. (Hg.): Spurensuche. Heidelberg im Nationalsozialismus. Materialheft mit lokalgeschichtlichen Quellen, Heidelberg 2018

Sabine Holtz: Universitäten im Umbruch, in: Engehausen, Weber, S. 181–199

Werner H. Keller: „Das Gedächtnis der Gerechten bleibt im Segen". Großherzogin Hilda von Baden, in: Jb Hhm 2018, S. 33–37

Ewald Keßler: Gemeinschaftsschule oder Konfessionsschule. Die Abstimmung für die Gemeinschaftsschule 1869 in Heidelberg, in: HJG Jg. 23, 2019, S. 63–83

Erich Lehn: Filmbeschichtung aus dem Neckartal. Die ehemalige Gelatinefabrik in Ziegelhausen – 1888–1928, in: Unser Land 2019, S. 113–118

Andreas Lob-Hüdepohl, Johannes Eurich (Hgg.): Aufblitzen des Widerständigen. Soziale Arbeit der Kirchen und die Frage des Widerstands während der NS-Zeit (Behinderung – Theologie – Kirche. Bd. 12), Stuttgart 2018

Harald Maier-Metz: Entlassungsgrund: Pazifismus. Albrecht Götze, der Fall Gumbel und die Marburger Universität 1930 bis 1946, Münster 2015

Walter Mühlhausen: Friedrich Ebert, Bonn 2018

Hans-Martin Mumm: Theodor Haubach und Emil Henk. Zwei Georgeaner im Widerstand gegen Hitler, in: HJG Jg. 23, 2019, S. 117–136

Hans-Martin Mumm: Ein unbeachteter Porträtgrabstein auf dem Bergfriedhof. August Stöpel: Verbindungsstudent und Opfer eines Pistolenduells, in: HJG Jg. 23, 2019, S. 187–189

Katja Patzel-Mattern: Frauen in der Revolution, in: Engehausen, Weber, S. 131–153

Clemens Rehm: Die Jugend fest im Blick – ein Forschungsfeld, in: Engehausen, Weber, S. 155–180

Jörg Riecke: „Badische Flurnamenforschung" und „Oberrheinische Flurnamen". Namen und Geschichte am Oberrhein in Heidelberg 1931–1956, in: Jörg Riecke, Albrecht Greule, Stefan Hackl (Hgg.): Namen und Geschichte am Oberrhein. Orts-, Flur- und Personennamen zwischen Mainz und Basel (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B. Bd. 217), Stuttgart 2018, S. 275–281

Reinhard Riese: Dreipfeil gegen Hakenkreuz. Von der Erfindung eines Freiheitssymbols in Heidelberg, in: HJG Jg. 23, 2019, S. 137–151

Klaus-Peter Schroeder: Ehrenpromotionen an der Heidelberger Juristischen Fakultät im Ersten Weltkrieg: Dr. iur. h.c. Carl Leopold Netter und Dr. iur. hc. Rudolf Mosse, in: Ulrich Falk, Markus Gehrlein, Gerhart Kreft, Marcus Obert (Hgg.): Rechtshistorische und andere Spaziergänge. FS für Detlev Schmitt (Schriftenreihe des Rechtshistorischen Museums Karlsruhe. Große Reihe. Bd. 2), Karlsruhe 2018, S. 501–510

Ingeborg Wiemann-Stöhr: Die pädagogische Mobilmachung. Schule in Baden im Zeichen des Nationalsozialismus, Bad Heilbrunn 2018

20. und 21. Jahrhundert

Bettina Alavi, Elora Eva Märtsch: Der „Radikalenerlass" von 1972 und seine Auswirkungen an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg, in: Alavi, Swider, S. 235–263

Bettina Alavi, Anna-Lena Mohr: Der Fall Paul vs. Kollnig/Schwab. NS-Aufarbeitung an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg in den 1968ern?, in: Alavi, Swider, S. 205–233

Bettina Alavi, Melanie Schweizer: Die Pädagogische Hochschule Heidelberg als Ort der Emanzipation? Frauen und ihre pädagogischen Ideen an der PH Heidelberg um 1968, in: Alavi, Swider, S. 265–294

Bettina Alavi, Malgorzata Swider (Hgg.): 1968 an der Universität Opole und an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Ein trinationaler Blick in „provinzieller" Perspektive (Schriftenreihe der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Bd. 63), Heidelberg 2018

Ralph Backhaus: Rechtsromanistik in Heidelberg von 1918 bis zum Ende des 20. Jahrhunderts, in: Baldus, S. 57–97

Christian Baldus, Christian Hattenhauer, Klaus-Peter Schroeder (Hgg.): Geschichtliche Rechtswissenschaft. 100 Jahre Heidelberger Institut (1918–2018) (Miscellanea Juridica Heidelbergensia), Heidelberg 2018

Petra Bauer, Dieter Teufel: Masterplan Neuenheimer Feld – Teil 3. Der Prozess beginnt, in: Jb Hhm 2018, S. 75–84

Eva Bernhardt: Erinnern und Gedenken. Zum Projekt „Gedenktafel auf dem Kirchheimer Friedhof" der Elisabeth-von-Thadden-Schule, in: HJG Jg. 23, 2019, S. 221–228

Rudolf Bernhardt, Karin Oellers-Frahm: Das Max-Planck-Institut für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht. Geschichte und Entwicklung von 1949 bis 2013 (Beiträge zum ausländischen öffentlichen Recht und Völkerrecht. Bd. 270), Heidelberg 2018

Michael Braum: Peter Anselm Riedl und sein Engagement für die Stadt Heidelberg. Oder: Wie hält es die Kunstgeschichte mit ihrer Alltagsrelevanz? In: HJG Jg. 23, 2019, S. 263–271

Michael Braun, Ralph Schock (Hgg.): Michael Buselmeier. Nichts soll sich ändern. Festschrift zum 80. Geburtstag, Heidelberg 2018

Dietrich Dancker: 35 Jahre Heidelberg-Rehovot. Entstehung und Verlauf einer Partnerschaft, in: HJG Jg. 23, 2019, S. 247–257

Hans Gercke: Großdeutschland und Kleinamerika, in: Grete Werner-Wesner, Anna Debora Zimmermann (Hgg.): Zäsur. Kunst trifft Zeitgeschehen, Heidelberg 2018, S. 11–20

Karl S. Guthke: Von Heidelberg nach Harvard. Erinnerungen eines Literaturwissenschaftlers an die Goldenen Jahre der Migration nach Nordamerika, Tübingen 2018

Marianne Hecker: Das Schönste waren die Filmvorführungen. Erinnerungen an das Amerika-Haus in Heidelberg, in: Unser Land 2019, S. 269f.

Birgitta Hohenester-Pongratz, Florian Kollmann (Hgg.): Bildung gewinnt! Annelie Wellensiek zum Gedenken, Heidelberg 2018

Hans-Jürgen Kotzur: Heiter bis makaber. Die Bilderwelt des Heidelberger Malers Rainer Motz, genannt Munke (Schriftenreihe des Heimatmuseums Heidelberg-Rohrbach. Bd. 17), [Heidelberg 2018]

Kulturstiftung Rhein-Neckar-Kreis e.V. (Hg.): Pieter Sohl 85. Ausstellungskatalog, [Heidelberg 2018]

Martin Kunzler: Wir & wie wir wohnen. Baugenossenschaft Neu-Heidelberg. Ein Handbuch der Baugenossenschaft Neu Heidelberg eG, hg. anlässlich ihres 100. Jubiläums im Jahr 2018, Heidelberg 2018

Jürgen Neureither: Hendesse und die Jazz-Musik (:Yatzmußik), in: Jb Hhm 2018, S. 59–61

Manuel Obermaier, Florian Meister, Markus A. Weigand (Hgg.): Die Kunst der Narkose. Geschichte der Heidelberger Anästhesiologie. Festschrift anlässlich des 50-jährigen Jubiläums des Ordinariats für Anästhesiologie an der Ruprecht-Karls-Universität 2017, Heidelberg 2018

Felix Pawlowski, Jasmin Elsner-Huber, Nadine Povoden, Verena Meier: Heidelberg im Nationalsozialismus unter die Lupe genommen. Projektbericht der Heidelberger Lupe e.V., in: HJG Jg. 23, 2019, S. 259–262

Melissa Carrera Pinto: Das Jahr 1968 – lediglich ein Jahr der Revolte des männlichen „starken" Geschlechts? Zur Situation der Frauen an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg um 1968, in: Alavi, Swider, S. 295–308

Christmut Präger: Helios in Heidelberg. Der Sonnengott im Hauptbahnhof, in: HJG Jg. 23, 2019, S. 191–197

Roland Schäffer: Schulverweis. Das Jahr 1968 am Kurfürst-Friedrich-Gymnasium, in: HJG Jg. 23, 2019, S. 153–171

Klaus-Peter Schroeder: Rudolf Mosse und die Begründung des Instituts für geschichtliche Rechtswissenschaft („Stiftung 1918"), in: Baldus, S. 15–28

Wolf Dieter Straub: Beat-Fieber zwischen Rhein und Neckar. Ein Streifzug durch die Szene der Rock'n'Roll- und Beat-Bands der 1960er Jahre im Raum Heidelberg-Mannheim (Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg. Sonderveröffentlichung 23), Heidelberg u.a. 2019

Grete Werner-Wesner, Anna Debora Zimmermann (Hgg.): Zäsur. Kunst trifft Zeitgeschehen, Heidelberg 2018

Dietmar Willoweit: Wege der deutschen Rechtsgeschichte – Die Direktoren der germanistischen Abteilung des Instituts für geschichtliche Rechtswissenschaft von 1918 bis zum Ende des 20. Jahrhunderts, in: Baldus, S. 25–55

Willem van Winden: Universitäten sind die neuen wirtschaftlichen Antriebsmaschinen der Stadt, in: Bauwelt 109, 2018, H. 26, S. 14–19

Zu mehreren Zeitabschnitten

Christine Absmeier, Matthias Asche, Márto Fato, Annemarie Röder, Anton Schindling (Hgg.): Religiös motivierte Migrationen zwischen dem östlichen Europa und dem deutschen Südwesten vom 16. bis zum 19. Jahrhundert (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B. Bd. 219), Stuttgart 2018

Alfred Bechtel, Michael Leitz: Besitzer und Pächter der 7. Mühle, Mühltalstraße 124, in: Jb Hhm 2018, S. 21–26

Alfred Bechtel, Michael Leitz, Ludwig Haßlinger: Die Mühlen im Siebenmühlental in Handschuhsheim, [Heidelberg 2018]

Michael Braun, Ralph Schock (Hgg.): Michael Buselmeier. Nichts soll sich ändern. Festschrift zum 80. Geburtstag, Heidelberg 2018

Harald Breier: Ginkgo Biloba. Der Fächerblattbaum, in: Jb Hhm 2018, S. 53–58

Udo Bürger: Die spektakulärsten Kriminalfälle in Baden. Von Giftmischern, Amokläufern und Auftragsmördern, Erfurt 2018

Michael Buselmeier (Hg.): Alles will für dich erglühen. Das Heidelberger Schloss in Texten und Bildern, Heidelberg 2018

Max Dudler: Sattelkammer. Schloss Heidelberg, 2017, in: Simone Boldrin (Hg.): Max Dudler – Räume erzählen, Berlin 2018, S. 102–107

Peter Exner (Hg.): Demokratie wagen? Baden 1818–1918. Begleitband zur Ausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg im Generallandesarchiv Karlsruhe, Stuttgart 2018

Heidelberger Geschichtsverein (Hg.): Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt. Jg. 23, 2019, Heidelberg 2018

Lukas Ruprecht Herbert: Die akademische Gerichtsbarkeit der Universität Heidelberg: Rechtsprechung, Statuten und Gerichtsorganisation von der Gründung der Universität bis zum Ende der eigenständigen Gerichtsbarkeit 1867, Heidelberg 2018

Frank Krogmann: Die Zukunft im Blick. 150 Jahre Universitäts-Augenklinik Heidelberg. Hg. von Gerd Uwe Auffahrth, Heidelberg 2018

Hans-Martin Mumm: Unsere Affenfreundschaft, in: Michael Braun, Ralph Schock (Hgg.): Michael Buselmeier. Nichts soll sich ändern. Festschrift zum 80. Geburtstag, Heidelberg 2018, S. 144–148

Volker von Offenberg: 150 Jahre Hopfenhandlung Eisemann (1868–2018). 150 Jahre, 1 Firma, 5 Generationen. Festschrift, Spechbach 2018

Walter Petschan: 1250 Jahre Wieblingen: Ein Rückblick auf das Jubiläumsjahr 2017, in: HJG Jg. 23, 2019, S. 239–246

Ingo Runde: Universitätsreformen in Heidelberg – Überlieferung und Erschließung, in: Universität – Reform. Ein Spannungsverhältnis von langer Dauer (12.–21. Jahrhundert). Tagung September 2013, Wolfenbüttel (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte. Bd. 14), hg. von Martin Kintzinger, Wolfgang Eric Wagner, Julia Crispin, Basel 2018, S. 71–92.

Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg (Hg.): Öffnen – Bewahren – Präsentieren. Durch Zeit und Raum mit unseren Monumenten. Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg, Mainz 2017

Axel Schmitt, Jutta Grühbaum: 200 Jahre Geowissenschaften in Heidelberg, in: Der Aufschluss. Jg. 69, 2018, H. 5, S. 315f.

Stadtteilverein Handschuhsheim (Hg.): Jahrbuch Handschuhsheim 2018, Heidelberg 2018

Matthias Wermke: Alt-Heidelberger Originale. Gelebt, geschmäht, vergessen, in: HJG Jg. 23, 2019, S. 85–98

Zusammenstellung: Reinhard Riese

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Christoph Beckmann, Historiker. Seit 2018 wissenschaftliche Hilfskraft am Institut für Geschichte und Ethik der Medizin in Heidelberg.

Michael Buselmeier, geb. 1938, Schriftsteller. Kühler Grund 58, 69126 Heidelberg (p)

Dietrich Dancker, geb. 1967. Bruchhäuser Weg 1, 69124 Heidelberg, D.Dancker@gmx.de (p)

Prof. Dr. Frank Engehausen, geb. 1963, akademischer Mitarbeiter am Historischen Seminar der Universität Heidelberg, Grabengasse 3–5, 69117 Heidelberg. Frank.Engehausen@zegk.uni-heidelberg.de (d)

Viktor Fichtenau, M.A., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Seminar der Universität Heidelberg, seit Oktober 2018 Mitarbeiter im Forschungsprojekt Reintegration, Schuldzuweisung und Entschädigung – Bewältigung und Nicht-Bewältigung der NS-Vergangenheit in den drei Vorgängerländern Baden-Württembergs 1945–1952. Grabengasse 3–5, 69117 Heidelberg, viktor.fichtenau@zegk.uni-heidelberg.de (d)

Jörn Fuchs, geb. 1959, Vorsitzender des Stadtteilvereins Kirchheim. Hegenichstraße 2, 69124 Heidelberg (p)

Dr. Anette Hettinger, Akademische Oberrätin im Fach Geschichte an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. anette.hettinger@ph-heidelberg.de (d)

Prof. Dr. Christian Jansen, geb. 1956, lehrte in Bochum, Konstanz, Jerusalem, Berlin und Münster, seit Oktober 2013 Lehrstuhl für Neuere Geschichte an der Universität Trier. Forschung u.a. zur Heidelberger Universitätsgeschichte, zur nachrevolutionären Epoche 1849–71, zur italienischen Geschichte und Gumbel-Biograph. jansen@uni-trier.de (d)

Dr. Dörte Kaufmann, Stellvertretende Leiterin am Landesarchiv Saarbrücken, Forschungsschwerpunkte: Heidelberger Stadt- und Universitätsgeschichte, deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts. Landesarchiv Saarbrücken, Dudweiler Straße 1, 66133 Saarbrücken-Scheidt, d.kaufmann@landesarchiv.saarland.de

Johannes Valentin Korff, B.A., geb. 1994 in Berlin, Studium der Geschichte und Religionswissenschaft in Hamburg, Heidelberg und Osaka. War Assistant Curator on Liberty Osaka und dem Suiheisha History Museum (Japan), wissenschaftliche Hilfskraft an der Forschungsstelle Antiziganismus am Historischen Seminar der Universität Heidelberg. Islandstraße 20, 22145 Hamburg

Dr. Martin Krauß, geb. 1960, Leiter des Unternehmensarchivs der Bilfinger SE in Mannheim, Vorstandsmitglied des Heidelberger Geschichtsvereins. Viernheimer Weg 18, 69123 Heidelberg (p)

PD Dr. Marcel Krings, Akademischer Oberrat am Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg, Forschungsschwerpunkte: Weimarer Klassik, Frühromantik, Klassische Moderne, Franz Kafka. Germanistisches Seminar der Universität Heidelberg, Hauptstraße 207–209, 69117 Heidelberg, marcel.krings@gs.uni-heidelberg.de

Dr. Enno Krüger, geb. 1959, Kunsthistoriker mit Schwerpunkt Sammlungsgeschichte, Dozent und Reiseleiter in der kirchlichen Erwachsenenbildung, Dozent im Internationalen Ferienkurs für Deutsche Sprache und Literatur (Summer School) der Universität Heidelberg, Organisator und Moderator des Erzählcafés Emmertsgrund-Boxberg. kruenn@web.de (p)

Dr. Johan Lange, geb. 1984, Studium der Geschichte und Germanistik in Heidelberg und Paris, Promotion 2016 mit einer Dissertation über Ratgeberliteratur für Studenten im Zeitalter der Aufklärung 1670–1820, Unternehmensberater der myconsult GmbH mit dem Schwerpunkt Digitalisierung/IT-Infrastruktur an Universitäten und Fachhochschulen. johan.lange@posteo.de

Dr. Renate Marzolff, geb. 1938, Studium der Romanistik, Germanistik, Kunstgeschichte, bis 2001 Lehrerin für Deutsch, Französisch, Kunst. Jaspersstraße 33, 69126 Heidelberg (p)

Ingrid Moraw, Lehrerin für Geschichte, Politik und Deutsch i.R. Robert-Stolz-Weg 8, 69181 Leimen, F.i.moraw.@t-online.de (p)

Hans-Martin Mumm, geb. 1948, Theologe und Maschinenschlosser, Kulturamtsleiter i.R., Vorsitzender des Heidelberger Geschichtsvereins. Kaiserstraße 10, 69115 Heidelberg, hansmartin.mumm@gmx.de (p)

Petra Nellen, geb. 1963, Historikerin, Projektleiterin in der Abteilung Wissenschaftliche Weiterbildung der Universität Heidelberg. Rastatter Straße 4a, 69126 Heidelberg (p)

Walter Petschan, geb. 1949, Lehrer für Geschichte und Latein i.R. Schwabenheimer Weg 5c, 69123 Heidelberg (p)

Dr. Christmut Präger, geb. in Lörrach/Baden, freiberuflicher Kunsthistoriker in Heidelberg. chris.praeger@web.de (p)

Hansjoachim Räther, geb. 1949, Historiker, Vorstandsmitglied und Geschäftsführer des Heidelberger Geschichtsvereins, Mitarbeiter der Geschichtswerkstatt Handschuhsheim. Klingentorstraße 6, 69117 Heidelberg, hansjoachimR@haidelberg.de (p)

Dr. Reinhard Riese, geb. 1944, Lehrer für Geschichte, Latein und Politik i.R. Rohrbacher Straße 159, 69126 Heidelberg (p)

Claudia Rink, Kunsthistorikerin, Verlegerin, Gästeführerin, 2. Vorsitzende des Heidelberger Geschichtsvereins. Turnerstraße 141, 69126 Heidelberg, kurpfaelzischerverlag@t-online.de

Prof. Dr. Maike Rotzoll, geb. 1964, Fachärztin für Psychiatrie und Medizinhistorikerin, seit 2005 Institut für Geschichte und Ethik der Medizin Heidelberg, Mitglied im Vorstand des Heidelberger Geschichtsvereins. maike.rotzoll@histmed.uni-heidelberg.de (d)

Dr. Ingo Runde, Direktor des Universitätsarchivs Heidelberg, Lehrbeauftragter für Historische Grundwissenschaften an der Universität Heidelberg, Vorstandsmitglied im Freundeskreis für Archiv und Museum der Universität Heidelberg. runde@uniarchiv.uniheidelberg.de (d)

Dr. Armin Schlechter, Leiter der Abteilung Sammlungen im Landesbibliothekszentrum Rheinland-Pfalz, Forschungsschwerpunkte Buch- und Bibliotheksgeschichte sowie Landesgeschichte des deutschsprachigen Südwestens, Heidelberger Romantik. LBZ Speyer, Otto-Mayer-Straße. 9, 67346 Speyer, schlechter@lbz-rlp.de

Florian Schmidgall, geb. 1985, Historiker und Photo-Medienlaborant, Verwaltung Deutsches Verpackungs-Museum, Vorstand des Freundeskreises Literaturhaus Heidelberg. Dreikönigstraße 11/9, 69117 Heidelberg, florian.schmidgall@posteo.de (p)

Simon Stewner, B.A.-Studium Geschichts- und Politikwissenschaft, Freier Mitarbeiter der Rhein-Neckar-Zeitung (Feuilleton), Kurator der Kabinettausstellung zu Emil Julius Gumbel im Universitätsarchiv („Zwischen Unehre und Kohlrüben"). Am Grünen Hag 38, 69118 Heidelberg

Jörg Tröger, geb. 1943, 1971–2008 Redakteur und Autor (Hörfunk und Fernsehen) bei SDR und SWR, Redaktion Wissenschaft und Kultur. Alte Römerstraße 1, 69259 Wilhelmsfeld (p)

Dr. Ulrich Wagner, Ltd. Archivdirektor a.D., Forschungsschwerpunkte Landesgeschichte, Stadtgeschichte und Geschichte des Deutschen Ordens. Unterer Dallenbergweg 36 A, 97082 Würzburg, ulrich_wagner@gmx.net (p)

Prof. Dr. Hermann Wiegand, geb. 1951, nach Studium vornehmlich in Heidelberg, 1975 Examen in Latein und Geschichte, 1977 Lehrer am Karl-Friedrich-Gymnasium Mannheim, seit 1996 dessen Leiter, 2001 Honorarprofessor der Universität Heidelberg, 1982 im Vorstand des Mannheimer Altertumsvereins, seit 2007 dessen Vorsitzender, Mitherausgeber der Mannheimer Geschichtsblätter und der Mannheimer Historischen Schriften. 68165 Mannheim, Friedrich-Karl-Straße 1 (p)

Über den Heidelberger Geschichtsverein

Der Heidelberger Geschichtsverein e.V. wurde 1993 gegründet. Er sieht es als seine Aufgabe an, die Erforschung und Darstellung der Geschichte der Stadt Heidelberg und ihrer Ortsteile sowie der Vor- und Frühgeschichte auf ihrer Gemarkung zu fördern, das öffentliche Interesse an der Orts- und Regionalgeschichte zu wecken und interessierten Bürgerinnen und Bürgern sowie den Mitgliedern des Vereins ein Forum im Sinne der Vereinszwecke zu bieten.

Der Verein veranstaltet Vorträge, Führungen, Ausstellungen und Exkursionen. Er gibt seit 1996 „Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt" heraus, das im Buchhandel erhältlich ist; den Mitgliedern geht jeweils ein Belegexemplar zu. Daneben erscheinen in unregelmäßigen Abständen Ausstellungskataloge und andere Veröffentlichungen.

Der Geschichtsverein sucht den Kontakt zu historischen und kulturellen Vereinigungen und Einrichtungen in der Region. Er ist als gemeinnützig anerkannt. Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 35,00 €. Das Beitrittsformular kann beim Vorstand angefordert werden und findet sich auch auf der Internetseite www.haidelberg.de.

Vorstand:

Hans-Martin Mumm, Claudia Rink
Dr. phil. Martin Krauß, Hansjoachim Räther, Prof. Dr. med. Maike Rotzoll

Kontakte:

Vereinsadresse:
Heidelberger Geschichtsverein
c/o Hans-Martin Mumm
Kaiserstraße 10
69115 Heidelberg
E-Mail: hans-martin.mumm@gmx.de
Internet: www.haidelberg.de

Jahrbuch:

Anfragen und Zusendungen an die Jahrbuchredaktion bitte über die Vereinsadresse. Die früheren Ausgaben von „Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt" sind – mit Ausnahme der Jahrgänge 1 und 8 – lieferbar. Die Bände bis Jg. 20 kosten 18,00 Euro, ab Jg. 21 kosten sie 22,00 Euro.

hgv HEIDELBERGER GESCHICHTSVEREIN E.V.

35 Jahre Kurpfälzischer Verlag

Vor 35 Jahren gründete Hermann Lehmann den KURPFÄLZISCHEN VERLAG. Den Namen hat er zum Programm gemacht. Der Verlag beschäftigt sich seit seiner Gründung im Jahr 1984 mit Themen, die sich auf den Bereich der ehemaligen Kurpfalz beziehen. Dabei stehen nicht nur historische Aspekte im Blickpunkt, sondern auch aktuelle Themen der Stadtpolitik und Stadtentwicklung (z.B. „1250 Jahre Bergheim"). Beispielhaft für historischen Publikationen sind die Jahrbücher des Heidelberger Geschichtsvereins, die mit diesem Band bereits 23 Bände umfassen. Hierin werden Forschungserkenntnisse und Ereignisse zusammengetragen und einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Publikationen zu jüdischem Leben in Heidelberg kamen jüngst hinzu (z.B. „Stolpersteine in Heidelberg" und zuletzt „Stille Helfer. Eine Spurensuche in Heidelberg") sowie Sozialstudien zu den Unterschichten im 18. und 19. Jahrhundert im Südwestdeutschen Raum („Mein Vetter, der Räuber").

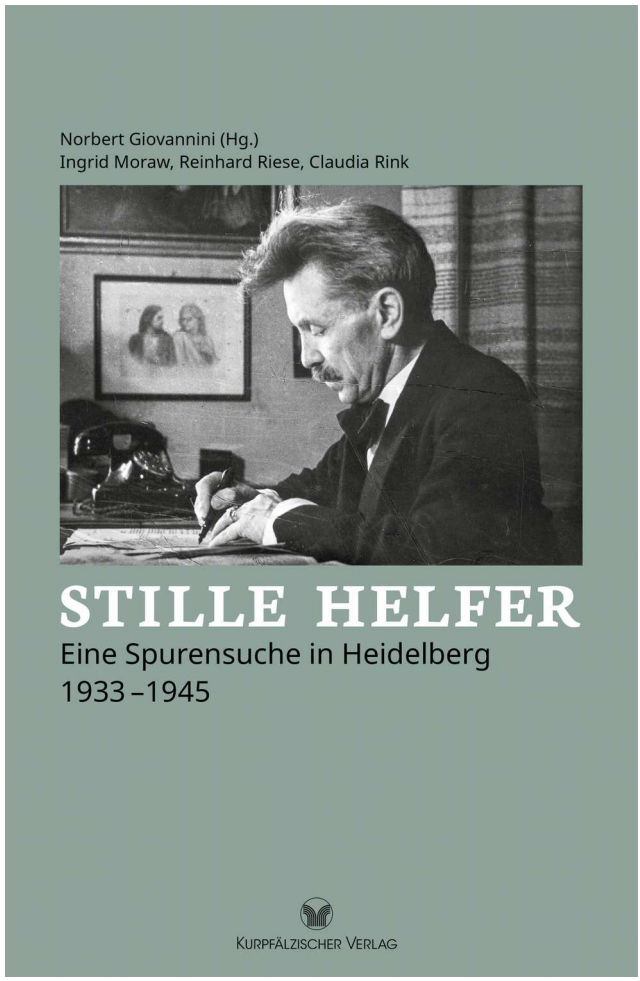
In den vergangenen Jahren wurde das Programm erweitert um die Themenbereiche Biografie („Der Künstler Pieter Sohl") und Lyrik („100 gedichte", „Totentanz", „Der Knopf") sowie um Ausstellungskataloge und Bildbände (Stefan George, Protestantische Räume und LandArt Aktionen im hiesigen Raum).

Alle Bücher des Kurpfälzischen Verlags sind über den Buchhandel zu beziehen oder können direkt beim Verlag bestellt werden.

Detailliertere Informationen über einzelne Editionen können Sie den weiterführenden Links im Verlagsprogramm entnehmen.

www.kurpfaelzischer-verlag.de
E-Mail: kurpfaelzischerverlag@t-online.de
Telefon: 06221-314940

Inh. Claudia Rink
Turnerstraße 141
69126 Heidelberg



Erschienen im Juli 2019

Norbert Giovannini (Hg.)
Ingrid Moraw, Reinhard Riese, Claudia Rink
364 S., über 100 Abb., geb. 17 x 23 cm,
Ladenpreis24,80 Euro
ISBN 9783924566715

KURPFÄLZISCHER VERLAG

Turnerstraße 141 - 69126 Heidelberg
Tel.: 06221-314940 - www.kurpfaelzischer-verlag.de

Stolpersteine in Heidelberg

Hgg. von der Initiative Stolpersteine Heidelberg

192 S., über 100 Abb., Broschur 16 x 23 cm,
Ladenpreis 15,00 Euro
ISBN 978-3-924566-65-4

KURPFÄLZISCHER VERLAG
HEIDELBERG

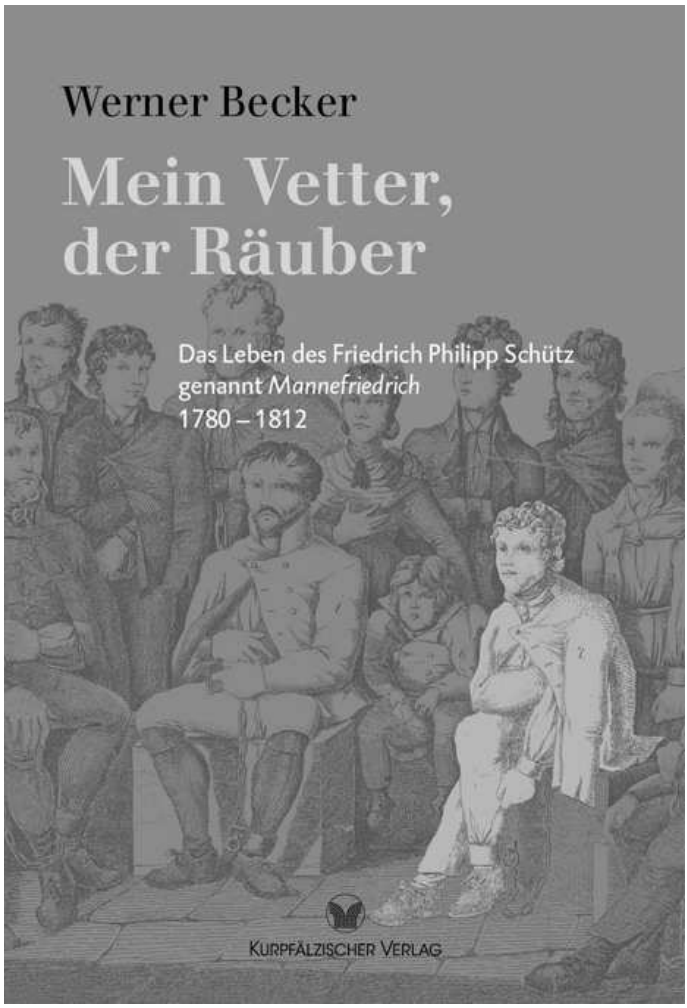
Turnerstraße 141 - 69126 Heidelberg
Tel.: 06221-314940 - www.kurpfaelzischer-verlag.de

Erschienen im Juli 2019

Jo-Hannes Bauer, Hans-Martin Mumm (Hgg.)
192 S., über 100 Abb., Broschur 23 x 22 cm,
Ladenpreis 18,00 Euro
ISBN 978-3-924566-78-4

KURPFÄLZISCHER VERLAG
HEIDELBERG

Turnerstraße 141 - 69126 Heidelberg
Tel.: 06221-314940 - www.kurpfaelzischer-verlag.de



Werner Becker
Mein Vetter, der Räuber
344 S., über 40 Abb., Broschur 16 x 23 cm
Ladenpreis 18,00 Euro
ISBN 978-3-924566-59-3

Kurpfälzischer Verlag
Heidelberg

Turnerstraße 141 - 69126 Heidelberg
Tel.: 06221-314940 - www.kurpfaelzischer-verlag.de